

René Spitz

HfG

Ulm 1968–2008

IUP

IFG

René Spitz

HfG

Ulm 1968–2008

IUP

IFG

Herausgegeben vom Internationalen
Forum für Gestaltung IFG Ulm unter
der Intendanz von Regula Stämpfli

Published by the International
Design Forum IFG Ulm under
the directorship of Regula Stämpfli



Inhalt

HfG 1968	13
Interview Fred Hochstrasser	32
IUP 1969–1972	39
Interview Gerhard Curdes	58
Interview Siegfried Maser	70
IFG 1988–2003	81
Interview Fred Hochstrasser	94
Interview Sabine Süß	150
Interview Alexander Wetzig	156
IFG 2004–2008	163
Interview Bernd Kniess	176
Interview Regula Stämpfli	192
Interview Peter Sloterdijk	204
Interview Ruedi Baur	216
Interview Christopher Dell	224
KwaThema Project	242
Master Peace Game	256
Uncounted Counts	266
Interview Ton Matton	274
Interview Miguel Robles-Duran	286
Interview Florian Walzel	296
Anhang/Appendix	309
Am I Ulmish?	310
Literaturhinweise/References	312
Bildnachweis/Photo credits	313
Impressum/Imprint	315

»Ulm« ist nicht Ulm.

»Ulm« ist kein Monolith. Was die Gestalter in aller Welt mit »Ulm« verbinden, ist nicht sich selbst gleich, auf ewige Zeiten unveränderlich. »Ulm« ist permanenter Wandel, Anpassung an veränderte Kontexte. »Ulm« ist stetige Transformation. Das wird immer dann aus Unwissenheit übersehen oder mutwillig ausgeblendet, sobald die Oberfläche von »Ulm« auf ein Dutzend Resultate reduziert wird: in der medialen Vervielfältigung nur als Verweis, in der Sammlung nur als eine Option der Designgeschichte ohne die zugrunde liegende Haltung, in der kuratierten Ausstellung nur als Fetisch inszeniert.

Hinter der einsilbigen Sigle »Ulm« verbergen sich viele Initiativen. Angefangen bei der ersten Aktion Otl Aichers, wenige Wochen nach Ende des Zweiten Weltkriegs Vorträge in der weitgehend zerstörten Stadt Ulm zu bewerkstelligen. Das führte zur Gründung der Ulmer Volkshochschule. Dann die Überlegungen des sogenannten Ulmer Kreises, eine weitere Plattform namens »studio null« zu etablieren. Sodann die Hochschule für Gestaltung, HfG Ulm (1953–1968), deren Existenz durch Phasen höchst unterschiedlicher Ausrichtung geprägt ist. Nach der Schließung der HfG zum 31.12.1968 das Institut für Umweltplanung, IUP (1969–1972), welches sich selbst wiederum innerhalb von nur drei Jahren vom »Institut für Gestaltung« über das »Institut für Umweltgestaltung« zum letztlichen Namen »IUP« veränderte. Daraufhin eine lange Zeitspanne der strukturellen Konsolidierung der Stiftung, die von Anfang an (05.12.1950) institutioneller Träger der Aktivitäten auf dem Ulmer Kuhberg war. Ab 1985 formierte sich schrittweise das Internationale Forum für Gestaltung, IFG Ulm, das ab 1988 bis 2003 jährlich die Septembertagungen ausrichtete. Nach einer erneuten Zäsur Ende 2003 eröffneten die Hearings des IFG von 2004 und 2005 die Neuausrichtung seiner Aktivitäten, die im Beförderungsprogramm »Designing Politics – The Politics of Design« mündeten, das von 2006 bis 2008 ausgeschrieben wurde. Mit dem Aussetzen des Programms (als Folge der Investitionen der Stiftung in die Sanierung des HfG-Gebäudes) endet diese Dokumentation.

Bisweilen waren die Veränderungen außen kaum sichtbar. Oft aber waren sie so fundamental, dass sie Irritationen, Kopfschütteln, Verärgerung provozierten. Schon im ersten Rückblick, der überhaupt zur Geschichte der HfG Ulm veröffentlicht wurde, beschreibt Otl Aicher die Existenz der »Ulmer Schule«, wie er sie nannte, nicht als eine Einheit. Er zerteilt sie in »sieben Phasen«. Ein Student, der sein Studium 1953 noch in den provisorischen Räumen der Ulmer Volkshochschule aufgenommen hat, und eine Studentin, die sich 1967 eingeschrieben hat, erlebten zwei grundverschiedene Einrichtungen.

»Ulm« wurde auch nach 1968 angetrieben vom Zweifel, von der Suche nach der richtigen Antwort. »Ulm« kennt kaum Gewissheit. Nicht nur an der HfG wurden Fehler gemacht. Der Umgang damit war entscheidend. Was in der Zeit jeweils als vehementer Streit tobte, wurde aus dem Rückblick beschönigend Experiment genannt. »Ulm« hat die Welt der Gestalter gelehrt, dass Irrtum zugelassen werden muss. »Ulm« hat eine Kultur des Fragens und Ausprobierens etabliert. Der Streit gehört dazu, denn er verdeutlicht, dass man es ernst meint. Die Ulmer Themen sind nicht belanglos, sondern relevant. Sie betreffen uns, unsere Existenz, die Zukunft unseres Planeten. Darunter tut »Ulm« es nicht.

Veränderung erfordert den Mut, die daraus resultierende Auseinandersetzung nicht zu scheuen. Dabei aber muss die Form gewahrt werden. »Ulm« beruht auf dem humanistisch-aufklärerischen Impetus, dass wir uns nicht die Köpfe einschlagen dürfen. Deshalb ist die Form der Auseinandersetzung, die Art und Weise, wie ich zu einem Ergebnis gelange, eine primär gestalterische Aufgabe. Deshalb hat Gestaltung immer eine virulente gesellschaftliche und politische Dimension. Das ist möglicherweise die einzige Ulmer Gewissheit.

Was geschehen ist, ist Geschichte. Das vorliegende Buch ist eine erste Dokumentation. Es ist insofern ein historisches Buch. Aus diesem Grund hat sich die Kölner Gestalterin Petra Hollenbach dafür entschieden, mit Elementen zu arbeiten, die ohne Brechung und unverkennbar auf »Ulm« in seiner Ausprägung »Hochschule für Gestaltung« verweisen. Die Seiten sind in drei Spalten gegliedert, als Schrift wird die Akzidenz Grottesk verwendet, die Abbildungen springen nur innerhalb eines vorgegebenen Rasters. Früher hätte man argumentiert, die Gestaltung nehme sich zurück, aber ein solche Aussage wäre heute Nostalgie. Selbstverständlich enthält die Entscheidung für diesen Duktus des Entwerfens, Sagens und Zeigens eine spezifische Konnotation. Sie verweist auf den Glauben daran, dass die Welt mit vernünftigen Mitteln konstruierbar sei. Wir wissen heute, dass sich dieses Credo in eine Ideologie verwandelt hat und wir unser Heil nicht davon erwarten können, dass wir ihr kritik- und bedingungslos folgen.

Dieses Buch soll sichtbar machen. In Ulm wurden nicht nur bis 1968, sondern auch danach die wesentlichen Fragen der Gestaltung untersucht und verhandelt. Was in Ulm geschah, war vor seiner Zeit. Diese Feststellung gilt nicht nur für die HfG. Die Themen, die das IUP und das IFG zur Sprache gebracht haben, fanden außerhalb Ulms mit einer Verzögerung von 5 bis 10 Jahren Aufnahme in den internationalen Diskurs.

“Ulm” is not Ulm.

Die Breite und Tiefe dieser intensiven Ulmer Auseinandersetzung mit den fundamentalen Fragen der Gestaltung kann in dem vorliegenden Buch nicht ausgelotet werden. Deswegen soll hier der Ulmer Horizont von 1968 bis 2008 zumindest abgesprochen und auf die Akteure und ihre Themen aufmerksam gemacht werden. Die Aufgabe wäre erfüllt, wenn das Interesse für eine eingehendere Beschäftigung geweckt würde und sich daraus eine Folge von Tiefenbohrungen zu einzelnen Schwerpunkten ergäbe.

Auch dieses Buch hätte »sine ire et studio« zustande kommen sollen. Doch bei diesem Anspruch, sich zurückzunehmen, sich als gestaltender Mensch aus dem Resultat seiner Bemühungen herauszuziehen und nur das Ergebnis sprechen zu lassen, als Autor letztlich unsichtbar zu werden, handelt es sich auch um Ideologie, vergleichbar mit der unerfüllbaren Forderung, die die Moderne an Designer und Architekten gerichtet hat. Deshalb ist auch dieses Buch behaftet mit Fehlern, Lücken, Sprüngen und Irrtümern, zuletzt mit Verblendung ebenso wie mit Zorn.

Ich bin mit Ulm verbunden, seit mir 1985 das erste Mal ein Buch von Otl Aicher in der väterlichen Bibliothek in die Hände fiel. Von 1989 bis 1991 habe ich, parallel zu meinem Studium der Geschichte und Germanistik in München, mit Otl Aicher und seinem Mitarbeiter Albrecht Hotz für das Südtiroler Unternehmen durst gearbeitet. Nach meiner Veröffentlichung über die politische Geschichte der HfG Ulm lud mich die Stiftung Hochschule für Gestaltung im Herbst 2003 dazu ein, mich als Mitglied des IFG-Fachbeirats zu engagieren. Schon wenige Wochen später fiel mir die Aufgabe zu, als Vorsitzender des Fachbeirats die Aktivitäten des IFG neu auszurichten. Im Sommer 2007 beendete ich mein Engagement.

Als ich Anfang 2012 von meiner Nachfolgerin als Intendantin des IFG, Regula Stämpfli, gefragt wurde, ob ich für das IFG eine Dokumentation über »Ulm bis 2008« erarbeiten wollte, habe ich mich sehr über diese Gelegenheit gefreut, die Vielschichtigkeit und den Facettenreichtum Ulms sichtbar zu machen. Ich wollte zugleich die für »Ulm« typischen Konflikte nicht unter den Tisch kehren, sondern zur Diskussion stellen und Widerspruch zulassen. Für ihr Vertrauen danke ich Regula Stämpfli, ebenso wie auch der Stiftung, repräsentiert durch Alexander Wetzig, sowie allen Gesprächspartnern und nicht zuletzt der klugen, geduldigen Gestalterin Petra Hollenbach, dem Lektor Norbert Knyhala und dem Übersetzer Keith Lunn.

Dieses Buch widme ich meiner Frau und meinen Kindern, die wieder einmal im Frühling, Sommer und Herbst auf mich verzichtet haben.

René Spitz
Köln, 1. November 2012

“Ulm” is not a monolith. What designers throughout the world associate with “Ulm” is not the same thing, eternal and unchangeable. “Ulm” is constant change, adaptation to changing contexts. “Ulm” is permanent transformation. That is overlooked out of ignorance or wilfully suppressed whenever and as soon as the contours of “Ulm” are reduced to a dozen or so results: in media reproduction merely as a reference, in collections merely as an option in the history of design without the attitude on which it was based, and in curated exhibitions merely put on show as a fetish.

The monosyllabic siglum “Ulm” conceals a multitude of initiatives, starting with Otl Aicher’s first campaign to organize lectures in the extensively destroyed City of Ulm a few weeks after the end of the Second World War. That led to the foundation of the Ulmer Volkshochschule adult education institute. Then came the ideas of the so-called Ulm Group to establish a further platform named “studio null”, and then the Ulm School of Design, HfG Ulm (1953–1968), whose existence is characterized by phases of highly differing orientation. When HfG closed on 31 December 1968, it was followed by the Institute of Environmental Planning (Institut für Umweltplanung – IUP) (1969–1972), which itself metamorphosed within only three years from the Institute of Design through the Institute of Environmental Design to its final identity as IUP. There followed a long period of structural consolidation at the foundation which, from the very start (05 December 1950) had been the funding institution for the activities at Kuhberg in Ulm. Step by step, starting in 1985, IFG Ulm, the Internationales Forum für Gestaltung or International Design Forum, was established, and hosted its annual September conferences from 1988 to 2003. After another break at the end of 2003, the IFG Hearings of 2004 and 2005 embarked on a reorientation of its activities, leading to the promotional programme “Designing Politics – The Politics of Design” which ran from 2006 to 2008. This documentation ends with that programme being discontinued (as a consequence of the foundation investing in the restoration of the HfG building).

Some of the changes were hardly visible from the outside. Often, however, they were so fundamental as to irritate, and provoke shaking of heads and indignation. In the very first retrospective to be published on the history of HfG Ulm, Otl Aicher describes the existence of the "Ulm School", as he called it, as anything but a unit. He divides it into "seven phases". A student starting the course at the provisional premises of the Ulmer Volkshochschule in 1953 and a student enrolling in 1967 experienced two thoroughly different institutions.

After 1968, "Ulm" continued to be driven by doubt, by the search for the right answer. "Ulm" knew no certainty. It was not only at HfG that mistakes were made. What was decisive was how they were dealt with. What raged at the time as a vehement dispute was with hindsight euphemistically termed an experiment. "Ulm" taught the world of designers that errors had to be permitted. "Ulm" established a culture of questioning and trial. The arguments are a part of that, as they show things were meant seriously. The topics addressed at Ulm are not trivial, but relevant. They concern us, our existence and the future of our planet. "Ulm" is not content with anything less.

Change requires the courage not to shy away from the resulting arguments. But the niceties have to be observed, even then. "Ulm" is based on the humanistic, enlightenment idea that we should not bash each other's heads in. The form of a dispute, the way in which we arrive at a result, is therefore primarily a task for design. That is why design always has a virulent social and political dimension. That may well be the only certainty at Ulm.

What happened is history. This book is a first documentation. It is therefore a historical book. For that reason, Cologne-based designer Petra Hollenbach decided to work with elements which unmistakably and without falsification point to "Ulm" in its manifestation as the "Hochschule für Gestaltung". The pages are arranged in three columns, the typeface used is Akzidenz Grotesk, and the illustrations are kept within a specified grid. Earlier, one would have said the design was consciously reticent, but such a statement would now be nostalgia. Of course, the decision to adopt this style of drafting, stating and showing has a specific connotation. It draws attention to the belief that the world can be constructed with reasonable means. We know today that this creed has been transformed into an ideology, and that we cannot expect salvation from following it uncritically and unconditionally.

This book is intended to make things visible. In Ulm, essential issues of design have been examined and discussed, not only until 1968, but also thereafter. What happened in Ulm was ahead of its time. This finding applies not only to HfG. The topics that IUP and IFG broached made their way into the international dialogue outside Ulm some 5 to 10 years later.

The breadth and depth of this intensive examination of the fundamental questions of design cannot be fully sounded out in this book. In consequence, the intention is at least to trace the Ulm horizon from 1968 to 2008 and draw attention to the protagonists and their topics. The job

would be done if interest could be awakened in a more intensive study and that resulted in a series of deep exploratory boreholes on individual focal aspects.

This book, too, should have come about "sine ira et studio". But even that aspiration to stay in the background, to withdraw as a creative human being from the results of one's efforts and merely let the results speak, and in the final analysis to become invisible as the author, is an ideology comparable with the unfulfillable demands modernism has placed on designers and architects. That is why this book too is by no means free of errors, gaps, jumps and misconceptions, and finally also with delusion and anger.

I have been associated with Ulm ever since I came across a book by Otl Aicher in my father's library in 1985. From 1989 to 1991, in parallel with my studies of history and German in Munich, I worked together with Otl Aicher and his associate Albrecht Hotz for the South Tyrolean company durst. Following my publication on the political history of HfG Ulm, the Hochschule für Gestaltung Foundation invited me in autumn 2003 to become involved as a member of the IFG Advisory Board. Only a few weeks later, I was appointed Chairman of the Advisory Board with responsibility for realigning the activities of IFG. I ended that appointment in the summer of 2007.

In early 2012, when I was asked by Regula Stämpfli, my successor as Director of IFG, whether I could compile a documentation on "Ulm up to 2008" for IFG, I was delighted by the opportunity to shed a light on the complexity and multifacetedness of Ulm. My intention in that context was not to sweep the conflicts typical of "Ulm" under the carpet, but to put them up for discussion and permit dissent. My thanks for their confidence go to Regula Stämpfli and to the Foundation represented by Alexander Wetzig, to all the people I interviewed, and, last but not least, to the ingenious and patient designer Petra Hollenbach, the copy editor Norbert Knyhala and the translator Keith Lunn.

I dedicate this book to my wife and my children, who have once again had to do without me in spring, summer and autumn.

René Spitz
Cologne, 01 November 2012

HfG 1968

Interview Fred Hochstrasser 32

Ulm 1968

Der Mythos vom Ende

Am 18.12.1967 beschloss die Geschwister-Scholl-Stiftung, all ihren Angestellten zum 30.09.1968 zu kündigen und den Betrieb der HfG Ulm zu diesem Termin einzustellen.

Die private Stiftung war der Träger der Hochschule für Gestaltung (HfG) Ulm. Nimmt man ihre Satzung wörtlich, so war der Betrieb der HfG nicht ihr einziger Zweck. Tatsächlich jedoch hat sich die Stiftung keiner anderen Beschäftigung gewidmet, um den Zweck zu erfüllen, um dessentwillen Inge Scholl sie 1950 gegründet hatte. Seither war es der Stiftung nicht gelungen, finanzielle Verhältnisse herbeizuführen, die so solide waren, dass der Betrieb der HfG auch nur annähernd unter den Bedingungen möglich gewesen wäre, die allen Beteiligten – Spendern, Studenten, Dozenten, Politikern, Journalisten – versprochen worden waren.

Die Formulierung »die Stiftung« erweckt den Eindruck, es habe sich dabei um einen großen, anonymen Apparat gehandelt. De facto handelte es sich über die gesamte Zeit nur um die Stiftungsvorstände, zuerst Inge Aicher-Scholl und danach Thorwald Risler, die von zwei Handvoll tatkräftiger Helfer unterstützt wurden. Dieser Kreis der Unterstützer setzte sich nicht nur aus wenigen Mitarbeitern wie Günther Schlensag und Günther Schweigkofler zusammen, sondern auch aus einzelnen Politikern wie dem Ulmer Oberbürgermeister Theodor Pfizer und seinem Nachfolger Hans Lorensen oder dem Landespolitiker Walter Erbe, Auftraggebern wie Erwin Braun und Fritz Eichler, Industriellen wie Roderich Graf Thun und Hans Zumsteg sowie Intellektuellen wie Günther Grzimek und Hellmut Becker.

Sie zogen sich fast alle zwischen 1964 und 1967 zurück, zermürbt von den permanenten Streitigkeiten innerhalb der HfG und zugleich resignierend vor der Ignoranz weiter Teile der bundesdeutschen Politik und Öffentlichkeit. Dieser Aderlass im Hintergrund erfolgte parallel zum

Rückzug derjenigen Akteure, welche die HfG überwiegend getragen hatten – allen voran Otl Aicher. Auch Tomás Maldonado verließ die HfG in diesem Zeitraum, und die renommierten Dozenten Hans Gugelot und Friedrich Vordemberge-Gildewart verstarben. Zum Jahreswechsel 1967/68 gab es auf dem Ulmer Kuhberg kein integrierendes Energiezentrum mehr, das die gegeneinanderkämpfenden und auseinanderstrebenden Kräfte zusammengehalten hätte. Stiftung und HfG kämpften gegeneinander; innerhalb der HfG bestanden vielfach Konflikte zwischen und unter den Dozenten, Assistenten und Studenten; zusätzliche Konfrontationen ergaben sich aus den Interessen der unterschiedlichen Politiker in Ulm und im baden-württembergischen Landtag, der Presse sowie der staatlichen Ingenieurschule Ulm und der Technischen Universität Stuttgart.

Am 18.12.1967 war die Stiftung praktisch insolvent. Sie war selbst daran schuld. Sie hatte es nicht geschafft, ausreichende finanzielle Mittel zusammenzutragen, und verfügte nur noch über einen Jahresetat von 200.000 Mark von der Stadt Ulm und 900.000 Mark vom Land. Sie hatte es auch nicht verhindert, geschweige denn bemerkt, dass die HfG über Jahre hinweg weit mehr Geld ausgegeben hatte, als zur Verfügung stand.

Mit seinem Beschluss vom 18.12.1967 legte der Stiftungsrat die Verantwortung für die HfG nieder. Es gab aber niemanden, der sie übernommen hätte. Der fromme Wunsch des Stiftungsrates lautete, die HfG möge mit der staatlichen Ingenieurschule Ulm fusionieren. Die HfG-Angehörigen empfanden diesen Vorschlag als üble Provokation. Das Einzige, was die beiden Institutionen verband, war die Postleitzahl. Die HfG-Angehörigen hingegen forderten, das Land möge die HfG »autonom« verstaatlichen. Sie träumten vom Staat als Goldesel. Er sollte alle Rechnungen bezahlen und sich jeglicher Kontrolle oder Intervention enthalten. Weil die Landesregierung darauf – oh Wunder – nicht einging, stimmten die HfG-Angehörigen am 23.02.1968 über ihre »Selbstauflösung« ab.

Am 18.07.1968 beschloss der Stuttgarter Landtag, dass die HfG auch 1969 erneut 900.000 Mark erhalten sollte. Diese Zusage verband das Parlament mit Auflagen, die bis zum 01.12.1968 erfüllt werden mussten. Im Wesentlichen sollten HfG und Stiftung ein gemeinsames Konzept für die Weiterführung der HfG vorlegen. Sowohl die HfG als auch die Stiftung akzeptierten diese Auflagen. Der Landtag von Baden-Württemberg hat also nicht beschlossen, die HfG zu schließen. Diese vielfach verbreitete Aussage ist falsch.

Die Sommerferien der HfG endeten damit, dass die große Mehrheit der ehemaligen HfG-Angehörigen nicht wiederkehrte. Die Kündigung der Angestellten war wirksam geworden. Die meisten Studenten sahen keine Veranlassung, sich auf ein ungewisses Schicksal einzulassen. Die restlichen Dozenten, Assistenten und Studenten konnten sich nicht auf ein gemeinsames Konzept einigen. Es scheiterte übrigens am Geld. Einige Dozenten wollten an den Einnahmen für Aufträge beteiligt werden, die in den Instituten bearbeitet werden sollten. Die meisten Studenten waren dagegen.

Am 03.12.1968 überzeugte der Stuttgarter Finanzminister seine Ministerkollegen in der Kabinettsitzung davon, dass die Auflagen des Landtags vom 18.07.1968 als nicht erfüllt betrachtet wurden. Er schlug vor, die genehmigten Mittel so lange zu sperren, bis die Stiftung und die HfG die Auflagen erfüllt hätten.

Ministerpräsident Hans Filbinger trat daraufhin mit der unfassbar einfältigen Stellungnahme vor die Presse, dass für die Schaffung von etwas Neuem das Alte beseitigt werden müsse. Die HfG-Angehörigen konnten sich keine bessere Ablenkung von ihrer Verantwortung für das Ende der HfG wünschen. Bis heute gibt es kaum eine Darstellung der HfG-Geschichte, die dieses Zitat nicht erwähnt. Dadurch wird suggeriert, dass der Staat die HfG geschlossen habe – eine Aussage, die in dieser verkürzten Form völlig falsch ist, weil sie das komplexe Wesen des Prozesses überspielt, der zur Schließung der HfG geführt hat. Wer behauptet, »das Land« habe die HfG geschlossen, verhindert eine kritische Auseinandersetzung mit den wirklichen Ursachen.

Ulm 1968

The myth of the end

On 18 December 1967, the Geschwister Scholl Foundation resolved to terminate the contracts its employees as of 30 September 1968, and to close down HFG Ulm on that date.

The private foundation was the funding body of HfG Ulm. If one takes its charter literally, the operation of HfG was not its only object. In fact, however, the foundation had not embarked on any other activities to fulfil the purpose for which Inge Scholl had established it in 1950. From then on, the foundation had failed to attract sufficient funds for HfG to be run in conditions even close to those which had been promised to all those – donors, students, lecturers, politicians and journalists – involved.

The term "foundation" gives the impression of it being a large, anonymous organization. For the entire time, however, it only consisted of the foundation's chairpersons, first Inge Aicher-Scholl and then Thorwald Risler, assisted by a couple of handfuls of energetic supporters. This group of supporters comprised not only a few employees, such as Günther Schlensag and Günther Schweigkofler, but also individual politicians like Ulm's mayor Theodor Pfizer and his successor Hans Lorenser or state politician Walter Erbe, clients such as Erwin Braun and Fritz Eichler, industrialists like Roderich Graf Thun and Hans Zumsteg, and intellectuals like Günther Grzimek and Hellmut Becker.

Almost all of them took their leave in the years between 1964 and 1967, worn down by the permanent disputes within HfG and at the same time demoralized by the ignorance of many national politicians and the public at large. This blood-letting in the background took place in parallel to the withdrawal of those protagonists who had predominantly shored HfG up – with Otl Aicher leading the way. Tomás Maldonado also left HfG in that period and the eminent teachers Hans Gugelot and Friedrich Vordemberge-Gildewart died. By the new year of 1968 there was no longer any central integrating power at Kuhberg to keep the squabbling and divergent forces together. The foundation and HfG fought against each other, and within HfG there were many conflicts between and among the lecturers, assistants and students. Additional confrontations arose from the differing interests of the various politicians in Ulm and at the Baden-Württemberg state parliament, of the press, the State Engineering School in Ulm and the Technical University of Stuttgart.

On 18 December 1967, the foundation was practically insolvent. It was its own fault. It had not managed to attract sufficient funds and had an annual budget comprising merely 200,000 marks from the City of Ulm and 900,000 marks from the state government. It had also failed to stop, or even to notice, HfG spending much more money than was actually available for a period of several years.

By resolution of 18 December 1967, the foundation's governing body abrogated its responsibility for HfG. But there was no-one else willing to take it on. The pious hope of the board of trustees was that HfG would merge with the State Engineering School in Ulm, but the people at HfG regarded that proposal as a vicious provocation. The only thing the two institutions had in common was their post code. The members of HfG, for their part, demanded that the state government "autonomously" nationalize HfG. They were dreaming of the state as a cash cow. It was to pay all the bills and refrain from any kind of control or intervention. As the state government – what a surprise – did not react to that demand, the members of HfG voted on their "voluntary dissolution" on 23 February 1968.

On 18 July 1968, the state parliament in Stuttgart resolved to give HfG a further 900,000 marks in 1969. It linked that commitment to conditions which had to be fulfilled by 01 December 1968. Essentially, HfG and the foundation were to submit a joint plan for the continuation of HfG. Both HfG and the foundation accepted those conditions. It was not, then, the state parliament of Baden-Württemberg that decided to close HfG. That is a widespread misconception.

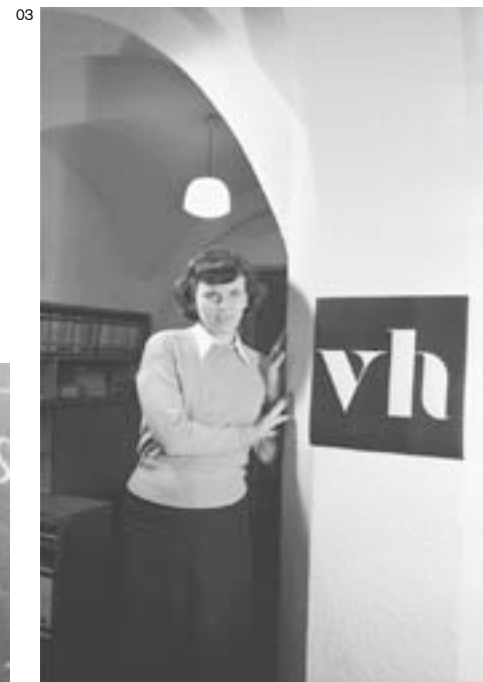
The summer vacation at HfG ended with an overwhelming majority of its former members failing to return. The notice of dismissal to the employees had come into effect. Most of the students saw no reason to face an uncertain future there. The remaining lecturers, assistants and students were unable to agree on a joint strategy. The sticking point, by the way, was money. Some of the lecturers wanted a share of the income from orders to be placed with the institutes. Most of the students objected.

On 03 December 1968, the Baden-Württemberg Minister of Finance convinced his colleagues at a cabinet meeting that the state parliament's conditions of 18 July 1968 had not been fulfilled. He proposed putting the approved funds on hold until such time as the foundation and HfG had complied.

Minister President Hans Filbinger then faced the press with the incomprehensibly simple-minded statement that if something new was to be created, the old had to be removed. The members of HfG could not wish for any better distraction from their responsibility for HfG's demise. There are hardly any renditions of HfG's history to date that omit to quote that statement. It is suggested in that way that the government closed HfG – an assertion which, in that shortened form, is completely false, because it glosses over the complex nature of the processes that led to HfG's closure. Any assertion that the state government closed HfG impedes a critical examination of the real causes.



01 Hans Scholl, 1918-1943
 02 Sophie Scholl, 1921-1943
 03 Inge Scholl, Ulmer Volkshochschule 1949
 04 Max Bense 1954



05 Ludwig Mies van der Rohe, Hugo Häring 1953
 06 Fred Hochstrasser 1953
 07 Otl Aicher 1949
 08 Eugen Gomringer 1950





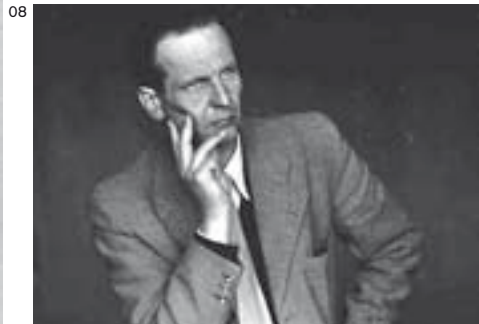
09-10 Otl Aicher, Max Bense, Tomás Maldonado 1955
11 Tomás Maldonado 1966
12-13 Dachterrasse/roof deck Langmühlenbau, Ulm
12 Gerhard Gehle, Fred Hochstrasser, Helmut Müller-Kühn
13 Gerhard Gehle, Helmut Müller-Kühn, Fred Hochstrasser



01-03 Beim Schlussfest des ersten Grundkurses auf der Baustelle im Juni 1954/The closing celebration of the first basic course on the construction site, June 1954
01 Inge Aicher-Scholl, Otl Aicher
02 Walter Zeischegg, Otl Aicher, Fred Hochstrasser
03 Fred Hochstrasser, Helene Nonné-Schmidt



04 Horst Rittel 1958
05 Josef Albers 1955
06 Norbert Wiener 1956
07 Hans Gugelot 1956
08 Walter Zeischegg 1956





05 Herbert W. Kapitzki 1967
06 Herbert Ohl 1968
07 Abraham Moles 1964
08 R. Buckminster Fuller (links/left), Tomás Maldonado (rechts/right) 1958
09 Konrad Wachsmann 1956
10 Reyner Banham, Tomás Maldonado 1959



01 Claude Schnaidt 1963
02 Herbert Bayer, Friedrich Vordemberge-Gildewart 1958
03 Walter Gropius 1955
04 Charles Eames 1958





01 Walter Gropius bei der Eröffnung der Ausstellung über das Bauhaus in Stuttgart, 4. Mai 1968/
Walter Gropius at the opening of the Bauhaus retrospective in Stuttgart, 4 May 1968
02 Nach der Vollversammlung der HfG Ulm mit der Abstimmung zur Selbstauflösung, 23. Februar 1968/after the HfG Ulm plenary meeting which ended in a voting on the resolution to disband on 23 February 1968
03 Flugblatt/pamphlet 1968



04 Theodor Pfizer, Oberbürgermeister von Ulm und vehementer Unterstützer der HfG Ulm, am 4. Mai 1968 in Stuttgart/Theodor Pfizer, Lord Mayor of Ulm and vehement supporter of the HfG, facing protests during the opening of the Stuttgart exhibition on the Bauhaus, 4 May 1968



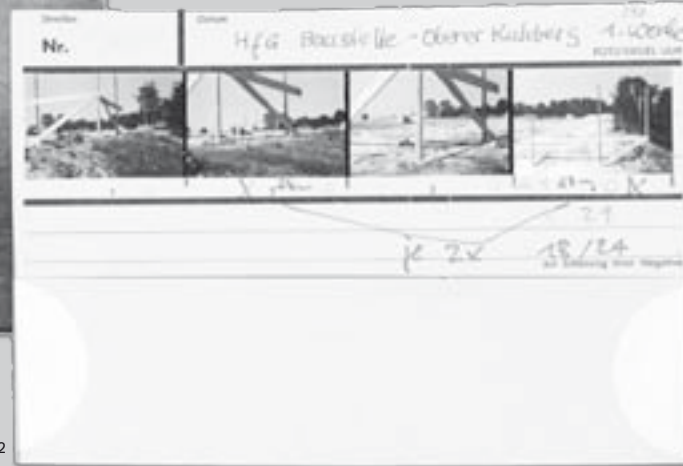
05 Zustimmung im Stuttgarter Landtag über die Fortführung der Zuschüsse für die HfG Ulm unter vereinbarten Bedingungen, 18. Juli 1968/on 18 July 1968 the Stuttgart Landtag decided to continue subsidies to the foundation, contingent on conditions accepted by the HfG
06 Vollversammlung der HfG am 23. Februar 1968/plenary meeting HfG Ulm, 23. February 1968: Claude Schnaidt, Herbert Lindinger, Herbert W. Kapitzi
07 Geraubter Schriftzug »hochschule für gestaltung«, Herbst 1968/abstracted characters »hochschule für gestaltung«, autumn 1968



01



02



05

Erklärung
Als ehemalige Mitglieder und als Mitstreiter des Bauhauses...

Handwritten signatures and names including Hans M. Wiegler, Hans G. Conrad, and others.

04



03



06



01 Bronzeplatte am Eingang der HfG Ulm, 1968 entwendet/ Bronze plaque on the outside wall of the HfG building, missing since 1968
02 Aus dem Archiv des Fotografen und ersten HfG-Studenten Hans G. Conrad
03-04 Zeitschrift/journal ulm 21, Februar 1968

05 Unterschriftenliste/collected signatures, 1968
06 Interview Otl Aicher: »Versuch zur falschen Zeit in der falschen Landschaft«, Südwestpresse Ulm, 9. Januar 1971

01 Campus 1955, Architekt/
architect: Max Bill
02 Otl Aicher: Luftbild/
aerial photo, 2. August 1955

01



03



02



04



05



03 Treppenhaus, das sogenannte »Sägeblatt«/staircase,
the so-called »saw blade«
04 Terrasse vor dem Haupteingang/terrace at the main
entrance
05 Studentenwohntürme/
dormitory



Fred Hochstrasser:

Der Aufbau der HfG gegen den Willen ihres Rektors

Herr Hochstrasser, im Frühjahr 1953 standen Sie kurz davor, Ihr Diplom als Architekt am Technikum Winterthur abzulegen. Die HfG existierte nur in den Plänen und Absichten Inge Aicher-Scholls, Otl Aichers und Max Bills. Wie kamen Sie zu ihnen nach Ulm?

Zuerst wusste ich nicht so recht, was ich nach dem Studium machen sollte. Am liebsten wollte ich nach Paris gehen. Aber dann kam mir Max Bill dazwischen.

Über verschiedene Kontakte, die sich durch mein Handballspiel ergeben hatten, war ich bei ihm vorstellig geworden, weil ich gehört hatte, dass er etwas Interessantes in Ulm aufbauen wollte. Unser Gespräch war jedoch schlecht verlaufen. Wir verstanden uns überhaupt nicht. Ich hatte daraufhin den Gedanken zu den Akten gelegt, dass ich mit Bill etwas nach meinem Diplom zu tun haben wollte.

Einige Wochen später erhielt ich aus heiterem Himmel einen Eilbrief. Er stammte zu meiner Überraschung von Max Bill. Er enthielt keine Einladung, sondern vielmehr eine Aufforderung: Ich sollte mich in ein oder zwei Wochen im Ulmer »Langmühlenbau« (Bahnhofstraße 1, Ecke Glöcklerstraße 2) melden. Es ginge jetzt voran, und falls ich interessiert sei, bestünde die Chance, dass ich aufgenommen würde. Ich war nicht sonderlich motiviert. Ich kaufte mir eine Fahrkarte nach Paris. Am 15. Mai 1953 fuhr ich los.

Dennoch haben Sie auf Ihrer Fahrt einen Zwischenhalt eingelegt. Warum?

Ich wollte mir das, was da in Ulm geschah, wenigstens kurz anschauen. Im Langmühlenbau angekommen, nahmen mich Inge Scholl, Otl Aicher und Walter Zeischegg freundlich in Empfang und brachten mich in ein Zimmer: »Der Herr Bill kommt gleich.«

Max Bill tritt ein, ich stehe natürlich auf und will »Grüß Gott« sagen – da schaut er mich an und sagt: »Sie wollte ich nicht. Das muss ein Irrtum sein.« Ich antworte ihm geistesgegenwärtig: »Herr Bill, das trifft sich gut, ich wollte nämlich nach Paris.« Wie befreit gehe ich das Treppenhaus ganz gemütlich herunter und denke mir: »Das Thema hast du erledigt, das kannst du abhaken.« Aber als ich unten ankomme, halten Aicher und Zeischegg mich auf: »Sie bleiben hier!« Ich bekomme langsam eine Stinkwut und weise sie zurück: »Da irren sie sich aber grundsätzlich, ich gehe jetzt nach Paris.« Und dann erscheint Fräulein Scholl.

Sie hat mich angeschaut, kurz mit mir gesprochen – und ihr vermochte kein Mensch zu widerstehen. Inge Scholl war ein unglaubliches Phänomen. Sie konnte sämtliche moralischen Kräfte in ihrem Gegenüber aktivieren. Selbst wenn man sie nicht als sympathisch empfunden haben mochte, so nötigte sie doch jedermann ungeheuren Respekt ab. Dass sie das gesamte Geld für die Gründung der HfG eingesammelt hat, war eine übermenschliche Leistung. Ich habe also kehrtgemacht und war ab sofort an der HfG eingeschrieben.

Wie nahmen Sie damals die Situation wahr, im Frühjahr 1953?

Es war äußerst angespannt. Innerhalb kürzester Zeit musste die Stiftung viele Ergebnisse vorweisen, sonst hätte das gesamte gespendete Geld wieder zurückgegeben werden müssen. Zum Beispiel musste der Unterricht

Max Bill war recht wenig präsent in Ulm. Was bedeutete das für das Aufbauteam?

mit dem ersten Grundkurs schon im Sommer 1953 beginnen. Wir alle, die wir Teil des Aufbauteams in der Langmühle waren, wollten mit diesem Studium beginnen, aber es gab noch nichts.

Die langen Phasen, in denen Max Bill nicht in Ulm präsent war, wurden von Walter Zeischegg dominiert. Wir teilten uns in zwei Gruppen auf. Zeischeggs Interesse bestand darin, ein Forschungsinstitut für Design aufzubauen. Er scharte zwei, drei der angehenden Studenten um sich, die schon eine Berufsausbildung absolviert hatten, zum Beispiel war ein Schreinermeister darunter. Sie entwickelten Gipsmodelle für Waschbecken und Wasserhähne, die später in der HfG montiert werden sollten. Parallel dazu gab es die sogenannte Bauabteilung unter der Leitung von Fritz Pfeil. Ihr gehörte unter anderen C. W. Voltz an. Um die Zeit bis zum ersten Grundkurs zu überbrücken, wollte ich mich hier nützlich machen.

Was war Ihr Eindruck als junger Diplom-Ingenieur, der frisch von der Hochschule kam?

Der architektonische Entwurf gefiel mir, aber die technische Umsetzung war offensichtlich ungenügend. Noch dazu beruhte das Stahlbaukonzept auf dem Versprechen einer Stahlspende, die zu allem Überfluss infolge einer Intrige nicht zustande kam. Mir erschien das alles wie ein Kindergarten. Schon ab dem 1. September musste auf dem Kuhberg gebaut werden. Andernfalls hätte die Stiftung die Auflagen der USA nicht erfüllt und die gesamte Finanzierung wäre zusammengebrochen wie ein Kartenhaus. Selbst für gestandene Profis wäre das ein ungeheurer Druck gewesen. Ich stand deshalb vor der Entscheidung, mich zurückzuziehen oder mich mit Leib und Seele zu engagieren. Dazwischen gab es keinen Mittelweg.

Sie haben bereits geschildert, dass Sie und Bill nicht auf einer Wellenlänge lagen. Wenn Sie sich dennoch mit aller Energie auf der Baustelle engagieren wollten, bedeutete das nicht: Krach mit Bill?

Genau so kam es. Inge Scholl und Otl Aicher forderten von Max Bill, mir die Bauleitung zu übertragen. Bill lehnte kategorisch ab: »Kommt nicht infrage. Nur über meine Leiche.« Aber ich habe es dennoch getan. Das war natürlich eine Herausforderung, die meine Erfahrung bei Weitem überstieg. Eine Nacht lang bin ich durch den Wald gelaufen, um mir zu überlegen, wie ich das mache. Ich wollte mich engagieren. Ich war überzeugt davon, dass es eine Chance gab, den Bau zu realisieren. Es hat mich auch als Abenteuer fasziniert, wenn ich ehrlich bin. Glücklicherweise schaffte Inge Scholl es, eine Zementspende zu organisieren. Gemeinsam mit einem Statiker entwickelte ich den Rohbau. Dann fing ich an, die Baustelle zu organisieren. Fairerweise muss ich daran erinnern, dass Bill mir sehr schnell vertraute und mir Kompetenzen übertrug, die mich anfangs gewaltig einschüchterten.

Nur vier Wochen vor dem Beginn der Bauarbeiten startete der Unterricht in den provisorischen Räumen der Ulmer Volkshochschule am 3. August 1953 mit dem ersten Grundkurs von Walter Peterhans. War dieser Auftakt es wert, dass Sie einen Zwischenstopp auf der Fahrt nach Paris eingelegt hatten?

Unbedingt. Bis heute zählt dieser Kurs mit allem, was ich von dem Philosophen Peterhans, nicht von dem Fotografen Peterhans, gelernt habe, zu den wichtigsten Erfahrungen meines Lebens.

Dazu passt folgende Episode: Als der Rohbau stand, kamen Hugo Häring und Ludwig Mies van der Rohe zu Besuch. Ich kannte Häring gut. Mies legte großen Wert darauf, dass es sich nicht um einen offiziellen Termin, sondern nur um ein privates Treffen zweier älterer Herren handelte. Die Architektur überzeugte sie nicht, und das haben sie Max Bill auch spüren lassen. Peterhans arrangierte für mich ein persönliches Gespräch mit Mies unter vier Augen.

Peterhans und Mies waren tief geprägt von der Enttäuschung darüber, dass die großartige Tradition der deutschen Dichter und Denker in das Dritte Reich münden konnte. Schweizer wie Max Frisch oder Friedrich Dürrenmatt hatten darauf aufmerksam gemacht, dass wir Schweizer vom Zweiten Weltkrieg zwar materiell verschont geblieben, aber vom ungeheuren Kulturverlust betroffen waren. Deshalb sollte man nicht in der Schweiz bleiben, sondern in Deutschland beim Wiederaufbau helfen. Das betraf also auch mich persönlich.

Blieben Sie auch nach dem Abschluss Ihres Studiums mit der HfG in Kontakt?

Mit einigen Dozenten blieb ich fortwährend im Gespräch, zum Beispiel mit Konrad Wachsmann, Friedrich Vordemberge-Gildewart und Horst Rittel. Ich war aus erster Hand bis 1968 informiert. Nach allem, was ich erfahren habe, hatte sich die HfG in den letzten drei Jahren ihres Bestehens grundlegend gewandelt. Es wurde kaum noch gezeichnet, entworfen oder entwickelt. Kein Gegenstand, kein Plan, kein Text. Es wurde fast nur noch politisiert. Herbert Ohl war einer der Anführer. Ganz anders hingegen der Ulmer Oberbürgermeister Theodor Pfizer. Ein unbestechlicher Mann, fast unangenehm unbestechlich, und außergewöhnlich gebildet. Er hat sich bis zum Schluss für den Erhalt der Schule eingesetzt. Als dann zum Jahresende 1968 die Stiftung den Betrieb der HfG einstellte, unterhielt ich längst zwei Architekturbüros in Zürich und Ulm.

Wie war Ihr Verhältnis zur Stiftung?

Im Unterschied zu den meisten anderen HfG-Angehörigen pflegte ich immer ein positives Verhältnis zur Stiftung. Für die anderen war die Stiftung immer die Böse, die zu wenig tut und sich zu allem Überfluss auch noch einmischt. Mir haben Menschen wie Hellmut Becker imponiert, die mit ihrer Leistung im Hintergrund dafür gesorgt haben, dass die Stiftung die HfG finanzieren konnte. Der Freiheitsbegriff, den Hellmut Becker verkörperte, hat mich angezogen: Die Stiftung war diejenige Institution, die einen Rahmen für Freiheit schuf, für Unabhängigkeit von der Bürokratie. Zugegeben, der Wirkungsgrad beträgt auch bei Motoren nicht 100 Prozent. Aber die Stiftung erzielte einen hohen Grad von Unabhängigkeit gegen die etablierten Institutionen – in dem Sinn, dass die Freiheit möglich war, ein Experiment durchzuführen, Versuch und Irrtum zuzulassen. Dieses Selbstverständnis war schon damals und ist bis heute für mich der zentrale Punkt der Stiftung.

Fred Hochstrasser:

The building of HfG against the will of its Rector

Mr. Hochstrasser, in spring 1953 you were about to take your degree in architecture at the Technical University of Winterthur. HfG only existed in the plans and intentions of Inge Aicher-Scholl, Otl Aicher and Max Bill. How did you come to join them in Ulm?

At first I didn't really know what I wanted to do when I left university. What I wanted most was to go to Paris. But then Max Bill put his oar in. I had approached him through various contacts I made when playing handball because I had heard he wanted to start up something interesting in Ulm. But our meeting went badly. We didn't get on with each other at all. I then scrapped any idea of wanting to work with Bill when I had graduated. A few weeks later, out of the blue, I received an express letter. To my surprise, it was from Max Bill. It contained not an invitation, but rather a summons: I was to report to the "Langmühlenbau" (Bahnhofstrasse 1, corner of Glöcklerstrasse 2) in Ulm in one or two weeks' time. Things were now getting underway, and if I was interested there was a chance of my being accepted. I wasn't particularly enthusiastic. I bought a ticket to Paris, and left on 15 May 1953.

And nevertheless, you stopped over during your journey. Why?

I wanted at least to have a brief look at what was going on in Ulm. Arriving at the Langmühlenbau, Inge Scholl, Otl Aicher and Walter Zeischegg gave me a friendly reception and guided me into a room. "Mr. Bill will be here soon."

Max Bill came in. I stood up, of course, and was about to greet him when he looked at me and said, "You're not the one I wanted. There must have been a mistake." Quick-wittedly, I replied, "That's a stroke of luck, Mr. Bill, because I was just on my way to Paris." Feeling liberated, I ambled down the stairs and thought, "You've sorted that problem out now, it's finished." But when I got to the bottom, Aicher and Zeischegg stopped me: "You're staying here!" I was slowly losing my temper, and rebutted, "That's where you're totally wrong. I'm going to Paris now." And then Miss Scholl appeared. She looked at me, spoke to me briefly – and no-one could have resisted her. Inge Scholl was an incredible phenomenon. She could activate all the moral imperatives in the people she was with. Even if you didn't find her particularly likeable, she commanded immense respect from everyone. Collecting all the money for the foundation of HfG as she did was a super-human achievement. So I turned on my heels and was enrolled in HfG from that moment on.

What did you think of the situation then, in the spring of 1953?

It was extremely tense. The foundation had to produce a lot of results within a very short time, or all the cash that had been donated would have to have been returned. Teaching of the first basic course, for example, had to start as early as summer 1953. All of us who were part of the founding team at Langmühle wanted to get on with that course, but there wasn't anything there yet.

Max Bill was more absent than present in Ulm. How did that affect the founding team?

The long phases in which Max Bill was away from Ulm were dominated by Walter Zeischegg. We divided up into two groups. Zeischegg's interest was in establishing a research institute for design. He gathered two or three of the prospective students who had already completed an apprenticeship

	<p>around him – one of them, for example, was a master carpenter. They developed plaster models for washbasins and taps that were later to be installed at HfG.</p> <p>In parallel, there was the so-called construction department headed by Fritz Pfeil. C.W. Voltz was one of its members. I wanted to make myself useful there to bridge the time until the first course started.</p>		<p>Everything I heard indicated to me that HfG was thoroughly transformed in the last three years of its existence. There was hardly any drawing, designing or developing any more. Not an object, not a drawing, not a text. Just about everything was politicized. Herbert Ohl was one of the ringleaders.</p> <p>Ulm's mayor Theodor Pfizer, though, was quite different. An incorruptible man, almost unpleasantly incorruptible, and extremely erudite. He campaigned for the school to be preserved right up to the end. When the foundation finally closed down HfG at the end of 1968, I had long been running two architectural firms in Zurich and Ulm.</p>
<p>What was your impression as a young graduate engineer fresh from university?</p>	<p>I liked the architectural design, but its technical implementation was obviously unsatisfactory. If that weren't enough, the structural steelwork design was based on the promise of steel being donated, and as a result of an intrigue it never was. It all seemed like a kindergarten to me. Construction work at Kuhberg had to start by the first of September at the latest. If not, the foundation would not have fulfilled the conditions set by the Americans, and the entire financing would have collapsed like a house of cards. That would have put tremendous pressure on, even for seasoned professionals. I was therefore faced with the decision either to leave or to get down to work with heart and soul. There was no middle course.</p>	<p>What kind of relationship did you have with the foundation?</p>	<p>In contrast to most of the other members of HfG, I always maintained a good relationship with the foundation. To the others, the foundation was always the bad guy, who does very little and then to cap it all meddles in the school's affairs. I was impressed by people like Hellmut Becker, who worked in the background to ensure that the foundation was able to finance HfG.</p>
<p>You have already indicated that you and Max Bill were not on the same wavelength. If you wanted to put all your energy into the building site in spite of that, didn't that mean crossing swords with Bill?</p>	<p>That's exactly what happened. Inge Scholl and Otl Aicher wanted Max Bill to make me the construction manager. Bill categorically refused: "Out of the question. Over my dead body." But I did it anyway. Of course, it was a challenge far beyond my experience. A whole night long I walked through the forest thinking how I could do it. I wanted to make a contribution. I was convinced there was a chance of getting the building done. To be honest, I also thought it was a fascinating adventure. Fortunately, Inge Scholl managed to arrange for a donation of cement. Together with a structural engineer, I worked on the shell of the building, and then I started to organize the construction site. In all fairness I have to say that Bill came to trust me very quickly and gave me responsibilities which I found extremely intimidating at the start.</p>		<p>I was attracted by the concept of freedom that Hellmut Becker epitomized: The foundation was the institution that created a framework for freedom, for independence from bureaucracy. Admittedly, even engines aren't 100 percent efficient. But the foundation achieved a great degree of independence from the established institutions – in the sense that there was freedom to conduct an experiment, to permit trial and error. To me, that principle was and still is the real point of the foundation.</p>
<p>Only four weeks before the building work started, the first basic course taught by Walter Peterhans commenced on 03 August 1953 at provisional premises in the Ulm Volkshochschule. Was that start worth the stopover you had made on your journey to Paris?</p>	<p>Definitely. Even now, that course with everything I learned from Peterhans the philosopher, not Peterhans the photographer, ranks among the most important experiences of my life. The following episode is indicative. When the shell of the building was complete, Hugo Häring and Ludwig Mies van der Rohe came for a visit. I knew Häring well. Mies made a point of insisting that it wasn't an official visit, but only a private meeting with two elderly gentlemen. They were not impressed by the architecture, and they let Max Bill know it. Peterhans arranged a personal private meeting with Mies for me. Peterhans and Mies were deeply marked by their disappointment that the great tradition of German poets and philosophers had led to the Third Reich. Swiss like Max Frisch and Friedrich Dürrenmatt had pointed out that although we Swiss had been spared the physical destruction of the Second World War, we were nevertheless affected by the immense loss of culture. That's why we shouldn't stay in Switzerland, but rather help the reconstruction efforts in Germany. It was something, then, that concerned me personally too.</p>		
<p>Did you stay in touch with HfG after you had completed your studies?</p>	<p>I was constantly in touch with some of the lecturers, for example with Konrad Wachsmann, Friedrich Vordemberge-Gildewart and Horst Rittel. I was kept up to date at first hand until 1968.</p>		

IUP 1969–1972

Interview Gerhard Curdes	58
Interview Siegfried Maser	70

Umwelt, Gestaltung, Planung: Das IUP Ulm, 1969–1972

Offiziell endete der Betrieb der HfG Ulm am 30.09.1968. Doch schon im Sommer 1968 waren erhebliche Auflösungserscheinungen auf dem Kuhberg sichtbar. Denn zum Ende des Studienjahres 1967/68 war immer noch nicht entschieden, wie der Unterricht fortgesetzt werden würde. Deshalb verstreute sich ein großer Teil der HfG-Angehörigen in alle Winde: Studenten und Dozenten kehrten in ihre Heimatländer zurück oder folgten anderen Anziehungskräften, sie nahmen Arbeiten in der Industrie und der Wirtschaft an oder fanden in Hochschulen neue Wirkungsfelder.

Ein anschauliches Bild von der Situation liefert die Erinnerung des späteren Ministerpräsidenten Baden-Württembergs, Lothar Späth (CDU). Im Sommer 1968 war er zum ersten Mal in den Landtag gewählt worden. Dem jungen Abgeordneten wurde im Finanzausschuss die Aufgabe des Berichterstatters für die Angelegenheit »HfG Ulm« übertragen. Während seines ersten Orts-termins auf dem Kuhberg erschien es ihm, als ginge er durch die HfG hindurch »wie durch flüssige Butter«. Er spürte keine Energie, die das Vorhandene zusammengehalten hätte.

Was sollte nach dem Ende der HfG mit ihren zuletzt eingeschriebenen Studenten geschehen, die noch keinen Abschluss abgelegt hatten? Je nach bereits absolvierter Studiendauer benötigten sie noch bis zu 3 Jahre, um ihr (nicht staatlich anerkanntes) Diplom gemäß der Studienordnung zu erhalten, die bei ihrer Immatrikulation gegolten hatte.

Dieser sozialen Verantwortung musste das Land Baden-Württemberg gerecht werden. Vor allem deshalb sollte in den Räumen der HfG schnellstmöglich wieder ein geregelter Unterricht in staatlicher Trägerschaft etabliert werden. Bis dahin durften die betroffenen Studenten ihre Wohnungen auf dem HfG-Gelände behalten. Auch die Mensa, die Werkstätten und die Bibliothek wurden weiterhin betrieben.

Die Auseinandersetzungen um die Form der Trägerschaft und die inhaltliche Ausrichtung spiegeln sich im Streit um den Namen der Einrichtung. Zur Eröffnung am 14.10.1969 lautete er noch »Institut für Gestaltung« in

Anknüpfung an die geschlossene Hochschule für Gestaltung. Schon kurz darauf wurde »Institut für Umweltgestaltung« vorgeschlagen. Sowohl die beiden ersten Dozenten Siegfried Maser und Gernot Minke als auch die kurz darauf hinzukommenden Gerhard Curdes, Josef Kopperschmidt, Gudrun Otto und Milos Hrbas begannen mit ihrer Arbeit ohne offizielle Berufungen und Verträge – einer von vielen psychologischen Nadelstichen, die zur Zermürbung der Ulmer Institutsangehörigen beitrugen. Der Studienbetrieb begann unter dem Namen »Institut für Umweltplanung« am 15.04.1970 mit der inhaltlichen Konzeption im Rahmen von fünf Kolloquien, die vom 16. bis zum 30. April durchgeführt wurden. Das Ergebnis bestand in der Festlegung, dass am IUP ein Projektstudium zum Thema Umwelt absolviert werden sollte, im Gegensatz zu einem klassischen Studium mit Seminaren, Vorlesungen und Übungen.

Das Studium wurde aufgeteilt in zwei Semester Vorstufe und vier Semester Hauptstufe. In der Hauptstufe gab es eine Vertiefung (drittes und viertes Semester) und eine Projektphase im fünften und sechsten Semester: das Abschlussprojekt, das zum Diplom führte.

Gleichzeitig wurde dieses Grundmodell differenziert in drei Optionen.

Erstens ein sechssemestriges Modell für die regulären Studenten. Zweitens die Möglichkeit, nur die ersten vier Semester zu absolvieren (für Studenten mit großer praktischer Erfahrung, aber mit Theoriedefizit). Drittens das gegenläufige Modell (nur die letzten vier Semester, gedacht für Studenten, die sich bereits an der Universität viel Theorie angeeignet hatten).

Dieses flexible Konzept war eine Reaktion auf die Problematik der Studienordnung an der HfG. Dort war nur ein unveränderliches vierjähriges Studium vorgesehen. Viele ausländische Studenten kamen jedoch mit einem Stipendium nur für ein Jahr nach Ulm. Sie mussten die Grundlehre absolvieren, obwohl vielen mehr damit gedient worden wäre, wenn sie direkt in einer Abteilung an einem Thema gearbeitet hätten.

Für die Projekte waren folgende übergeordnete Themen in den Kolloquien herausgearbeitet worden: Bedürfnisforschung, dichtes Wohnen, Freizeit, Arbeitsplatz, Kinderbuch und Planungstheorie. Die Studenten ordneten sich in eine dieser Projektgruppen ein. Das konkrete Projekt wurde durch gemeinsame Diskussion bestimmt, in Handlungsschritte überführt und arbeitsteilig bearbeitet. Selbstkritisch stellen zwei der drei Dozenten, Gerhard Curdes und Siegfried Maser, heute fest, dass dieser hohe Anspruch richtig und notwendig gewesen sei, aber auch eine Überforderung für alle Beteiligten.

Bei seiner Gründung war geplant, dass das IUP 12 Dozentenstellen erhalten und bis zu 150 Studenten aufnehmen sollte. Allerdings durfte das IUP keinen (Diplom-)Abschluss ausstellen, sondern nur eine Studienbestätigung. Am IUP setzten 35 Studenten ihr Studium fort, das sie zuvor an der HfG begonnen hatten.

Für das zweite Studienjahr gingen 50 Neubewerbungen ein. Im Sommersemester 1971 reichten die letzten HfG-Studenten ihre Diplomarbeiten ein. Zeitgleich, im Mai 1971, erließ das baden-württembergische Kultusministerium einen Aufnahmestopp für Studenten, die sich um das Studium am IUP bewarben.

Der Finanzausschuss des Landtags empfahl (mit 14 gegen 9 Stimmen) den Abgeordneten in einem Beschluss vom 18.11.1971, das IUP zum Ende des Sommersemesters am 30.09.1972 aufzulösen. Das IUP bestand zu diesem Zeitpunkt aus 60 Studenten und 4 Dozenten. Der Landtag von Baden-Württemberg folgte dieser Empfehlung ohne Debatte in seiner Sitzung am 27.01.1972. Am 30. September 1972 wurde der Lehrbetrieb eingestellt. Ein Teil der Räume im Gebäudekomplex der ehemaligen HfG Ulm wurde danach von der Universität Ulm gemietet. Dieses Mietverhältnis endete nach fast 40 Jahren im Herbst 2011.

Environment, design and planning: IUP Ulm, 1969–1972

Officially, HfG Ulm closed its doors on 30 September 1968. But there were already considerable signs of disintegration at its Kuhberg location in the summer of 1968, for at the end of the 1967/68 academic year a decision on how to continue the courses had still not been taken. As a result, a large proportion of the members of HfG were scattered to the four corners of the globe: students and lecturers returned to their home countries or gravitated elsewhere, took jobs in industry and commerce, or found new spheres of activity at other universities.

The memories of Lothar Späth, later to become the Christian Democrat Minister President of Baden-Württemberg, provide a graphic description of the situation. In the summer of 1968 he had been elected to the state parliament for the first time. The young politician was appointed by the Financial Committee to report on the issue of HfG Ulm. During his first visit to Kuhberg, it seemed to him that he went through the university "like molten butter". He could not sense any energy holding the place together.

What was to become of the recently matriculated students who had not yet completed their studies when HfG closed? Depending on the time they had already been there, they would need up to 3 years more to receive their (not officially recognized) diplomas according to the statutes in force when they joined.

The State of Baden-Württemberg had to face up to this social responsibility. For that reason above all, formal teaching was to be re-established at the premises of HfG under public control as soon as possible. Up to then, the students concerned could continue to live on the HfG campus. The canteen, the workshops and the library would remain open.

The disputes concerning the form of funding and the orientation of the courses were reflected in the argument about the institution's name. At its opening on 14 October 1969, it was still called the "Institut für Gestaltung" (Institute of Design), echoing the former name of "Hochschule für Gestaltung". Shortly afterwards, the name "Institut für Umweltgestaltung" (Institute of Environmental Design) was proposed. Both the first two

lecturers Siegfried Maser and Gernot Minke and the slightly later arrivals Gerhard Curdes, Josef Kopperschmidt, Gudrun Otto and Milos Hrbas started their work without official appointments or contracts – one of many psychological pinpricks that contributed to the demoralization of the staff and students at the Ulm institute.

Academic operations started under the name of “Institut für Umweltplanung” (Institute of Environmental Planning) on 15 April 1970, with five colloquiums conducted from 16 to 30 April to decide on course design. The result consisted in the finding that IUP should offer a project-based course on the subject of the environment, in contrast to the classical system of seminars, lectures and exercises.

The course was divided into a preliminary stage lasting two semesters, and a main stage of four semesters. The main stage comprised a consolidation phase (third and fourth semesters) and a project phase in the fifth and sixth semesters: the final project which led to the diploma. At the same time, this model was the basis of three options. Firstly, a three-year model for the regular students. Secondly, the opportunity to complete the first two years only (for students with a large amount of practical experience but a deficit in theory). Thirdly, the opposite model (the last two years only, intended for students who had already covered a lot of theoretical ground at university). This flexible concept was a reaction to the problems with the study regulations at HfG. There, only a rigid four-year course had been provided for. Many foreign students, however, came to Ulm with a scholarship for only one year. They had to study basic theory, although many of them would have been better served if they had been able to address a specific topic in one of the departments.

The following broad topics had been identified in the colloquiums for the projects: research into people’s needs, high-density housing, leisure, the workplace, children’s books and planning theory. The students joined one of these project groups. The precise nature of the project was to be defined in joint discussions, plans of action established and the work apportioned. Self-critically, two of the lecturers, Gerhard Curdes and Siegfried Maser, now note that these high demands were correct and necessary, but also overtaxed all those involved.

On its foundation, IUP was planned to have 12 lecturers and take up to 150 students. However, IUP was not to be permitted to confer academic degrees, but only to issue certificates of study. 35 students who had previously commenced their studies at HfG continued their courses at IUP.

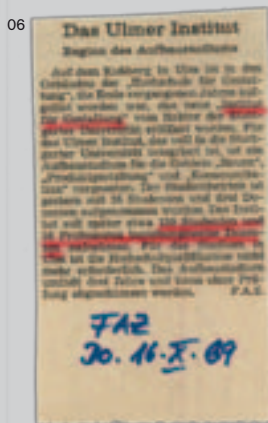
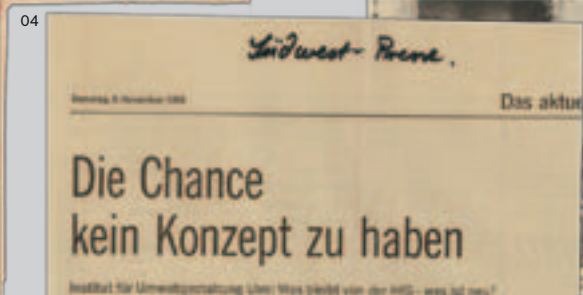
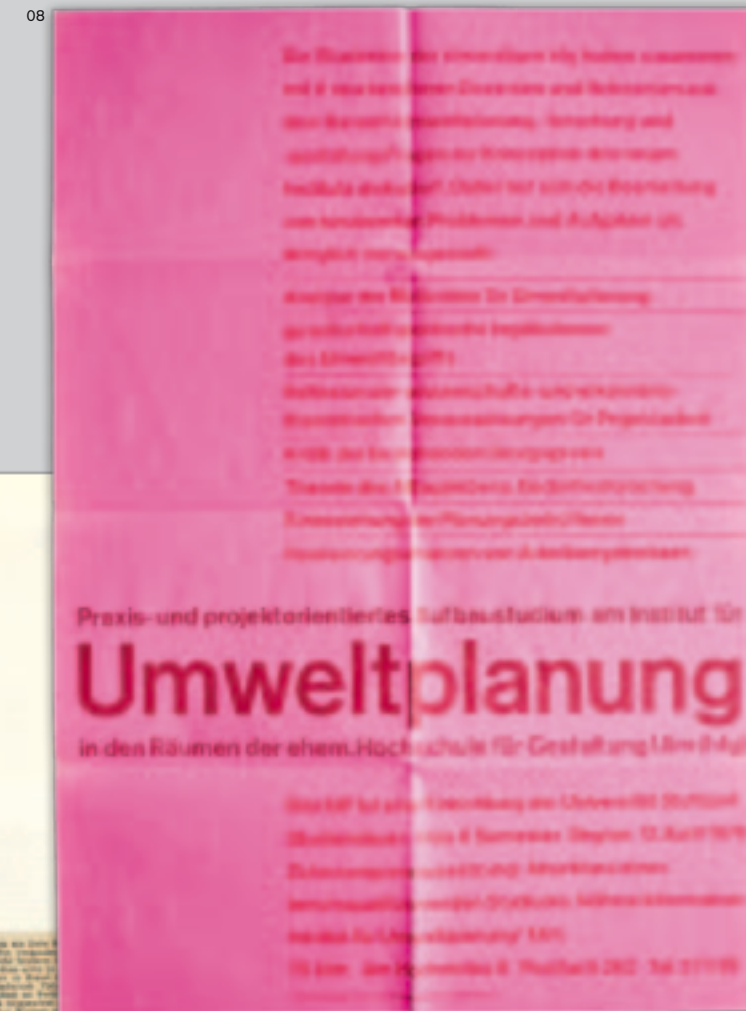
50 new applications were received for the second year. In the summer semester of 1971, the last HfG students submitted their diploma theses. At the same time, in May 1971, the Baden-Württemberg Ministry of Education imposed a freeze on admissions for students applying to take the courses at IUP.

The state parliament’s financial committee recommended to parliament in a resolution of 18 November 1971 (adopted by 14 votes to 9) that IUP should be wound up at the end of the summer semester on 30 September 1972. At that time, IUP had 60 students and 4 lecturers. The state parliament of

Baden-Württemberg accepted that recommendation without debate at its session on 27 January 1972. On 30 September 1972, teaching stopped. Some of the rooms in the complex formerly used by HfG Ulm were then rented by Ulm University. That tenancy ended after almost 40 years in autumn 2011.



Ungeschriebene Geschichte:
Siegfried Masers Akten aus
seiner Zeit am IUP/unwritten
history: Siegfried Maser's
documents from his activities
at IUP.
Bergisches Institut für Produkt-
entwicklung und Innovations-
management, Bibliothek/
Library, Solingen.



01 »Am 14. Oktober wird die HfG neu eröffnet«, Schwäbische Zeitung 16. September 1969
 02 Schwäbische Zeitung 16. September 1969
 03 Südwest-Presse 8. November 1969

04 »Die Chance kein Konzept zu haben«, Südwest-Presse 8. November 1969
 05 Südwest-Presse 8. November 1969
 06 »Das Ulmer Institut«, Frankfurter Allgemeine Zeitung 16. Oktober 1969

07 »Immer wieder enttäuschte Design-Bewerber«, Schwäbische Zeitung 16. September 1969
 08 Poster, IUP 1970
 09 »Neues Leben auf dem Kuhberg«, Südwest-Presse 15. Oktober 1969

01

Aufbaustudium beginnt am 15. April
 Institut für Umweltpolitik in Elm erweitert seinige Studienangebote

Stuttgarter Zeitung
 20. 10. 2. 1970.

Dr. E.H.M. Mit seinen Projekten soll das neue Institut für Umweltpolitik in Elm bestmöglich vorbereitet werden. Die ersten Studenten sind im Herbst 1970 im ersten Semester aufgenommen worden. In den ersten vier Semestern wird die Ausbildung in Elm durchgeführt. In den darauffolgenden vier Semestern wird die Ausbildung in Elm durchgeführt. In den darauffolgenden vier Semestern wird die Ausbildung in Elm durchgeführt.

02

Institut für Umweltpolitik zwischen zwei Universitäten?

Das Institut für Umweltpolitik in Elm wird von der Universität Stuttgart und der Universität Ulm gemeinsam getragen. Die beiden Universitäten haben sich geeinigt, das Institut als gemeinsame Einrichtung zu betreiben. Die Finanzierung wird durch die beiden Universitäten sichergestellt. Die Leitung des Instituts wird von einem gemeinsamen Vorstand übernommen.

06

Südwestpresse
 Samstag, 20. 2. 1971.

Ulm und

Ungeklärte Situation im Institut für Umweltpolitik
Kommt Exodus nach Stuttgart?
 Dr. Kopperschmidt: Diskussion über Konzept bislang nicht beendet

Die Diskussion über das Konzept des Instituts für Umweltpolitik in Elm ist noch nicht abgeschlossen. Dr. Kopperschmidt hat seine Bedenken geäußert, die Diskussion wird weitergeführt. Die Entscheidung über die Zukunft des Instituts wird in den nächsten Wochen getroffen.

07

Possenspiel um die HfG

Die HfG (Hochschule für Gestaltung) in Ulm ist im Zentrum eines heftigen Disputes. Die Diskussion über die Zukunft der HfG ist sehr emotional geführt worden. Die Entscheidung über die Zukunft der HfG wird in den nächsten Wochen getroffen.

03

ESTETICA NUMERICĂ

Dr. SIEGFRIED MASER

Das Buch „Estetica Numerică“ von Dr. Siegfried Maser ist ein wichtiges Werk zur Ästhetik. Es behandelt die mathematischen Grundlagen der Kunst und Architektur. Das Buch ist in mehreren Sprachen erschienen.

04

Zusammenarbeit mit der Uni

In Wintersemester rund 80 Studenten für Umweltpolitik

Die Zusammenarbeit zwischen dem Institut für Umweltpolitik und der Universität Stuttgart ist sehr erfolgreich. In diesem Wintersemester sind rund 80 Studenten für das Studium aufgenommen worden. Die Zusammenarbeit wird weiter vertieft.

05

Drei weitere Dozenten vorgeschlagen

Die Kommission für die Besetzung der Dozenturien hat drei weitere Kandidaten vorgeschlagen. Die Entscheidung über die Besetzung der Dozenturien wird in den nächsten Wochen getroffen.

08

AUS BADEN-WÜRTTEMBERG

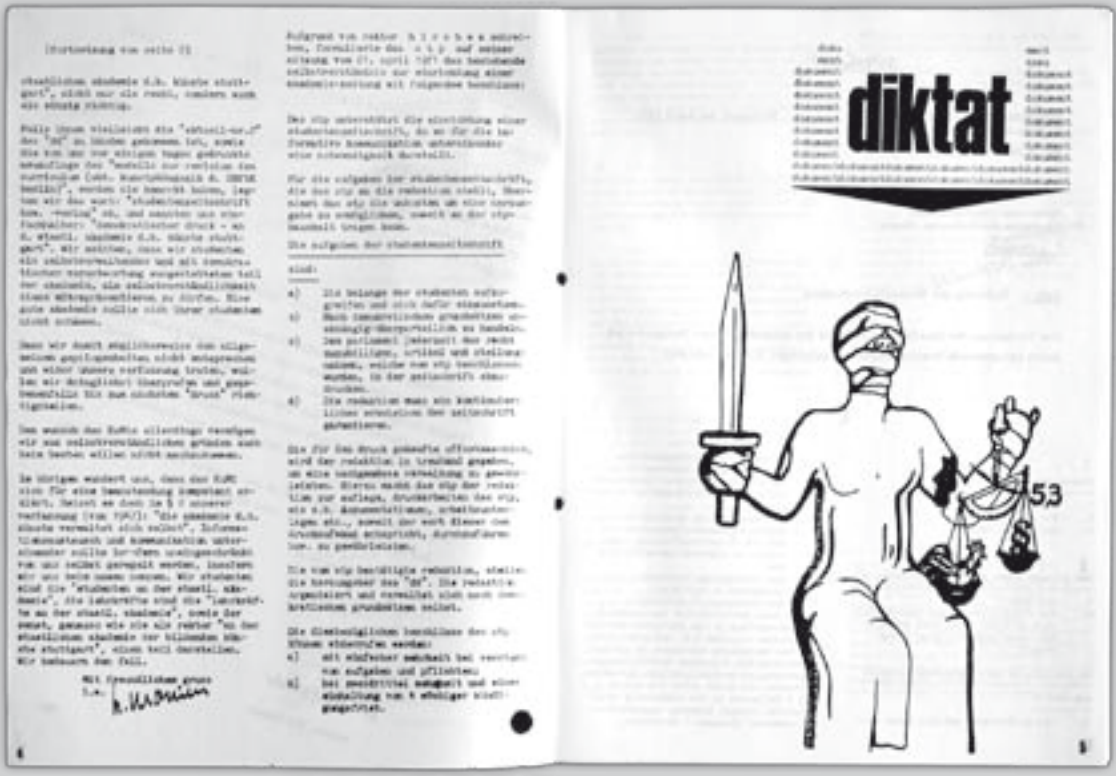
Rektor Baitsch: Wir sind zur Übernahme des IUP bereit

Der Rektor der Universität Ulm, Dr. Baitsch, hat seine Bereitschaft zur Übernahme des Instituts für Umweltpolitik in Elm geäußert. Die Diskussion über die Übernahme des IUP wird weitergeführt.

- 01 »Aufbaustudium beginnt am 15. April«, Stuttgarter Zeitung 10. Februar 1970
- 02 »Institut für Umweltpolitik – Zwitter zwischen zwei Universitäten?«, Ulmer Forum 1971
- 03 Siegfried Maser, »Estetica Numerica«, Astra 06/1970
- 04 »Zusammenarbeit mit der Uni«, Südwestpresse 15. Oktober 1970

- 05 »Drei weitere Dozenten vorgeschlagen«, undatiert, 1970
- 06 »Kommt Exodus nach Stuttgart?« Südwestpresse 20. März 1971
- 07 »Possenspiel um die HfG«, Südwestpresse 26. August 1971
- 08 »Rektor Baitsch: Wir sind zur Übernahme des IUP bereit«, Stuttgarter Zeitung 13. September 1971

01



01 Kontext der 1968er Studentenunruhen: Zeitschrift der Studenten der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, Mai 1971/ context of the student unrests of the 1968's: students' magazine, Stuttgart State Academy of Art and Design, May 1971

02 »Was ist aus der Hfg (sic!) geworden?«, Werk und Zeit 2/1970

03



Verhinderte Diskussion

In Berlin fand vom 7. bis 9. Februar an der Technischen Universität ein deutsch-amerikanisches Symposium statt, in dem über Probleme der Raumordnung, Stadtentwicklung und der Planungsethik in der USA und in Deutschland gesprochen und diskutiert werden sollte. Dieses Symposium, das gewissermaßen Grundlage weiterer Gespräche bilden werden könnte, war ursprünglich als geschlossenes Arbeitslager gedacht und sollte in der Kongresshalle veranstaltet werden. Träger der Veranstaltung war das Institut für Stadtentwicklung mit dem Seminar für Stadt- und Verkehrsplanung, dem Konstruktiv-architektonischen Forschungsinstitut und der Abteilung Architektur der Staatlichen Hochschule für bildende Künste. Es waren die Architekten-Studierenden, die besonderes Interesse an dieser Tagung nahmen und darauf drangen, daß ihr ein größeres und offeneres Rahmen gegeben würde, daß die Veranstaltung auch freier besetzt werden, was durchaus zu begründen ist, wenn sich jedoch ein Faktor die ganze Tagung würde zu einem Beispiel für die Tatsache, daß die politische Diskussion mit der jungen Generation nicht möglich wird, wo politische Aufregungen in einer unangenehmen Weise im Spiel gebracht werden. Selbstverständlich gingen die Vorstellungen von der gemeinsamen gesellschaftlichen Verantwortlichkeit aus, die im Falle der USA, die die Verantwortung für die gemeinsamen gesellschaftlichen Verantwortlichkeiten übernehmen wollten, und die Verantwortung für die gemeinsamen Verantwortlichkeiten von Amerika, Brasilien und Indien zu treffen sollten, daß die Überforderung dieser Probleme unter diesen Aspekten unheimlich waren und diese Fähigkeiten, die besondere Verbindung der gesellschaftlichen Verantwortlichkeiten zu verstehen, das eine wie in Ordnung, das auch diese Verantwortlichkeiten, wenn man überhaupt bereit gewesen wäre, die Partner anzunehmen, deutlich in der Diskussion geteilt gemacht werden können. Das eher geistlich nicht den Formelungsansprechungen, die bei der jüngeren Generation, der Student in diesem Falle, sehr deutlich zeigte, zeigte sich eine kritische Ablehnung, übernahm, das eine wie in Ordnung, das auch diese Verantwortlichkeiten, wenn man überhaupt bereit gewesen wäre, die Partner anzunehmen, deutlich in der Diskussion geteilt gemacht werden können.

Was ist aus der Hfg geworden?

Die Redaktion des Instituts für Umweltgestaltung: Als das Institut für Umweltgestaltung am 15. 12. 68 als zentrale Einrichtung der Universität Stuttgart, in der Räume der ehemaligen WZ, um einher wurde wurde der neu begründeten Studentenorganisation, Kunst, Form und Gestaltung des Instituts mit zu arbeiten. Seit dieser Zeit besetzen auch die 28 Studenten und 4 Dozenten um eine Grundkonzeption, die sich als Arbeits- und Diskussionsorgan auf der Basis dieser Grundkonzeption, die nur mit der Universität Stuttgart durchgeführt werden soll, hat sich sehr wichtig für die gemeinsamen Ziele einer inhaltlichen Sitzung ansetzen zu können. Die Konzeption des Aufbaus des Institut für das veränderte Ergebnis eines langen Diskussionsprozesses, in dem die Vorschläge der WZ vom 9. 6. 68, der Sachverständigenkommission des Kulturbundes vom 2. 8. 68, die Vorschläge der Bundeskonzeption der Universität Stuttgart sowie die Beiträge der Studenten und Dozenten ein wichtiges Ergebnis waren. Die Konzeption des Aufbaus des Institut für das veränderte Ergebnis eines langen Diskussionsprozesses, in dem die Vorschläge der WZ vom 9. 6. 68, der Sachverständigenkommission des Kulturbundes vom 2. 8. 68, die Vorschläge der Bundeskonzeption der Universität Stuttgart sowie die Beiträge der Studenten und Dozenten ein wichtiges Ergebnis waren.

inhalte, nicht stehen zu verstehen. Gesellschaftliche, ökonomische und materielle Faktoren stehen in enger Wechselwirkung und bestimmen das Geschehen und die Umwelt. Diese Wechselwirkungen können auch als Kommunikationsprozesse interpretiert und mit Kategorien der Kommunikationslehre beschrieben werden. Inwieweit diese Veränderung der Umwelt, die verbunden mit der Entwicklung der Stadtplanung, die sich aus den gemeinsamen Zielen ergibt. Eine nachvollziehbare Erklärung erfordert jedoch weitere Arbeit und ist nicht ohne weiteres herbeizuführen. Die langfristige Planung kann heute aber nur inhaltlich verstanden werden. Die zentrale Arbeit an Projekten, die jüngere von Studenten und Dozenten gemeinsam festgelegt werden sollen, wird dabei in unterschiedlichen Gruppen geleistet. Zusammen mit anderen Institutionen und Einrichtungen des Kulturbundes, Museen, anderen wissenschaftlichen Betrieben und Konzeptionen in anderen Organisationen sollen die Institutionen in unterschiedlichen Kommunikationssystemen. Die Konzeption des Aufbaus des Institut für das veränderte Ergebnis eines langen Diskussionsprozesses, in dem die Vorschläge der WZ vom 9. 6. 68, der Sachverständigenkommission des Kulturbundes vom 2. 8. 68, die Vorschläge der Bundeskonzeption der Universität Stuttgart sowie die Beiträge der Studenten und Dozenten ein wichtiges Ergebnis waren.

Aus dem Inhalt:

Thesen für ein Aktionsprogramm des BKA 2

Z. W. 3

Werk und Zeit 4

Was ist aus der Hfg geworden? 5

Neue Diskussion 6

Die Zukunft der städtischen Form 7

Städtische Form und Zeit 8

Stadtbauwelt 29

Zur Lage
Die Rolle der Stadtforschung
bei der Stadtentwicklungsplanung
Stadtentwicklung und Stadtentwicklung:
Politische Perspektiven

Entwürfe:
Planungsprozess - Gutachtenprozess
Stuttgart, Kitz, Ulm

Stadtentwicklungswirtschaft
Forschungsprojekt: Kommunale Planung
Informationsverarbeitung und Stadtplanung:
Herkunft und Stand der Kunst

Karlsruher Bilderbogen:
Internationaler städtebaulicher Wettbewerb 1970

Zum Verfahren der Vorphase
Überlegungen zu einem Angebot-Nachfrage-Modell
für Gewerbe- und Dienstleistungsbetriebe
Planende Verwaltung
und die Qualifikation von Planern
Umweltplanung:
Konzeption eines Planerstudiums
am Institut für Umweltplanung, Ulm (IUP)
Bestandsschutz und Stadtplanung

Wilhelm F. Schmöder
Rainer Albrecht, Rüdiger von Grot

Rainer Dübber, Rainer Fuchs,
Lorenz Hagemann, Walter Siebel
Gerhard Curdes, Josef Kopperschmidt,
Gernot Minke

Werner Gehrmann

Planerausbildung

Umweltplanung: Konzeption eines Planerstudiums am Institut für Umweltplanung, Ulm (IUP)

Gerhard Curdes,
Josef Kopperschmidt,
Gernot Minke

„Mein integratives
Planung als Teilbereich
eines größeren
Handlungs-
programms“
steht hier im Mittelpunkt
der folgenden, dessen
Schritt auch in der
Ausbildung von Planern
widerspiegelt.

Neben der Ausbildung
schüler Planer
(Vorbereitung, Beruf
und regionale Planer
(Stadt, Region, Land)
soll die Ausbildung von
Planern werden, deren
Fähigkeit in der
Integration von Teilfragen
und in der Entwicklung
gesamtgesellschaftlicher
Entscheidungsfindungen
liegt. In den folgenden
Schritten wird regionale
Planung und regionale
Planer und -Berufe
dargestellt.“

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.
Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

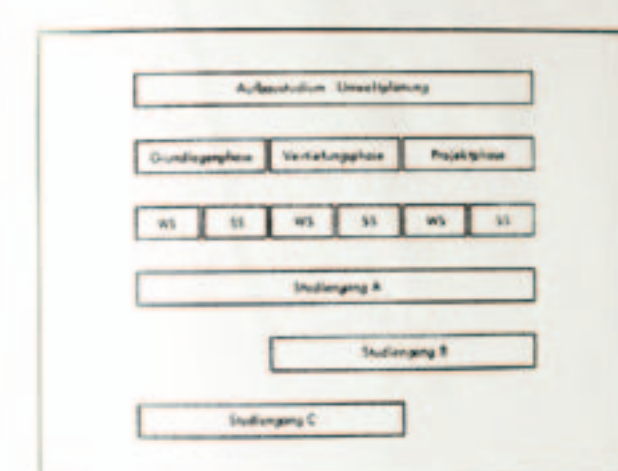
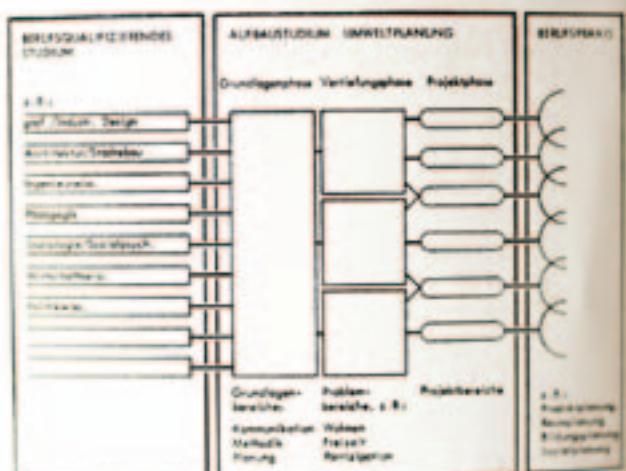
Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

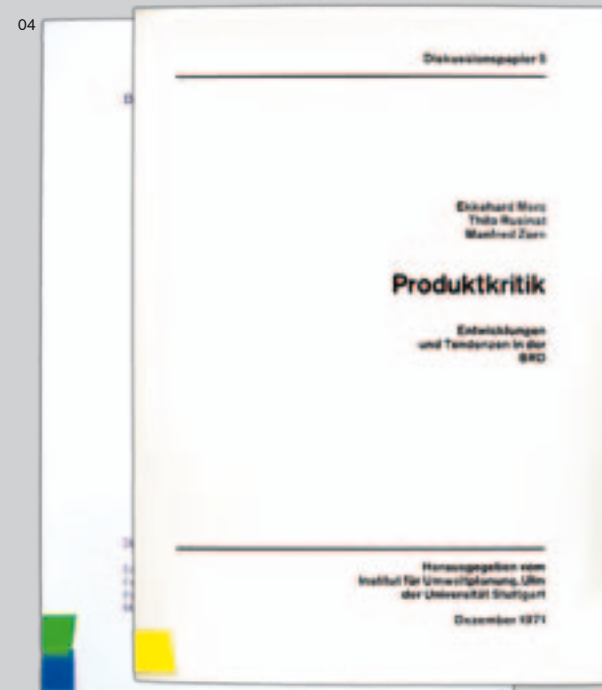
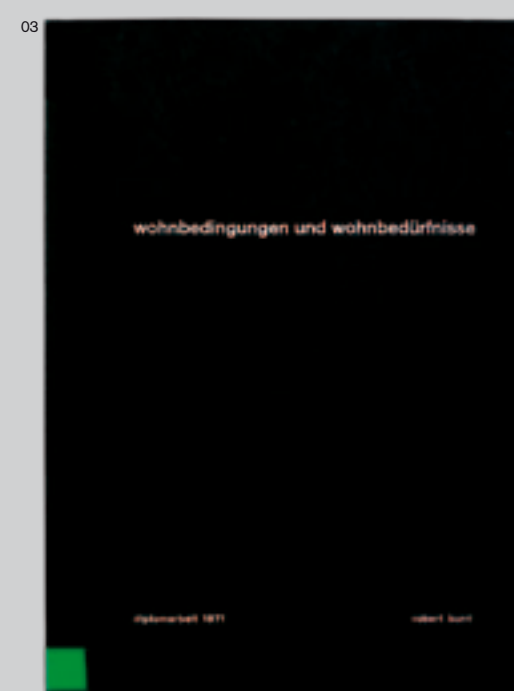
Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.

Die Ausbildung von Planern
ist ein zentraler Bestandteil
der Stadtentwicklungswirtschaft.



2 Studiengänge

Gerhard Curdes,
Josef Kopperschmidt,
Gernot Minke,
„Umweltplanung: Konzeption
eines Planerstudiums am
Institut für Umweltplanung,
Ulm (IUP)“,
Bauwelt 12/13, 1971.



01 Arbeitsberichte/
work reports:
Vol. 5: Josef Kopperschmidt,
Rhetorik: Einführung in die
persuasive Kommunikation,
ed. IUP Ulm, Stuttgart 1971
Vol. 8: Martin Krampen,
Gliederung von Design-
Aufgaben: ein Beispiel pro-
grammierter Unterweisung,
ed. IUP Ulm, Stuttgart 1972
Vol. 3: Martin Krampen,
Volker Baehr,
Analytische Planungsmethoden.
Faktorenanalyse und cost-
benefit-analysis, ed. IUP Ulm,
Stuttgart 1972
Vol 7: Gernot Minke,
Pneumatische Konstruktionen:
Systeme, Typen und Formen
pneumatisch stabilisierter
Membrantragwerke,
ed. IUP Ulm, Stuttgart 1972
02 Jochen Gros, Dialektik der
Gestaltung, Zwischenbericht 2
der Arbeitsgruppe Freizeit WS
70/71, ed. IUP Ulm,
Stuttgart 1971
03 Robert Burri, Wohnbedin-
gungen und Wohnbedürfnisse,
Diplomarbeit IUP Ulm,
Stuttgart 1971
04 Eric Biéler, Fredy Grazioli,
Pierre Grosjean, Michel Ruffieux,
Design-Probleme als System-
hierarchie, Diplomarbeit IUP
Ulm, Stuttgart 1970
Ekkehard Merz, Thilo Rusinat,
Manfred Zorn, Produktkritik:
Entwicklungen und Tendenzen
in der BRD, ed. IUP Ulm,
Stuttgart 1971
05 Heinrich Bachmann,
Daniel P. Meister, zur ganz-
heitstheorie der umweltsplanung,
Diplomarbeit IUP Ulm,
Stuttgart 1970
Jürgen Böttcher,
Hansjörg Eggerschwiler,
Josef Küttel, Transparenz, eine
Bedingung demokratischer
Interaktion und Planung,
dargestellt am Problemkomplex
Freiheit-Freie Zeit-Urbane
Agglomeration, Diplomarbeit
IUP Ulm, Stuttgart 1970
06 Marcel Kalberer,
Individuum-Das idealtypische
Individuum. Realität - Die
bedauerliche Realität. Planung-
Historisch materialistisches
Planungskonzept als ein Weg
aus der Misere, Diplomarbeit
IUP Ulm, Stuttgart 1971
07 Gerhard Curdes,
Jürgen Böttcher,
Susanne Curdes,
Franz Merk, Gernot Minke,
Roland Zaugg, Standort-
entwicklung. Beitrag zur
Entwicklung von Standort-
programmen für Stadtteile und
zentrale Orte in Nordrhein-
Westfalen, Vol. 1, Textband
(Rohfassung), Vol. 2, Ziel-
sammlung (Rohfassung),
ed. IUP Ulm, Stuttgart 1971



Gerhard Curdes:

Die gesellschaftliche Relevanz des Ulmer Modells

Herr Professor Curdes, Sie haben von 1959 bis 1964 an der HfG Ulm in der Abteilung »Bauen« studiert. Was haben Sie nach Ihrem Diplom gemacht?

Bei einer Literaturstudie für den Flächennutzungsplan von Freiburg im Breisgau zu städtebaulichen Kennzahlen für Handel und Gewerbe stieß ich auf das neu gegründete »Institut Gewerbebetriebe im Städtebau« (INGESTA) in Köln. Dort wurde mir ein eigenes Forschungsfeld im Grenzbereich von Stadtplanung, Regionalplanung und Wirtschaft angeboten. Zusammen mit Volks- und Betriebswirten bearbeiteten wir Kennzahlen und Tragfähigkeitsuntersuchungen für Folgeeinrichtungen in Städten (Läden, Handwerksbetriebe, Dienstleistungen). Es ging darum, der Stadtplanung bei der Planung von neuen Stadtteilen Planungsgrundlagen an die Hand zu geben. Schnell stießen wir in das wissenschaftliche Feld der Raumtheorien, der Landesplanung und des Städtebaus vor.

Nach anfänglichen Arbeiten, die sich auf Stadtteile bezogen, bekamen wir vom damaligen Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk den Auftrag für eine große Untersuchung im Ruhrgebiet. Von Wesel am westlichen Rand bis nach Unna im Osten untersuchten wir die Kundeneinzugsbereiche von 42 Stadtzentren. Methode war eine Passantenbefragung in den Stadtzentren und größeren Stadtteilen, die wir mit Studenten des Werbeseminars der Uni Köln durchführten. Daraus entstand eine Karte der Herkunftsgebiete der Kunden, eine Art »Wolkenkarte« für das Ruhrgebiet. Plötzlich war ich ein Ruhrgebietspezialist.

Daraus ergab sich ein Folgeauftrag zur Frage, ob das Ruhrgebiet Nebenzentren brauchte und ob die Innenstädte entlastet werden müssten; ob es Stadtteile gab, die man weiterentwickeln sollte. Solche Fragen konnten nur mit einer Theorie der Raumordnung beantwortet werden. Deshalb wurde ich Mitglied der amerikanischen »Regional Science Association«, um Anschluss an die internationale Diskussion zu bekommen. Dadurch wurde ich auch einer der Mitbegründer der deutschen Sektion, der »Gesellschaft für Regionalforschung«.

Sie haben die Ergebnisse Ihrer Forschungen publiziert und erlangten in Fachkreisen Bekanntheit. Wie kamen Sie dann zurück nach Ulm ans IUP?

1967 erhielt ich das Angebot, in Düsseldorf Mitglied des Planungsstabes des Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen zu werden. Obwohl es sich nur um eine auf fünf Jahre befristete Arbeit handelte, habe ich dafür meine Stelle in Köln aufgegeben. Die erste Aufgabe war, ein Entwicklungsprogramm für das Ruhrgebiet aufzustellen, das damals unter der Kohlenkrise erweiterte ökonomische Grundlagen brauchte. Dazu waren meine bisherigen Untersuchungen eine Grundlage. Daran schloss sich das Nordrhein-Westfalen-Programm 1975 an. Ich war gerade dabei, diese Arbeit zu beenden, als die Ausschreibung der Dozenturen des IUP veröffentlicht wurde.

Was reizte Sie an der Ausschreibung?

Umweltgestaltung war ein weiter Begriff. Die Aufgabe einer theoretisch begründeten Stadt- und Regionalgestaltung habe ich als einen möglichen Gegenstand innerhalb der Umweltgestaltung gesehen. Es hat mich

interessiert, in einem jungen Themenfeld zu arbeiten, das sich gänzlich neu strukturiert. In der Lehre hatte ich keine Erfahrung. Ich bewarb mich und wurde erstaunlicherweise genommen. So kam ich im April 1970 nach Ulm. Ich blieb aber nur bis September 1971, da ich einen Ruf auf den Lehrstuhl und an das Institut für Städtebau und Landesplanung an der RWTH Aachen angenommen hatte.

Verglichen mit Ihrer Studentenzzeit: Was hatte sich auf dem Kuhberg verändert?

Auf den ersten Blick: wenig, weder innerlich noch äußerlich. Es war alles sehr vertraut. Die Werkstattmeister waren zum Teil noch da. Ich kannte auch noch Frau Bäumler, die Bibliothekarin. Auch der Bibliotheks- und der Mensabetrieb liefen weiterhin. Aber wir stießen auf eine verwilderte Studentenschaft, die seit Herbst 1968 weitgehend sich selbst überlassen worden war.

Was muss man sich darunter vorstellen?

Die Studenten haben in diesen fast anderthalb Jahren entweder gearbeitet oder sind in ihre Länder zurückgegangen. Einige aber sind am Ort geblieben und haben sich selbst unterrichtet, u. a. in Marxismus und Leninismus, was 1968–69 an vielen Hochschulen passierte und eine Krise in der Akzeptanz dieses Staates markierte. Wir trafen daher auf eine Gruppierung, die sich über Monate gefunden hatte, ein ausgeprägtes Begriffsvokabular pflegte und auch genau wusste, was »richtig« war. Es war kaum möglich, eine so grundsätzliche Fragestellung wie die nach den Konstruktionsbedingungen des Staates mit disziplinären Ansprüchen auf »niederen fachlichen Ebenen« zu konfrontieren.

Wie entstand das pädagogische und programmatische Konzept des IUP?

Noch bevor ich nach Ulm kommen konnte, schon am 14. September 1969, wurde in einer Grundsatzdiskussion mit dem Rektor der TU Stuttgart, dem Rektor der Ulmer Ingenieurschule und dem Ulmer Oberbürgermeister darüber nachgedacht, ob es eine Schwierigkeit sei, dass das Institut noch kein Programm hatte. Die Dozentin Gudrun Otto meinte, ein Programm fiel nicht vom Himmel, und der Student Joachim Heimbucher sagte, er fände es schrecklich, wenn die Dozenten ankämen und ein Programm auf den Tisch knallten.

Ein Schlaglicht auf die seit Schließung der HfG veränderte gesellschaftliche Situation warf übrigens die Bemerkung des Stuttgarter Rektors, an der HfG seien Tassen und Aschenbecher entwickelt worden – er könne sich nicht vorstellen, dass dies künftig noch wichtige Aufgaben seien. Darauf antwortete der Student Joachim Heimbucher, das IUP würde sich wohl nicht mit Autos, aber mit Verkehrssystemen befassen.

Das war der Maßstab: Das einzelne Objekt im Verbund eines ganzen Systemdenkens. 1969 war es gesellschaftlich anerkannt, dass das Sektorale zu wenig Verbund hat. Man muss in Systemen und in Zusammenhängen denken, in Ursachen und Folgeketten, nicht in isolierten Produkten. Diese Haltung hatte Horst Rittel in die HfG getragen, und sie ist dort geblieben, obwohl Rittel die HfG schon 1964 verlassen hatte. Er hatte ein Verständnis von Design in Ulm verbreitet, das bei den Fragen anfängt: Wer braucht es überhaupt? Für wen ist es? In welchem Kontext lebt der, der das brauchen soll? Wie teuer darf es sein? Wie wird es hergestellt? Welche Aspekte müssen betrachtet werden? Wie wird es verkauft, wie wird es

vermarktet? Wie langlebig soll es sein? Soll es auch noch schön sein? Eine ästhetische Oberfläche war nicht der Hauptzweck. Design als Teil eines umfassenden, kollektiven Systemdenkens und Systemveränderns war der Kern von Rittels Lehre, und diese war immer noch präsent. Darum hätte man am IUP niemals einen Projektor entworfen, sondern man hätte sich gefragt: Was sind die Freizeitgewohnheiten? Wann braucht man so etwas? In welchen Umgebungen wird das stattfinden? Muss es klein oder groß sein, darf es schwer sein oder muss man es mit in den Wohnwagen nehmen können? Diese systemische Herangehensweise war in Ulm selbstverständlich. Aber es konnte auch vorkommen, dass das Produkt darunter litt, dass es nicht überzeugte.

Dann wurden im Frühjahr 1970 die ersten Bausteine für das erarbeitet, was das IUP leisten sollte. In fünf Kolloquien überlegten Dozenten und Studenten gemeinsam mit einigen herausragenden Persönlichkeiten, die dafür als externe Gäste eingeladen wurden, wie man dieses freie Feld der Gestaltung und Planung im Bereich Umwelt bewältigen sollte. Was sind die richtigen inhaltlichen Aspekte? Was sollte das übergreifende Thema sein? Sollte man großmaßstäblich anfangen oder kleinmaßstäblich? Integriert oder separiert?

Was war das Resultat dieser Kolloquien?

Als Ergebnis kam heraus, dass die Umwelt als ein System verstanden wird, das sich dauernd verändert. Menschliche Eingriffe tragen zu dieser Veränderung bei. Wenn man ein Produkt oder ein System gestaltet und plant, muss man verstehen, in welchen Kontext es gesetzt wird, welche umgebende Situation der Rahmen ist und was es bewirken wird. Daraus ergab sich eine äußerst komplexe Begrifflichkeit und eine Betrachtung auf vielen Ebenen und in großen Zeiträumen. Ein weiteres Ergebnis war die Institutsordnung. Darin wurde festgelegt, dass sich die Studenten und Dozenten in einer der Projektgruppen – dichtes Wohnen, Freizeit, Kinderbuch und Arbeitsplatz – einordnen sollten. Dort sollte das Projekt durch gemeinsames Finden und Bündeln der Interessen konkretisiert werden. Somit wurde die Rolle zwischen Lehrenden und Lernenden neu bestimmt: Wer in einem Teilbereich über Spezialistenwissen verfügte, war der Lehrende für diesen Bereich. Die Trichter Methode, von oben nach unten, war abgeschafft.

Wie hat die Fachwelt auf diesen Ulmer Neustart reagiert?

Michael Andritzky hat z. B. sehr wohlwollend in einem Beitrag für die Zeitschrift »Werk und Zeit« 1970 geschrieben, dass ein so komplexes Vorgehen notwendig und richtig ist, wenngleich es enorme innere Schwierigkeiten enthalte und alle Beteiligten überfordere, weil niemand alle notwendigen Kenntnisse und Kompetenzen habe – von der Fähigkeit, in einer Gruppe konstruktive Bewegungen hervorzurufen, ganz zu schweigen.

Sie waren überfordert?

Ja, wir Dozenten waren überfordert. Wir waren zu jung und uns fehlte die Selbstsicherheit, um mit diesem »etwas wilden Haufen« eine gemeinsame Haltung zu entwickeln. Hinzu kam, dass wir uns, wie schon zuvor an der HfG, an die ganz großen Themen wagten. Dadurch entstand erneut, wie an der HfG, die Gefahr, diese dann nur grundsätzlich, manchmal vielleicht auch etwas dilettantisch bearbeiten zu können.

Wie wollten Sie die Durchdringung dieser ganz großen Themen bewältigen?

Das Versprechen lautete, das IUP mit zwölf Vollzeit-Dozentenstellen auszustatten. Eine Kommission mit unserer Beteiligung sollte weitere Dozenten für Didaktik, Ökologie, Philosophie, politische Ökonomie, Politologie und Psychologie auswählen. Mit diesen ergänzenden Inhalten wäre ein breites Lehrkompetenzzentrum entstanden. Realistisch gesehen hätte es aber weitaus länger als nur fünf Jahre gebraucht, um ein passendes Kollegium zueinanderfinden zu lassen. Dafür hätte das IUP eine kontinuierliche Perspektive gebraucht.

Was war der Output des IUP unter diesen schwierigen Bedingungen?

Die Produktivität des IUP war trotz der Umstände enorm. Am 15. April 1970 begann der Lehrbetrieb, also ein halbes Jahr nach der Eröffnung des Instituts. An den drei folgenden Wochenenden haben die Dozenten das Lehrkonzept entwickelt und die Umbenennung des Instituts vereinbart. Dann wurden die Instituts- und die Wahlordnung erarbeitet und schon am 5. Mai beschlossen. In so kurzer Zeit war das eine enorme Leistung. Am 22. Mai wurde bereits der erste Institutsbericht vorgelegt, im September 1970 der zweite und im April 1971 der dritte. Darin werden sämtliche Studenten, Angestellten, Gastdozenten und Besucher namentlich genannt und die Projekte sowie die Diplomarbeiten aufgeführt. In der kurzen Zeit seiner Existenz hat das IUP thematisch interessante und zum Teil auch grundlegende Veröffentlichungen hervorgebracht, zum Beispiel: »Dialektik der Gestaltung« von Jochen Gros, 1971; »Die Umwelt der ausgewanderten Arbeiter« von Andrés M. Dimitriu, 1971; »Rhetorik« von Josef Kopperschmidt, 1971; »Wohnbedingungen und Wohnbedürfnisse« von Robert Burri, 1971; »Produktkritik«, das Diskussionspapier der gleichnamigen Arbeitsgruppe von 1971; »Analytische Planungsmethoden« von Martin Krampen und Volker Baehr, 1972; »Gesellschaft, Bedürfnis, Design« von Volker Baehr und Jan Kotik, 1972; »Gestaltreinheit und Gestalthöhe« von Hanno Eheses und Gerhard Wiesenfarth, 1972; »Pneumatische Konstruktionen« von Gernot Minke, 1972; »Gliederung von Design-Aufgaben« von Martin Krampen, 1972; »Zur Ganzheitstheorie der Umweltplanung« von Heinrich Bachmann und Daniel P. Meister, 1972. Zudem hatte ich aus NRW einen Forschungsauftrag erhalten, für die im Nordrhein-Westfalen-Programm entwickelte Konzeption der Konzentration des Städtebaus auf Siedlungsschwerpunkte an S- und Stadtbahnstrecken Planungsgrundlagen zu entwickeln. Dieses Projekt lief als offizielles Projekt des IUP (Projektgruppe »Standortentwicklungsplanung«) und wurde mit Studierenden bearbeitet und in seinem Rohentwurf als 6-bändiges Handbuch mit über 800 Zielen bis zum September 1971 abgeschlossen.

Es war eine Zeit, in der die Gewissheiten aufgebraucht waren und die jüngere Generation festen Boden unter ihren Füßen suchte. Das Misstrauen gegen die älteren »Autoritäten« war republikweit an fast allen Hochschulen ausgeprägt und schlug auch uns – den Jüngeren – in Ulm entgegen. Es ging daher nur über den Neuaufbau von unten oder, wenn man so will, vom Grundsätzlichen her. Natürlich führt das zu Übertreibungen und zu Fehlversuchen. Umbruchzeiten wie jene können nicht ohne Verluste, Umwege und Fehler durchlebt werden. Das wird auch in den Produkten des IUP deutlich. Dennoch – wenn man heute die Texte einiger dieser Veröffentlichungen liest, denkt man: »Oh, das war ein tolles Studium, dort möchte ich auch mal studieren.«

Wir haben offensiv für dieses Studium geworben. Das Programm des IUP haben wir (Curdes, Kopperschmidt, Minke) in zwei bekannten Fachzeitschriften vorgestellt: Am 29.03.1971 in der »Stadtbauwelt« (Ausgabe Nr. 29) und am 01.04.1971 in »arch+« (Ausgabe Nr. 12). Dies hatte zur Folge, dass sich im Sommer 1971 etwa 50 Studieninteressierte gemeldet hatten. Wir hatten also unsere Aufgaben erfüllt und standen vor einem Neuanfang mit neuen, nicht von der HfG kommenden Studierenden. Ich möchte noch hinzufügen, dass wir in dem Studienprogramm endlich die von der HfG über Jahre verschleppte Frage gelöst hatten, wie man mit Studenten umgeht, die nur für ein Jahr an das IUP kommen wollen, oder mit jenen, die eine universitäre Vorbildung haben. Dafür sah das Studienmodell drei unterschiedliche Wege vor: ein 4- bis 6-semesteriges Aufbaustudium, das für die unterschiedlichen Vorbildungen und Studieninteressen der Bewerber genügend Spielraum ließ.

Wenn das IUP doch so produktiv war, wie kam es dann zu seiner Schließung?

Dass wir nicht ganz so schlecht gewesen sein konnten, sieht man auch daran, dass einige Studierende auf der Grundlage ihrer Diplomarbeiten bald Professoren wurden (Bürdek, Gros) und dass vier der sechs Dozenten unmittelbar nach dem IUP Professoren wurden: Curdes in Aachen, Kopperschmidt in Mönchengladbach, Maser in Braunschweig, später in Wuppertal, sowie Minke in Kassel.

Wie haben sich die IUP-Studenten in dieser Situation verhalten?

Zum Ende des Sommersemesters 1971 reichten die letzten HfG-Studenten ihre Diplomarbeiten ein. Damit hatte das Land Baden-Württemberg seine moralische Verpflichtung gegenüber der HfG erfüllt. Unmittelbar vorher verhängte das Kultusministerium im Mai 1971 einen Aufnahmestopp, obwohl sich zahlreiche neue Studenten bewarben. Zugleich wurden die laufenden Berufungsverfahren abgebrochen.

Und was hat die TU Stuttgart unternommen? Das IUP war immerhin ein Institut, das an die TU angegliedert war.

Einige plädierten dafür, dass sich das IUP dem entstehenden Hochschulverbund Ost-Württemberg (Biberach, Schwäbisch Gmünd, Ulm) anschließen sollte. Aber leider wandten sich auch andere an die Presse und läuteten kräftig das Totenglöckchen, nach dem Motto: Es wäre unverantwortlich, jetzt noch neue Studenten aufzunehmen. Dabei bestand in einem großen Interesse am Institut, das sich in einer hohen Bewerberzahl ausdrückt, die einzige Chance, das Land dazu zu bewegen, Geduld zu haben und das Experiment weiterzuführen.

Wie denken Sie heute über diese Versuchung?

An der TU gab es eine Senatskommission, die sich mit der Frage beschäftigte, ob das IUP nach Stuttgart verlegt werden sollte. Uns Dozenten erschien das als eine attraktive Perspektive: ein Planungsinstitut in einer technischen Universität, sodass das Planungswissen (Methodik, Planungsphilosophie, Handeln im Verbund, wie löse ich undefinierte Probleme) einen angemessenen Ort findet. Damals hatte in Deutschland nur eine einzige Universität die Bedeutung der Planungswissenschaft erkannt: die TU Berlin.

Das IUP hätte sich dem Hochschulverbund Ost-Württemberg anschließen sollen. Das wäre sinnvoll gewesen, weil die Fachhochschulen Theoriemängel hatten. Sie suchten nach Theorie, Erklärung, Überbau – was das IUP geliefert hätte. Aber wir Dozenten ließen uns von der verlockenden Idee verführen, Teil der TU Stuttgart zu werden. Tatsächlich jedoch wollte sich

die TU Stuttgart nur den Etat des IUP in Höhe von etwa 1,4 Millionen Mark einverleiben. Wir Dozenten haben lange nicht wahrhaben wollen, dass die TU kein Interesse an einem dauerhaften IUP hatte.

Ein Jahr später, am 30. September 1972, wurde der Lehrbetrieb eingestellt. Das Finanz- und das Kultusministerium haben den finanziellen Hahn schlicht abgedreht. Weil die TU Stuttgart das Institut mit seinem Etat auch nicht erhalten sollte, gab es bis auf den Ulmer Oberbürgermeister Theodor Pfizer niemanden, der für das IUP gekämpft hat. Das war das Ende.

Wie reagierte die Presse?

Ein Zeitungskommentar lautete: Das Institut hat seine Probezeit noch nicht abgeschlossen. Gewiss haben alle auch Fehler gemacht. Aber die Schonzeit ist noch nicht vorbei, und die hätte das IUP verdient, um zu zeigen, was es leisten kann. Das Fallbeil fiel schon vorher.

Abgesehen von der atmosphärischen Großwetterlage sowie von den persönlichen Animositäten und Eitelkeiten, die Sie geschildert haben: Welche Ursache für die Schließung des Instituts sehen Sie noch?

Ulm war nie ein einfacher Standort. Dieser kleine Kosmos verfügte über eine eigene Qualität und eine eigene Schwäche. In einer Schule mit 150 Studenten und einem Lehrkörper von 20 bis 30 Leuten hat der Einzelne einen Resonanzraum, in dem er gehört wird. An einer staatlichen Hochschule mit Tausenden Studierenden verhallt die Stimme des Einzelnen. In Ulm konnte ein Einzelner etwas bewirken – positiv wie auch negativ. Es rief sofort eine Gegenreaktion hervor. Dieser Resonanzraum hat enormen Lärm nach außen getragen. Auch das gehörte zum Selbstverständnis.

Wenn die Studenten beispielsweise zur Erinnerung an die Pariser Kommune die rote Fahne hissten, dann war das selbstverständlich eine gezielte Provokation. Auch dieses Verhalten hat aus Sicht der Stuttgarter Landespolitik das Fass zum Überlaufen gebracht. Die Nerven lagen blank. Die CDU-Landesregierung wollte dieses unruhige Institut nicht weiter finanzieren: »Irgendwann ist Schluss, dann haben wir Ruhe.« An dieser Reaktion sind die Ulmer nicht unschuldig.

Wäre ein Aufbaustudium nach dem Modell des IUP auch heute noch interessant?

Ein Aufbaustudium nach dem Modell des IUP wäre auch heute noch interessant. Ebenso wäre ein Institut, das sich mit Theorie und Praxis der Planung in komplexen Feldern beschäftigt, an einer großen Universität attraktiv. Dieses Thema ist keineswegs obsolet. Wenn das IUP überlebt hätte, hätte es sich zu einem wichtigen Baustein in der deutschen Bildungslandschaft entwickeln können. Das Institut war ein Ort, an dem man grundsätzlich darüber nachdachte, was Gesellschaft ist und was eine Universität, was Lernen und Studieren ist und was das mit dem Zustand und dem Problem der Gesellschaft zu tun hat. Über diesen ganz allgemeinen Einstieg Aufgabenfelder zu erschließen, in denen man arbeiten will, die man selbst auswählt, wo man seine Kompetenzen entwickelt, wo man im Austausch steht mit seinen Kollegen: Das ist eigentlich ein ideales Herangehen neugieriger, kreativer und offener Personen an ihre Selbstausbildung. Die Rollen der Lehrenden und Lernenden vermischen sich. Es verlangt allerdings ein sichereres Umfeld, als es das IUP war.

Gerhard Curdes:

The social relevance of the Ulm model

Professor Curdes, you studied at the Construction Department of HfG Ulm from 1959 to 1964. What did you do when you had finished there?

When studying the literature on urban planning figures concerning trade and commerce for the zoning plan of Freiburg im Breisgau, I came across the newly founded “Institut Gewerbebetriebe im Städtebau” (INGESTA) in Cologne. There, I was offered my own field of research on the peripheries of urban planning, regional planning and economics. Together with economists and business experts, we dealt with indices and feasibility studies for shops, craft enterprises and service providers in towns. The aim was to provide the town planners with guides for the planning of new urban districts. We rapidly became involved with the scientific fields of spatial theory, regional planning and urban development.

Following initial work related to urban districts, we received an order for a major study in the Ruhr area. From Wesel at the western border to Unna in the east, we examined the catchment areas of 42 town and city centres. The method was a poll of passers-by in the centres and larger urban districts, which we conducted with students from the Advertising Department of Cologne University. The result was a map of the customers’ areas of origin, a kind of “cloud map” for the Ruhr. Suddenly, I was an expert on the Ruhr area.

That resulted in a follow-up order on the question of whether the Ruhr needed district centres and whether the inner cities needed to be decongested; whether there were urban districts that should be further developed. Questions like those could only be answered with a theory of regional planning. In consequence, I became a member of the American “Regional Science Association” to join in the international discussion, and was also one of the co-founders of the German section, the “Gesellschaft für Regionalforschung”.

You published the results of your research and became well known in professional circles. How did you come to return to Ulm and join IUP?

In 1967, I received an offer to join the planning staff of the Minister President of North Rhine-Westphalia. Although it was only a five year appointment, I gave up my job in Cologne for it. The first task was to draft a development programme for the Ruhr area, which needed to expand its economic foundations in the wake of the coal crisis. My previous studies were a good basis for that. The North Rhine-Westphalia Programme followed in 1975. I was just finishing that work when the advertisements for lectureships at IUP were published.

What interested you about the advertisements?

Environmental design was a broad concept. I regarded the task of urban and regional design on a theoretical foundation as a possible object of study within environmental design. I was interested in working in a new field that was developing a completely new structure. I had no experience of teaching. I applied, and astoundingly was accepted. That’s how I came to Ulm in April 1970. But I only stayed until September 1971, as I had accepted the call to a professorship at the Institute of Urban and Regional Planning of the Technical University of Aachen.

Compared with your time as a student, what had changed at Kuhberg?

At first sight very little, either internally or externally. It was all very familiar. Some of the technicians were still there. I also recognized Mrs. Bäumlner, the librarian. The library and canteen were still in operation. But we encountered a group of students who had been extensively left to their own devices since the autumn of 1968 and returned to the wild.

What do you mean by that?

In the interval of almost eighteen months, most of the students either got jobs or went home. But some of them stayed on the campus and taught themselves, for instance in Marxism and Leninism, which happened at many universities in the 1968–69 period and marked a crisis in the acceptance of the state. We therefore faced a group who had come together over a period of several months, had a highly developed, distinct vocabulary and knew exactly what was “right”. It was hardly possible to confront such a fundamental issue as the structural conditions of the state with the disciplinary requirements of “low academic levels”.

How was IUP’s teaching and learning programme established?

Even before I could get to Ulm, as early as 14 September 1969, there was a meeting involving the Rector of the Technical University of Stuttgart, the Rector of the Ulm Engineering School and the Mayor of Ulm to consider the fundamental question of whether the lack of a programme was a problem for the institute. The lecturer Gudrun Otto was of the opinion that a programme didn’t just appear out of the blue, and Joachim Heimbucher, a student, said he thought it would be appalling if the lecturers just arrived and slammed a programme onto the table.

The changes in the social situation since the closure of HfG were, by the way, highlighted by the remark from the Stuttgart Rector that HfG had been designing cups and ashtrays, and he couldn’t imagine that still being an important exercise in the future. Joachim Heimbucher retorted that IUP would surely not be dealing just with cars, but with transport systems. That was the yardstick: the individual object within the network of an entire thought system. It was accepted by society in 1969 that sectoral thinking lacked bonds. Thinking had to be conducted in systems and contexts, in causes and chains of effects, not in isolated products.

Horst Rittel brought that attitude to HfG, and it remained there, even though Rittel left HfG as early as 1964. At Ulm, he disseminated a concept of design that started with the questions, “Who needs it anyway? Who is it for? What circumstances do the people who are supposed to need it live in? How expensive can it be? How is it made? What aspects have to be considered? How is it to be marketed and sold? How durable should it be? Does it have to be beautiful as well?” An aesthetic surface wasn’t the main objective.

Design as part of comprehensive, collective systematic thought and systematic change was the core of Rittel’s theory, and that theory was still present. That’s why no-one at IUP ever designed a projector, but rather asked, “What do people do in their free time? When do they need something like that? In what surroundings will it be used? Does it have to be big or small, can it be heavy or will people want to take it with them in their caravans?” This systematic approach was a matter of course at Ulm. But it could also be the case that the product suffered from it, and was not convincing.

Then, in spring 1970, the first building blocks were laid for the plan of what IUP was to do. In five colloquiums, lecturers and students deliberated together with a number of outstanding personalities who had been invited

	to attend as guests on how to get to grips with this greenfield site of design and planning for the environment. What are the right subjects? What should the overriding topic be? Should one start on a large scale or on a small scale? Integrated or separated?
What was the result of these colloquiums?	The result that emerged was that the environment is understood to be a system which constantly changes. Human intervention contributes to that change. If one designs and plans a product or a system, one has to understand what context it is put in, what surrounding situation is the framework, and what it will bring about. That led to an extremely complex terminology and observations on many levels and over long periods. A further result was the institute's regulations. They set out that the students and lecturers should join one of the project groups – high density housing, leisure, children's books and the workplace. The projects were to be firmed up in those groups by joint identification and concerting of interests. The roles of teachers and students were thus redefined: Anyone who had specialist knowledge of a particular aspect was the teacher for that field. The funnel method, from the top downwards, had been abolished.
How did the professionals react to this relaunch in Ulm?	Michael Andritzky, for example, wrote very sympathetically in an article for "Werk und Zeit" magazine in 1970 that such a complex project was necessary and right, even if it was beset by enormous internal difficulties and demanded too much of all those involved, because no-one could possess all the knowledge and expertise required – to say nothing of the ability to generate constructive action in a group.
Was it too much for you?	Yes. We, the lecturers, were overextended. We were too young, and lacked the self-confidence to develop a common approach with that rather wild bunch. In addition, as previously at HfG, we dared to tackle the really big issues. Once again, as at HfG, there was the risk of only being able to approach them in basic terms, and sometimes perhaps also rather dilettantishly.
How did you want to cope with the examination of these really big issues?	It had been promised that IUP would have twelve full-time lectureships. A commission, in which we were to be involved, was to select further lecturers for Didactics, Ecology, Philosophy, Political Economics, Political Science and Psychology. With those additional subjects, a broadly based centre of expertise would have been created. But realistically, it would have taken much longer than just five years to bring a suitable teaching staff together. IUP would have had to have a prospect of continuation for that to happen.
What was IUP's output like under those difficult conditions?	In spite of the circumstances, productivity at IUP was immense. Teaching started on 15 April 1970, six months after the institute opened. On the three following weekends, the lecturers developed the teaching plan and agreed to rename the institute. Then the institute's regulations and the election rules were compiled, and adopted by 05 May. That was an enormous achievement in such a short time. As early as 22 May, the first Institute Report was issued, with the second following in September 1970 and the third in April 1971. The reports listed all the students, employees, visiting lecturers and other visitors by name, and the projects and diploma theses. In the short period of its existence, IUP produced a host of publications on interesting

topics, some of which were seminal, for example "Dialektik der Gestaltung" (The Dialectics of Design) by Jochen Gros, 1971, "Die Umwelt der ausgewanderten Arbeiter" (The Environment of Emigrant Workers) by Andrés M. Dimitriu, 1971, "Rhetorik" (Rhetoric) by Josef Kopperschmidt, 1971, "Wohnbedingungen und Wohnbedürfnisse" (Living Conditions and Accommodation Requirements) by Robert Burri, 1971, "Produktkritik" (Product Criticism), the discussion paper by the working group of the same name in 1971, "Analytische Planungsmethoden" (Analytical Planning Methods) by Martin Krampen and Volker Baehr, 1972, "Gesellschaft, Bedürfnis, Design" (Society, Needs, Design) by Volker Baehr and Jan Kotik, 1972, "Gestaltreinheit und Gestalthöhe" (Order and Complexity in Design) by Hanno Ehses and Gerhard Wiesenfarth, 1972, "Pneumatische Konstruktionen" (Pneumatic Structures) by Gernot Minke, 1972, "Gliederung von Design-Aufgaben" (Structure of Design Tasks) by Martin Krampen, 1972, "Zur Ganzheitstheorie der Umweltplanung" (On the Holistic Theory of Environmental Planning) by Heinrich Bachmann and Daniel P. Meister, 1972. In addition, I had received a research commission to develop a planning guide for the concept, established in the North Rhine-Westphalia programme, of concentrating urban development at residential centres along local railway lines. This was performed as an official IUP project ("Location Development Planning" project group) together with students, and completed as a rough draft by September 1971 in the form of a 6 volume manual with over 800 objectives. This was a time in which certainties had been exhausted and the young generation were looking for firm ground under their feet. There was pronounced distrust of the old "authorities" at almost all the universities in the country, with which we – the younger ones – were also confronted at Ulm. Rebuilding could therefore only proceed from below, or, if you will, from the fundamentals. Naturally, that leads to exaggerations and failed attempts. Times of upheaval like those cannot be lived through without losses, detours and failures. That also becomes clear in IUP's products. Nevertheless, if you read the texts in a number of those publications now, you think, "Oh, that was a great course. I'd like to study there myself."
We took the offensive in advertising this course of studies. We (Curdes, Kopperschmidt and Minke) presented the IUP programme in two well-known professional journals: on 29 March 1971 in "Stadtbauwelt" (issue no. 29) and on 01 April 1971 in "arch+" (issue no. 12). This had the effect of producing applications from around 50 potential students in the summer of 1971. We had, then, done our jobs and were ready to embark on a new start with new students who had not come from HfG. I should also like to add that in the course programme we finally solved the question which had dragged on at HfG for years of how to deal with students who only wanted to attend IUP for one year, or those with a university degree. The course model provided three different ways of doing that: a 4-6 semester postgraduate course which left sufficient room to accommodate the different educational backgrounds and interests of the students. That we can't have been all that bad can also be seen from the facts that a few of the students (Bürdek and Gros) soon became professors on the basis of their diploma work, and that four out of the six lecturers became professors directly after leaving IUP: Curdes in Aachen, Kopperschmidt in Mönchengladbach, Maser in Braunschweig and then in Wuppertal, and Minke in Kassel.

If IUP was really so productive, how then did it come to be closed down? At the end of the summer semester in 1971, the last HfG students submitted their diploma theses. With that, the State of Baden-Württemberg had fulfilled its moral obligation to HfG. Directly before that, in May 1971, the Ministry of Education ordered admissions to be stopped, although lots of new students were applying. At the same time, the appeal proceedings in progress were discontinued.

How did the IUP students react to that situation? Some of them suggested IUP should join the Eastern Württemberg University Confederation (Biberach, Schwäbisch Gmünd and Ulm) which was being established. But others regrettably approached the press and loudly sounded the death knell, along the lines that it would be irresponsible to admit any new students now. However, the great interest in the institute, reflected by a large number of applicants, would have been the only chance of inducing the state government to be patient and continue the experiment.

And what did the Technical University of Stuttgart do? IUP was after all an institute affiliated to the TU. There was a Senate Commission at the TU which considered whether IUP should be moved to Stuttgart. That seemed an attractive prospect to us lecturers: a planning institute at a technical university providing an appropriate home for the planning know-how (methodology, planning philosophy, group action, how to solve undefined problems). At that time, only one single university in Germany had recognized the importance of planning theory: the Technical University of Berlin.

What do you think about that temptation today? IUP should have joined the Eastern Württemberg University Confederation. That would have been sensible because the polytechnics had a deficit in theory. They were looking for theory, explanation and superstructure – which IUP would have supplied. But we lecturers allowed ourselves to be seduced by the tempting idea of becoming part of the TU Stuttgart. In fact, however, the TU Stuttgart only wanted to swallow up IUP's budget which amounted to some 1.4 million marks. For a long time, we didn't want to believe that the TU had no interest in a permanent IUP at all. One year later, on 30 September 1972, teaching stopped. The Ministries of Finance and Education simply pulled the financial plug. Because the TU Stuttgart was also not intended to get the institute with its budget, there was no-one apart from Ulm's mayor Theodor Pfizer fighting for IUP. That was the finish.

How did the press react? One newspaper commentary ran as follows: The institute has not yet completed its probationary period. Certainly, everyone made some mistakes, but the close season is not over, and IUP would have deserved that to show what it could do. The axe, however, fell earlier.

Apart from the turbulent general climate and the personal animosities and vanities you have described, what other reasons can you see for the closure of the institute? Ulm was never an easy location. That miniature cosmos had its own quality and its own weakness. At a school with 150 students and 20 or 30 people on the faculty, the individual has a resonance chamber where he can be heard. At a state university with thousands of students, the individual's voice fades away in the crowd. At Ulm, an individual could make a difference – either positively or negatively. That immediately provoked a counter reaction. The resonance chamber also projected an enormous amount of noise to the outside, and that too was part of our self-image.

Would a postgraduate course following the IUP model still be interesting today?

When the students, for example, hoisted the red flag in remembrance of the Paris Commune, that was of course a deliberate provocation. But from the point of view of the regional politicians in Stuttgart, that was one of the straws that broke the camel's back. Nerves were raw. The CDU state government didn't want to fund this unruly institute any more. "It'll have to come to an end some time, and then we'll have some peace." The people at Ulm were not entirely innocent of causing that reaction.

A postgraduate course following the IUP model would still be interesting today. Similarly, an institute dealing with the theory and practice of planning in complex fields at a major university would also be attractive. This subject is by no means obsolete. If IUP had survived, it could have become an important part of the German educational landscape. The institute was a place where people devoted fundamental thought to what society is and what a university is, what learning and studying are, and what all that has to do with the condition and problems of society. Using that general entry point to embark on fields of activity which you want to work in, which you select yourself, where you can develop your expertise and where you engage in dialogue with your colleagues: That's really an ideal approach to educating yourself for curious, creative and receptive people. The roles of teachers and students intermingle. It does of course require a safer environment than IUP was.



Siegfried Maser:

Gestaltung, Umweltplanung und Experiment

Herr Professor Maser, Sie studierten seit 1958 in Stuttgart bei Max Bense Philosophie, daneben Mathematik und Physik. Welche Verbindung hatten Sie zur HfG Ulm?

Max Bense war nicht nur seit 1950 Außerordentlicher Professor an der TU Stuttgart. Er unterrichtete auch an der HfG Ulm seit ihrer Gründung 1953. Er besaß kein Auto, aber ich hatte eine Ente. Ich fuhr ihn deshalb im Laufe meines Studiums einige Male von Stuttgart zu seinem Unterricht nach Ulm. Währenddessen hatte ich viel Zeit, mich mit allen, die da oben auf dem Kuhberg waren, zu unterhalten. Die meisten kannte ich schon, weil alle HfG-Angehörigen irgendwann auch einmal Bense in Stuttgart besuchten. Übrigens riss der Kontakt zwischen Max Bense und der HfG auch nach seinem Fortgang 1958 nicht ab. Insbesondere 1967/68, in den Monaten bis zur Schließung der HfG, gab es einen regen Austausch zwischen Bense und Ulm. Der Hintergrund: Max Bense sollte schon 1955 zum Ordinarius an der TU Stuttgart ernannt werden. Das Kultusministerium lehnte aber seine Berufung zunächst ab. Dagegen wehrte sich die TU – mit Erfolg. Bense wurde 1963 Ordentlicher Professor. Insofern war er 1967/68 eine Art Vorbild für die Ulmer: Er hatte den Kampf mit demselben Ministerium gewonnen!

Wie kamen Sie 1969 von Stuttgart nach Ulm?

1968 hatte ich einen Lehrauftrag an der Architekturfakultät der TU. Einer ihrer Professoren, Lothar Götz, war 1969 der Vorsitzende der Kommission, die die neuen Dozenten für das IUP berufen sollte. Ich hatte mich gerade habilitiert. Ich bewarb mich um eine der Dozentenstellen und wurde ausgewählt. So kam ich nach Ulm ans IUP. De facto unterrichtete ich ab 15.10.1969 am IUP, am 29.11.1969 bin ich mit meiner Familie nach Ulm umgezogen. Der Lehrkörper bestand zunächst aus drei Dozenten: Gerhard Curdes (Städtebau und -planung), Gernot Minke (Modernes Bauen) und mir (Grundlagenforschung, später Allgemeine Kommunikationstheorie).

Bei der Gründungsfeier am 15.10.1969 sprach man noch vom »Institut für Gestaltung«. Weshalb wurde dann noch die Umwelt mit einbezogen?

Das Stichwort »Umwelt« machte die Runde, seit im April 1968 das letzte ulm-Heft erschienen war. In seinem Leitartikel »Zur Lage der HfG« hatte Guì Bonsiepe darauf hingewiesen, dass es als Gegenkraft zur zunehmenden Ausdifferenzierung im Gestaltungsbereich auch etwas Integrierendes benötigte. Das nannte er Umweltgestaltung. In allen Kommissionen, die dann tagten, wurde sehr schnell klar, dass es innerhalb der Gestaltung substanzielle Unterschiede gibt, beispielsweise zwischen einem Haus und einem Plakat. Man könnte zwar anführen, dass die Grundlagen, etwa die Farbenlehre, identisch sind, weil sie sich beide Male auf den Konsumenten, auf den Bewohner des Hauses oder den Betrachter des Plakats, beziehen. Aber tatsächlich ist das doch weit hergeholt. Ein guter Architekt ist nicht automatisch ein guter Plakatgestalter und umgekehrt. Was aber ist das Gemeinsame? So ist man von der Gestaltung zur Planung gelangt. Denn jeder Gestalter muss seine Pro-

jekte planen. Gestalter müssen wissen, welche Ziele sie erreichen wollen, welche Methoden sie einsetzen und wie man Themen abgrenzt oder auch ausgrenzt.

Daraus ergab sich der Vorschlag, die Nachfolgeorganisation der HfG nicht mehr Institut für Gestaltung – in Analogie zur Hochschule für Gestaltung – zu nennen, sondern Institut für Umweltplanung.

Welche Überlegungen waren mit dem Konzept eines Aufbaustudiums »Umweltplanung« verbunden, das nur Studenten zugänglich war, die bereits ein Studium absolviert hatten?

Ein fertiges Studienkonzept für das Aufbaustudium am IUP brachten wir nicht mit. Wir wollten es gemeinsam mit den Studenten entwickeln, denn diese hatten ja bereits zuvor ein Studium absolviert. Es waren keine Studienanfänger, sondern sie hätten auch in ihrem Beruf arbeiten können. Weil sie dennoch weiter studieren wollten, unterstellten wir, dass sie am besten selbst wissen sollten, was sie brauchten, um das machen zu können, was sie vorhatten. Deshalb sollten die Studenten Projektgruppen bilden, und jede sollte ihr eigenes Ausbildungskonzept formulieren. Uns drei Dozenten ist es aber nicht gelungen, dieses Konzept zu verwirklichen. Wir hätten vielleicht zuerst selbst durchspielen müssen, wie die einzelnen Fächer und Themen integriert werden, um danach den Projektgruppen anhand von Beispielen zu zeigen, wie sie arbeiten sollten, jede nach ihrer Art. Solche Vorbilder gab es aber leider nicht.

Die Studenten sollten an das, was sie aus ihrem vorherigen Studium kannten, anschließen und weiterkommen. Wir richteten uns nicht an die, die schon gelernt hatten, Thermoskanne oder ein Einfamilienhaus zu entwerfen, und sich nun als Nächstes mit einem komplexeren Kaffeeservice oder einem Mehrfamilienhaus beschäftigen wollten. Es sollte um übergreifende Aufgaben gehen, zum Beispiel »Gesundheit im Krankenhaus« oder »Verbesserungen für Behinderte«. Bei solchen Themen hätten viele Aspekte gemeinsam gelernt werden können: soziale Grundlagen, psychologische Faktoren, Planung, Ökonomie. Es hätte Vereinbarungen geben müssen, welche Aspekte von Einzelnen und welche gemeinsam erarbeitet werden sollten. Spezialisierte Lehrbeauftragte hätten für bestimmte Bereiche gewonnen werden können. An relevanten Themen mangelte es nicht. Angefangen bei Freizeit über Wohnen und Kinderbuch bis zu Planungsmethode und -theorie. Daraus sind viele Diplomarbeiten hervorgegangen. Nicht nur von denjenigen Studenten, die noch an der HfG angefangen hatten und am IUP ihren Abschluss machen durften.

Der grundlegende Gedanke war, dass diese Studenten ihr vorheriges gestalterisches Studium um eine theoretische Vertiefung ergänzen sollten. Und Planung ist Theorie. Angenommen, es geht nicht um die Gestaltung eines S-Bahn-Waggons, eines Fahrplans oder eines Bahnhofs, sondern um das Thema Mobilität, dann werden die Probleme so kompliziert, dass sie nicht auf einmal verstanden werden können. Das Gesamtproblem muss in Teile zergliedert werden. Sofort entsteht die Frage: Welchen Teil zuerst und welchen danach? Die Beteiligten müssen voneinander wissen und miteinander kommunizieren. Schon ist die Aufgabe interdisziplinär.

Mit diesem Phänomen hatte sich schon die HfG auseinandergesetzt...

Otl Aicher hat 1975 eine kurze Geschichte der HfG in mehreren Phasen veröffentlicht. Dem folgend, können wir nachvollziehen, dass zuerst die gestalterischen Mittel das Thema sind. Als zweites sind die Protagonisten das Thema, also die Psychologie. Als drittes ist es nicht ein Einzelner, sondern die Gesellschaft. Als viertes ist es die Soziologie: der Kontext, in dem

sich die Probleme ergeben. In der Soziologie, in der Gesellschaft, gibt es Klassenschichten, also ist fünftens die Ökonomie das, was die Gesellschaft differenziert. Hinter dieser Ökonomie steht sechstens die Politik. So ist man bis ans politische Design der HfG Ulm gelangt.

Wenn man sich mit komplexen Problemen beschäftigt, die langfristige Konsequenzen nach sich ziehen, sollte man möglichst viel im Voraus bedenken. Oft wird diesem Anspruch entgegengehalten, das gehe sowieso nicht. Aber man kann möglichst viele Facetten berücksichtigen in der Hoffnung, so viele Informationen wie möglich zu sammeln, die dabei helfen, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Der Gestaltungsprozess war auf einmal ein Entscheidungsprozess. Entscheidungen hängen an Information. Informationen gehören ins Fach Kommunikation, das ich vertreten habe. Dass Planungsprozesse immer Kommunikationsprozesse und dass Missverständnisse nichts Gutes sind, hat sofort jeden überzeugt. Wenn ich den ersten Knopf meiner Jacke durchs falsche Knopfloch stecke, knöpfe ich in der Folge auch alle anderen falsch zu. Kommunikation lebt auch von Partizipation, und deshalb sind die partizipatorischen Planungsmethoden sehr beliebt gewesen. Schon an der HfG hatten sich Otl Aicher und Horst Rittel über Planung, Regelung und Steuerung gestritten. Steuerung verlangt einen Steuermann, der sagt, wo es langgeht. Das war Aichers Überzeugung. Am IUP träumten wir aber davon, dass der Steuermann die Betroffenen selbst sind, dass sie sich selbst steuern. In der Kybernetik nennt man das Regelung. Ein Thermostat braucht niemanden, der ständig eingreift, das regelt sich von alleine. Man hat es nachher Autopoetik genannt.

Wie sehen Sie das jetzt, welcher Weg ist richtig?

Heute denke ich, dass weder das eine noch das andere ausschließlich richtig ist. Es gibt Probleme im Leben, die sollten durch Steuerung gelöst werden, andere durch Regelung und wieder andere militärisch per Kommando. Interessant ist dann wiederum die Frage, ob man selbst entscheiden kann, welches Organisationsmodell angewendet werden soll. Zum Beispiel das Thema Demokratie, ein Ulmer Thema. Inwieweit kann es in der Lehre eingeführt werden? Wieso nennt sich da einer Lehrer und fängt an zu korrigieren, was nimmt der sich heraus? Dürfen Studenten den Rektor mitwählen? An der HfG war es so. Demokratie erfordert allerdings viel Aufwand. Bei manchen Aufgaben lohnt sich Demokratie nicht. Da ist Demokratie angesagt: Jeder kann machen, was ich will, beispielsweise bei fachlichen Fragen.

Innerhalb welcher Rahmenbedingungen wirkte das IUP?

Die Umstände waren schwierig. Zum einen verlief der Übergang von HfG zum IUP nicht nahtlos von einem Tag auf den anderen. Der geregelte Unterrichtsbetrieb endete an der HfG im Sommer 1968, und das Verantwortungsgefühl löste sich gleich mit auf: Die Gebäude wurden regelrecht ausgeraubt. Auch physisch wurde die Lehre durch Leere abgelöst. Zum anderen war aus der unabhängigen HfG ein Institut geworden, das sich zwar räumlich in Ulm befand, aber organisatorisch der TU Stuttgart zugeordnet war. Deren Fakultäten konnten sich aber nicht einigen: Die Maschinenbauer wollten das Design zu sich holen, die Architekten das industrielle Bauen und die Politologen und Soziologen das Politische der HfG. Weil es für diese Auseinandersetzung keine Lösung gab, wurde das IUP direkt dem Senat der TU unterstellt. Dadurch wurde sie aber nur verschoben: Der Streit ging im Senat weiter. Letztlich war die TU an der HfG

bzw. dem IUP mit seinem interdisziplinären Anspruch substantiell nicht interessiert. Man hat sich um das Geld gestritten. Das war nicht wenig. Jeder wollte es haben.

Wie lautet Ihr Resümee, warum das IUP nur drei Jahre bestanden hat?

Das Institut ist vermutlich aus drei Gründen gescheitert. Erstens setzte das anspruchsvolle interdisziplinäre Konzept engagierte Studenten voraus. Tatsächlich aber waren die meisten Studenten dafür nicht geeignet. Zweitens war die Lehre teilweise mangelhaft. Manche Gastprofessoren haben es gar nicht gern, wenn man sie gleich versteht. Das Schauspiel, das dann aufgeführt wird, hat mit Lehre nichts zu tun. Auch der Versuch, Forschung durch Lernen zu verwirklichen, erfordert kritisch denkende und selbstständig entscheidende Studenten, die nicht nur die Aufgaben, die ihnen vorgegeben werden, fleißig abarbeiten.

Drittens fehlte eine funktionierende Institutsorganisation. Allein die Bibliothekarin der HfG war übernommen worden, aber die TU stellte keine neuen Ressourcen bereit. Es wäre nicht einmal möglich gewesen, eine Exkursion auf die Beine zu stellen.

Wir Dozenten wurden von der TU schlecht behandelt. Zum Beispiel haben wir bis zum Ende ohne schriftliche vertragliche Vereinbarung gearbeitet. Offiziell erhielt ich am 15.09.1972 (!) in Braunschweig den Bescheid, dass ich vom 15.10.1969 bis 30.09.1971 Dozent in Ulm war. Deshalb waren wir bald unzufrieden und haben uns nach beruflichen Alternativen umgesehen.

Sie sind nach der Schließung des IUP zur Kunsthochschule Braunschweig gegangen und haben dort ab 01.10.1971 den ersten Diplomstudiengang für Design in Deutschland mit aufgebaut. Welche Konsequenzen haben Sie aus Ihren Erfahrungen mit Ulm und Stuttgart gezogen?

In Braunschweig sollte das Thema Gestaltung – im Unterschied zu den bestehenden Werkkunstschulen – nicht in Fächer zergliedert werden, weil entwerfen und gestalten immer integrieren bedeutet. Dafür haben wir die Bereiche Industrial Design (vertreten durch Bernd Löbach), Visuelle Kommunikation (Georg Kiefer), Architektur (Günter Günschel), Städtebau und Raumordnung (Horant Fassbinder) sowie Soziologie/Politologie (Eckhard Bauer) und Planungs- und Systemtheorie (Siegfried Maser) zu einem Konzept integriert, das wir bewusst Umweltgestaltung und nicht Planung nannten. Die Vermeidung des Begriffs »Planung« war eine Lehre aus meiner Zeit am IUP. Darüber hinaus wollten wir den Schwerpunkt auf die experimentelle Vorgehensweise setzen. Experimente verifizieren oder falsifizieren vorausgedachte Hypothesen. Darum entschieden wir uns für den Titel »Fachbereich für experimentelle Umweltgestaltung«.

Die Studienorganisation beruhte ebenfalls auf meinen Erfahrungen am IUP. Sie unterschied sich weitgehend von Ulm. In Ulm wurde, weil man was Besonderes machen wollte, kein Diplom verliehen, sondern ein Zeugnis mit Kopfnote, wie an einer Waldorfschule. Das hatte mich nicht überzeugt. Der Braunschweiger Studiengang sollte dagegen etwas Normales werden. So konnten die Studenten innerhalb von vier Semestern mit ihrer Diplomarbeit vom Fachhochschulabschluss zu einem universitären Abschluss gelangen. Deshalb war die Braunschweiger Kunsthochschule die erste deutsche Hochschule, die im Design ein universitäres Diplom verlieh. Das war ganz einfach deshalb besser, weil viele Studenten diesen Aufstieg von einem Fachhochschulabschluss zu einem Hochschulabschluss anstrebten, weil das andere Karrieren in der Wirtschaft und im Staatsdienst ermöglichte, beispielsweise eine Dozentur an einer Fachhochschule. Aus meiner Sicht war das nicht unwichtig: Es musste etwas wert sein, wenn jemand, der längst im Beruf arbeiten könnte, zusätzlich zwei Jahre studiert.

In Ulm hatte ich nicht verstanden, warum man nicht mit Planung im eigenen Haus beginnt, wenn man sich »Institut für Umweltplanung« nennt. Das habe ich in Braunschweig geändert. Die Konsequenz war, dass ich schnell Rektor wurde. Gerade erst hatte man die Kapazitätsplanung erfunden. Danach kam die Raumplanung. Dann konnte man sich mit Planspielen gegen das Ministerium zur Wehr setzen, Hochschulpolitik machen. Das hätte eigentlich in Ulm genauso gehen müssen: mithilfe von Planung die differenzierte, chaotische Versammlung auf ein gemeinsames Ziel ausrichten und zu einem einheitlichen Vorgehen bringen.

Wenn Sie heute eine Hochschule gründen könnten und keine bestehende Organisationsform übernehmen müssten: Welche Struktur gäben Sie ihr?

Viele Jahre später, im Zuge der Bologna-Reformen, habe ich über eine fraktale Struktur von Hochschulen nachgedacht. Fraktale sind die Muster, die dort entstehen, wo die traditionelle Mathematik zusammenbricht und wo unsere eingefahrene Denkweise hinten und vorne nicht mehr stimmt. Mittlerweile organisieren Fraunhofer-Institute die Industrie unter dem Schlagwort »die fraktale Fabrik«. Dort werden Hierarchien durch Arbeitsgruppen ersetzt. Warum nicht auch Hochschulen nach diesem Prinzip modernisieren? Nicht nur ein einzelnes Institut, sondern die gesamte Universität würde lediglich Lehrangebote machen und eine Studienberatung bieten. Daraus kombiniert jeder Student seinen eigenen Stundenplan. Über die einzelnen Veranstaltungen werden Punkte und Noten gesammelt. Wer die notwendige Menge gesammelt hat, erhält einen Zettel mit der Überschrift »Diplom« und einer Liste aller Leistungen, die er erbracht hat. Solch ein Studium bräuchte es. Denn was geschieht heute? An ihrem ersten Arbeitstag sagt man den frischgebackenen Absolventen bei ihrem Arbeitgeber: »Vergiss alles, was du an der Hochschule gelernt hast. Jetzt erst lernst du, was wichtig ist.«

Siegfried Maser:

Design, environmental planning and experimentation

Professor Maser, you studied philosophy under Max Bense in Stuttgart starting in 1958, and also mathematics and physics. What was your connection with HfG Ulm?

Max Bense had not only been a senior lecturer at the Technical University of Stuttgart since 1950, but had also taught at HfG Ulm since its foundation in 1953. He didn't have a car, but I had a 2CV, and so while I was a student I drove him several times from Stuttgart to his lectures at Ulm. During those trips I had a lot of time to talk to everyone up there at Kuhberg. I already knew most of them because all the people from HfG visited Bense in Stuttgart from time to time.

Max Bense, by the way, didn't lose touch with HfG even after he left in 1958. Especially in 1967/68, in the months leading up to the closure of HfG, there were animated discussions between Bense and Ulm. The background was the following: As early as 1955, Max Bense was to be appointed a full professor at the TU Stuttgart, but the Ministry of Education initially blocked his appointment. The TU refused to accept that, and won.

How did you come to move from Stuttgart to Ulm in 1969?

Bense became a full professor in 1963. To that extent, he was a shining example to the people at Ulm in 1967/68: He had battled with the same ministry and won!

In 1968, I was a lecturer in the Department of Architecture at the TU. One of the professors, Lothar Götz, was chairman of the commission which was to appoint the new lecturers for IUP in 1969. I had just qualified as a professor. I applied for one of the lectureships and was accepted. That's how I got to IUP in Ulm.

De facto, I was teaching at IUP from 15 October 1969, and I moved to Ulm with my family on 29 November 1969. At the start, the academic staff consisted of three lecturers: Gerhard Curdes (Urban Construction and Planning), Gernot Minke (Modern Construction) and me (Fundamental Research, and later General Communications Theory).

At the foundation ceremony on 15 October 1969, the name was still the "Institute of Design". Why did the environment then get involved?

The buzzword "environment" had been doing the rounds ever since the last ulm booklet was published in April 1968. In his leading article, "On the situation of HfG", Gui Bonsiepe pointed out that something integrative was needed to counterbalance the increasing differentiation in the design field. He called that environmental design.

In all the commissions that then met, it rapidly became clear that there were substantial differences within design, for instance between a building and a poster. It could of course be argued that the fundamentals, such as the theory of colours, are identical, because they address the consumer, the person living in the house or the person looking at the poster, in both cases. But that's surely really far-fetched. A good architect is not automatically a good poster designer, and vice versa. But what do they have in common? That's how we got from design to planning. All designers have to plan their projects. Designers have to know what objectives they want to reach, which methods they are going to use, and how to delimit or even exclude issues. That resulted in the proposal that the successor to HfG should no longer be called the Institute of Design, echoing the Hochschule für Gestaltung designation, but rather the Institute of Environmental Planning.

What considerations were associated with the concept of a purely post-graduate course in "Environmental Planning"?

We didn't have any finished plan for the postgraduate course at IUP. We wanted to develop it together with the students, as they had already completed an undergraduate course. They weren't beginners, and could already have gone on to work in their professions. Since they nevertheless wanted to continue studying, we assumed that they would themselves know best what they needed to enable them to do what they wanted. As a result, the students were to form project groups, and each group was to formulate its own course plan. But we three lecturers failed to implement this strategy. Perhaps we should have first gone through ways of integrating the individual disciplines and topics ourselves, so that we could present examples to the project groups of how they could do their work, each in their own way. Regrettably, though, there were no such examples. The students were supposed to build on what they had learned in their previous courses and proceed from there. We were not aiming a people who had already learned to design a thermos flask or a detached house and now wanted to deal with a more complex coffee service or a block of flats. We were supposed to be dealing with broader issues, for example "health in hospitals", or "improvements for the disabled". With topics like that, a

host of aspects could have been learned together: social fundamentals, psychological factors, planning and economics. There ought to have been agreements as to which aspects were to be dealt with by individuals and which jointly. Specialized teachers could have been recruited for particular fields. There was no lack of relevant topics, starting with leisure, through housing and children's books, to planning methods and theories. Those topics produced a lot of diploma theses, not only from those students who had already started at HfG and were able to complete their courses at IUP. The basic idea was that those students should complement their previous design studies with a theoretical consolidation. And planning is theory. Assuming the subject is not the design of a railway coach, a timetable or a station, but mobility, the problems become so complicated that they cannot be grasped at a stroke. The problem as a whole has to be divided into its constituent parts. Immediately, the question arises, "Which part first, and then which?". The people involved have to know each other and communicate with each other, and then the work is multidisciplinary.

That phenomenon had already been dealt with at HfG ...

Otl Aicher published a short history of HfG in several phases in 1975. Following that, we can see that the first issue is the means of design. The second is the protagonists, meaning psychology. The third is not the individual, but society. The fourth is sociology, the context in which the problems arise. In sociology, and in society, there are class strata, so the fifth issue is the economy, which creates differences in society. Behind the economy, sixthly, there is politics. That's how HfG Ulm arrived at political design.

If you're dealing with complex problems that have long-term consequences, you should consider as much as possible in advance. There's often the counter argument to this proposition that it's impossible anyway. But you can take account of as many facets as possible in the hope of collecting a maximum of information to help in taking the right decisions. All at once, the design process was a decision-making process. Decisions are dependent on information. Information belongs to the subject of communication, for which I was responsible. The ideas that planning processes are always communication processes and that misunderstandings are not a good thing convinced everyone immediately. If I put the first button on my jacket through the wrong buttonhole, I then do up all the other buttons wrong. Communication also lives on participation, and that's why the participatory planning methods were very popular. Even at HfG, Otl Aicher and Horst Rittel had argued about planning and control. Aicher believed that control needs someone to be in control and set the course. At IUP, though, we dreamed that the people involved would be the controllers themselves and steer their own course. In cybernetics, that is known as feedback control. A thermostat doesn't need anyone to intervene all the time; it regulates itself. That was later called autopoiesis.

Which way do you think is the right one now?

Now, I think neither one nor the other is exclusively right. There are problems in life that ought to be solved by control, others by feedback and others again by orders in the military sense. The interesting thing is then whether people can decide themselves which organizational model to apply. For example, the issue of democracy, an Ulm issue. To what extent can it be implemented in a teaching environment? Why does one of us call himself

What were the background conditions in which IUP had to work?

a teacher and start to correct things – who does he think he is? Should students be allowed to vote in elections for the Rector? That was the situation at HfG. However, democracy demands a lot of work. For some jobs, democracy's not worth while. That's where dematorship comes in: Everyone can do what I want, for instance in technical matters.

The circumstances were difficult. On the one hand, the transition from HfG to IUP didn't take place seamlessly from one day to another. Formal teaching stopped at HfG in the summer of 1968, and the feeling of responsibility dissipated at the same time: The buildings were absolutely stripped. Physically, too, teaching was supplanted by a void. On the other hand, the independent HfG had become an institution that may well have been located in Ulm, but organizationally belonged to the Technical University of Stuttgart. But the faculties there couldn't reach agreement. The mechanical engineers wanted design in their remit, the architects wanted industrial construction, and the political scientists and sociologists wanted the political aspects of HfG. Because there was no resolution to that dispute, IUP was brought directly under the control of the TU's Senate. But that just shifted the argument, which continued in the Senate. In the final analysis, the TU wasn't particularly interested in HfG or IUP with its multidisciplinary approach. The argument was about money. The sums were not small. Everybody wanted to have them.

How would you sum up why IUP only stayed in existence for three years?

The institute probably failed for three reasons. Firstly, the demanding multidisciplinary concept relied on having enthusiastic and committed students. In fact, however, most of the students were not suitable. Secondly, some of the teaching was poor. Some visiting professors don't like to be understood immediately. The spectacle that then takes place has nothing to do with teaching. The attempt to conduct research by learning also requires students who think critically and make independent decisions, and do not just work diligently on the tasks assigned to them. Thirdly, there was no functioning organization for the institute. Only the librarian had been taken on from HfG, but the TU didn't provide any new resources. It wouldn't even have been possible to get an excursion off the ground. We, the lecturers, were treated badly by the TU. We worked on till the end, for example, without any written contracts. It was only on 15 September 1972 in Braunschweig that I received official confirmation of my lectureship in Ulm from 15 October 1969 to 30 September 1971! That's why we soon became dissatisfied and looked around for new jobs.

After the closure of IUP, you went to the Braunschweig University of Art and were instrumental there in establishing Germany's first degree course in design from 01 October 1971 onwards. What conclusions did you draw from your experience with Ulm and Stuttgart?

In Braunschweig, the subject of design was not – in contrast to the existing arts and crafts schools – to be split up into individual disciplines, as designing and giving shape to things always means integrating. To do that, we integrated the fields of Industrial Design (represented by Bernd Löbach), Visual Communications (Georg Kiefer), Architecture (Günter Günschel), Urban and Regional Planning (Horant Fassbinder), Sociology/Political Science (Eckhard Bauer) and Planning and System Theory (Siegfried Maser) in a concept which we consciously called Environmental Design and not Planning. Avoiding the term "planning" was a lesson learned from my time at IUP. Above and beyond that, we wanted

to put the accent on the experimental method. Experiments prove previously established hypotheses true or false. We therefore decided to adopt the title, "Department of Experimental Environmental Design".

The organization of the course was also based on my experience at IUP. It was extensively different from that at Ulm. At Ulm, because we wanted to do something special, degrees were not awarded, but rather certificates with grades for general conduct like those at a Rudolf Steiner school. I wasn't convinced that was right. The Braunschweig course, in contrast, was intended to be something normal, allowing students with a polytechnic degree to do their theses in two years and gain a university qualification. That was why the Braunschweig University of Art was the first German university to award a degree in design. It was quite simply better, because there were a lot of students who wanted to upgrade from a polytechnic to a university degree, giving them better careers in industry and in the civil service, for example as a lecturer at a polytechnic. That was by no means unimportant from my point of view: It had to be worth something if someone who could have long been working in the profession decided to study for another two years.

At Ulm, I had never understood why planning didn't start at home if you were calling yourself the "Institute for Environmental Planning". I changed that at Braunschweig. The consequence was that I soon became Rector. Capacity planning had just been invented. Then came spatial planning. Then we could plan campaigns against the ministry, and shape university policy.

Really, that should have been just as easy to do at Ulm – to use planning to align the variegated, chaotic crowd at a common target and make them act in unison.

If you could found a university today and didn't have to take over any existing organization, what structure would you give it?

Many years later, in the course of the Bologna reforms, I gave some thought to a fractal structure for universities. Fractals are the patterns that are created where traditional mathematics breaks down and our conventional ways of thinking don't hold water at all. By now, Fraunhofer Institutes are organizing industry with the slogan of "the fractal factory". Hierarchies are replaced there by working groups. Why not modernize universities according to that principle as well? Not just an individual institute, but the entire university, would merely offer courses and provide student guidance. The students could then use that offer to put together their individual timetables. Marks and grades would be collected from the individual courses. When you had collect the required number, you receive a piece of paper headed "Degree Certificate" and a list of all the work you have done. That's what a university course has to be like. For what happens now? On their first day at work, employers tell the newly fledged graduates, "Forget everything you learned at university. This is where you'll learn what's important."

IFG 1988–2003

Interview Fred Hochstrasser	94
Interview Sabine Süß	150
Interview Alexander Wetzig	156

Internationales Forum: Die Septembertagungen des IFG, 1988–2003

Mehr als 15 Jahre benötigte die Stiftung, um ihre finanzielle Situation zu konsolidieren und wieder handlungsfähig zu werden. Diese kaufmännische Leistung im Hintergrund ist vor allem ein Verdienst von Hans Zumsteg, Theodor Pfizer und Martin Stroheker.

1986 beauftragte die Stiftung Fred Hochstrasser und Karl-Heinz Reiser damit, ein Konzept für neue Aktivitäten zu entwickeln. Sie berieten sich mit Horst Kächele, Wilfried Reincke und Nick Roericht. Daraus ging 1987 die Etablierung eines Fachbeirats hervor. In dieses Gremium berief die Stiftung Peter Frank, Heinz Hahn, Stefan Lengyel, Wilfried Reincke und Helmut Spieker. Zugleich wurde das Internationale Forum für Gestaltung (IFG) als gemeinnützige GmbH gegründet. Reinhard Komar war ihr erster Geschäftsführer.

Es stand immer noch im Raum, ob in Ulm wieder ein kontinuierlicher Hochschulbetrieb etabliert werden sollte. Die Stiftung und der Fachbeirat des IFG entschieden sich gegen diesen – von außen gesehen: verlockend naheliegenden – Gedanken. Unter der Führung von Fred Hochstrasser entwickelte der Fachbeirat ein neues Programm und formulierte sein Selbstverständnis »als Einrichtung für angewandte Forschung und Weiterbildung auf dem Gebiet der Gestaltung. [...] Das IFG Ulm hat die Aufgabe der praxisbezogenen Erforschung von Gestaltungsprozessen und Vermittlung der Ergebnisse durch Weiterbildung und Veröffentlichung. Aus dem Problemzusammenhang Gestaltung–Produktion–Verteilung greift das IFG Ulm vornehmlich Fragen der Gestaltung von industriell gefertigten Produkten, von visueller Kommunikation, von Information sowie Fragen der Gestaltung im industrialisierten Bauen auf.«

Um dieses Ziel zu erreichen, richtete das IFG in jährlicher Folge von 1988 bis 2003 auf dem Kuhberg 16 Tagungen aus. Sie fanden immer in der Mitte des Monats September statt, weshalb sich rasch der inoffizielle Begriff »Septembertagung« einbürgerte. Nach den ersten Jahren stellte sich heraus, dass ein Fünfjahres-Rhythmus angemessene thematische Klammern erzeugte. Eine Eigenheit, zugleich Stärke und Schwäche, dieser weltweit

beachteten Konferenzen war die jährlich wechselnde Intendanz. Zusätzlich wurden in einigen Jahren Workshops mit zuvor ausgewählten Bewerbern durchgeführt, an deren Ende die besten Teilnehmer Stipendien erhielten. Die Veröffentlichung von Tagungsbänden war das dritte Instrument des IFG zur Erreichung seiner selbst gesteckten Ziele. Der Stapel dieser Dokumentationen ist auf insgesamt mehr als 3.500 Druckseiten angewachsen. Aus der Rückschau stellen sich diese 16 Jahre als eine Epoche von beispielloser intellektueller Produktivität für die gestaltungsrelevante Debatte dar. Mit unheimlich anmutender Treffsicherheit identifizierte der Fachbeirat Jahr für Jahr Themen, die zu diesem Zeitpunkt außerhalb Ulms kaum wahrgenommen wurden und regelmäßig erst Jahre später den allgemeinen Diskurs prägten. Die Liste der Akteure – Vortragende, Publikum, Stipendiaten – liest sich wie ein internationales Who's who der Designer und Architekten, Philosophen und Soziologen, Psychologen und Wirtschaftswissenschaftler, Mediziner und Politiker, Schriftsteller und Juristen, Werber und Künstler. Eine kritische Würdigung dieses Abschnitts der Ulmer Geschichte fehlt noch. Bis zu ihrem Erscheinen informieren die veröffentlichten Tagungsbände über sämtliche Protagonisten und ihre Beiträge en détail. Der Facettenreichtum und die Tiefe des Austauschs unterschiedlichster Positionen kann an dieser Stelle nicht einmal oberflächlich wiedergegeben werden. Schon die Abfolge der Titel und Programme – visualisiert in Einladungen, Plakaten und Buchumschlägen – lässt die herausragende Qualität des Raums erkennen, den dieses Ulmer Forum für den internationalen Diskurs über Gestaltung geboten hat.

International Forum:

The IFG September Conferences, 1988–2003

The Foundation took over 15 years to consolidate its financial position and restore its capacity to act. This financial achievement in the background is above all due to the efforts of Hans Zumsteg, Theodor Pfizer and Martin Stroheker.

In 1986, the Foundation appointed Fred Hochstrasser and Karl-Heinz Reisert to develop a conceptual plan for new activities. They consulted with Horst Kächele, Wilfried Reincke and Nick Roericht, and those consultations resulted in the establishment of an Advisory Board in 1987. The Foundation appointed Peter Frank, Heinz Hahn, Stefan Lengyel, Wilfried Reincke and Helmut Spieker to that board. At the same time, the Internationale Forum für Gestaltung (IFG) was founded as a non-profit limited company. Reinhard Komar was its first director.

It was still undecided whether continuous university operations should be re-established in Ulm. The Foundation and the Advisory Board of IFG decided against that idea, although seen from the outside it seemed temptingly obvious. Under the chairmanship of Fred Hochstrasser, the Advisory Board developed a new programme and formulated its mission statement

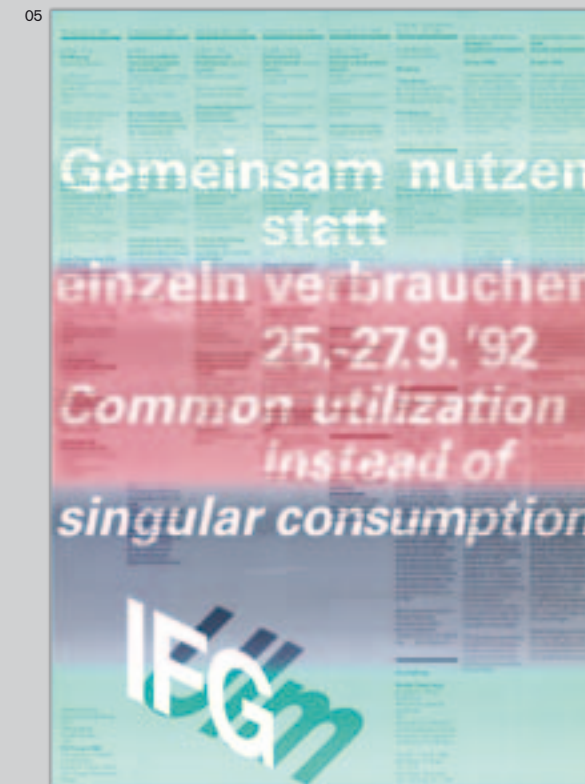
“as an institution for applied research and further education in the field of design. [...] The purpose of IFG Ulm is to conduct practical research into design processes and disseminate the results by further education and publication. From the problem complex of design, production and distribution, IFG Ulm is predominantly to address questions of the design of industrially manufactured products, of visual communication, of information, and questions of design in industrialized construction.”

In order to achieve this objective, IFG hosted 16 conferences at Kuhberg in an annual sequence from 1988 to 2003. They always took place in mid-September, which is why they rapidly came to be known unofficially as the “September conferences”. After the first few years it became apparent that a five-year rhythm would provide adequate thematic parentheses. One unique feature, equally a strength and a weakness, of these conferences which attracted worldwide attention, was the annual change of director. In addition, in some years, workshops were conducted with previously selected applicants, at the end of which the best participants received scholarships. The publication of conference proceedings was the third method adopted by IFG to achieve its self-imposed objectives. The resulting stack of documentation grew to a total of over 3,500 printed pages. Looking back, these 16 years appear as an epoch of unmatched intellectual productivity in the debate surrounding design. With an eerie accuracy, the Advisory Board identified topics year by year which had hardly attracted any attention outside Ulm and as a rule only came into general discussion some years later. The list of protagonists – lecturers, audience and scholarship holders – reads like an international Who's Who of designers and architects, philosophers and sociologists, psychologists and economists, physicians and politicians, authors and lawyers, advertisers and artists.

There has as yet been no critical evaluation of this phase in Ulm's history. Until such is published, the conference proceedings will provide detailed information on all the protagonists and their contributions.

The variety and depth of the exchange of ideas from a wide range of differing positions cannot be reproduced even superficially here. The succession of titles and programmes – graphically displayed in the invitations, posters and book covers – itself indicates the outstanding quality of the home this Ulm Forum provided for the international debate on design.

- 01 Gestaltung und neue Wirklichkeit/design and new reality: Buch und Plakat gestaltet von/ book and poster designed by Frank Hess 1988
- 02 Kulturelle Identität und Design/ cultural identity and design: Buch und Plakat gestaltet von/book and poster designed by Frank Hess, Marcela Quijano 1989
- 03 Im Namen des Nutzers/ in the name of the user: Buch und Plakat gestaltet von/book and poster designed by Frank Hess, Marcela Quijano 1990
- 04 Privat in der Öffentlichkeit/ private in public: Buch und Plakat gestaltet von/book and poster designed by Frank Hess, Marcela Quijano 1991
- 05 Gemeinsam nutzen statt einzeln verbrauchen – Eine neue Beziehung zu den Dingen/joint use in place of individual consumption – a new relationship with objects: Buch und Plakat gestaltet von/ book and poster designed by Frank Hess, Marcela Quijano 1992
- 06 Die Gruppe – Identität in der Masse/the group – identity in the mass: Buch gestaltet von/book designed by Frank Hess, Plakat gestaltet von/poster designed by Hermann Ay 1993



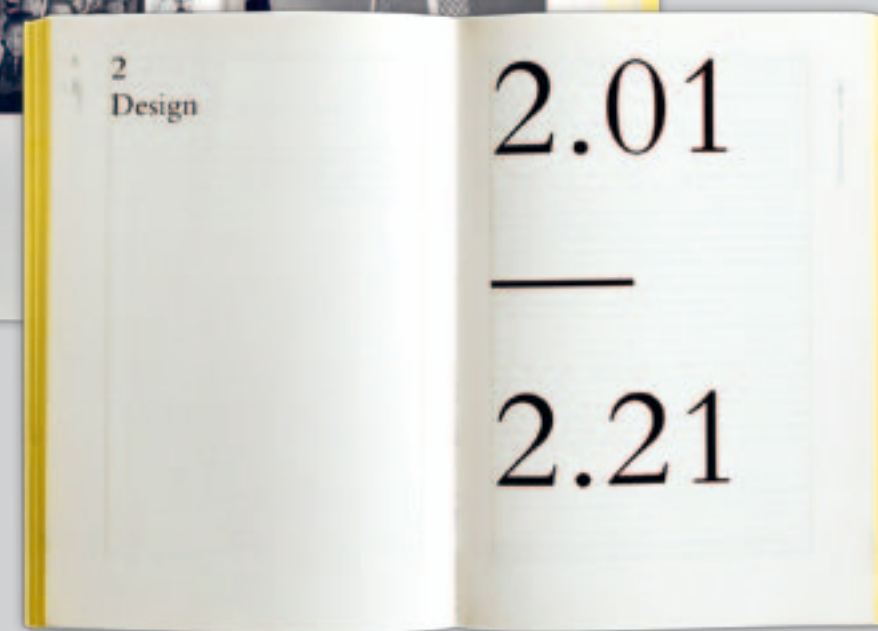
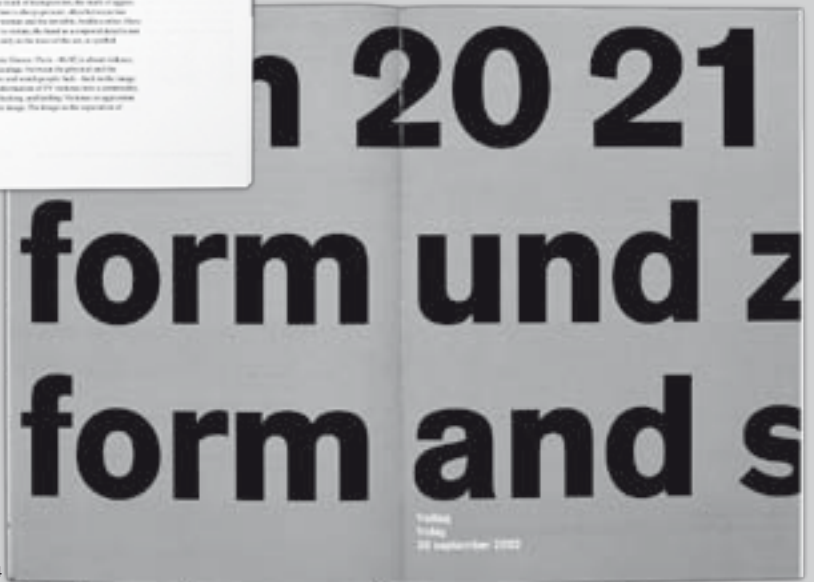
01 Das Einfache/simplicity: Buch gestaltet von/book designed by Frank Hess, Plakat gestaltet von/poster designed by Hermann Ay 1994
 02 Entwürfe für die Dritte Neuzeit/ design for the third modern age: Buch gestaltet von/book designed by Frank Hess, Plakat gestaltet von/poster designed by Hermann Ay 1995
 03 Mensch Masse Medien – Interaktion oder Manipulation/ man, mass, media – interaction or manipulation: Buch gestaltet von/book designed by Frank Hess, Plakat gestaltet von/poster designed by Hermann Ay 1996
 04 Globalisierung/ Regionalisierung – kritisches Potential zwischen zwei Polen/ globalization/regionalization – critical potential between two poles: Buch gestaltet von/book designed by Frank Hess, Plakat gestaltet von/poster designed by Hermann Ay 1997
 05 Gestaltung des Unsichtbaren/ designing the invisible: Buch gestaltet von/book designed by Frank Hess, Plakat gestaltet von/poster designed by Hermann Ay 1998
 06 Strategischer Raum – Urbanität im einundzwanzigsten Jahrhundert/strategic space – urbanity in the twenty-first century: Buch gestaltet von/book designed by Frank Hess, Plakat gestaltet von/poster designed by Hermann Ay 1999



01 Gestaltung Macht Sinn. Macht Gestaltung Sinn? Design Sense Power: Buch gestaltet von/book designed by Frank Hess, Plakat gestaltet von/poster designed by Hermann Ay 2000
 02 Heureka oder die Kunst des Entwerfens/Eureka, or the art of design: Buch gestaltet von/book designed by Frank Hess, Plakat gestaltet von/poster designed by Georg Staehelin 2001
 03 Form und Zeichen – Globale Kommunikation/form and sign – global communication: Buch und Plakat gestaltet von/book and poster designed by Georg Staehelin 2002



04–07 Design und Architektur: Studium und Beruf – Fakten, Positionen, Perspektiven/Design and architecture, from training and study to a career? Facts, positions, prospects: Plakate gestaltet von/posters designed by Alfred Kern 2003



01-03 Form und Zeichen – Globale Kommunikation/form and sign – global communication: Buch gestaltet von/book designed by Georg Staehein 2002
 04 Einladung und Programm zur ersten Septembertagung/ invitation and programme of the first conference, gestaltet von/ designed by Frank Hess 1988



Fred Hochstrasser:

Die Septembertagungen des IFG: Von der Sanierung der HfG-Gebäude zum Verhältnis von Politik und Design.

Herr Hochstrasser, wie sind Sie als ehemaliger HfG-Student und Bauleiter des Gebäudekomplexes zur Stiftung gekommen?

Als die HfG Ende 1968 geschlossen wurde, hat sich die Stiftung zuerst um sich selbst gekümmert und mit Theodor Pfizer, Ernst Ludwig und Hans Zumsteg personell konsolidiert. Das war auch dringend nötig, denn von außen wurde die Stiftung mit den wildesten Überlegungen konfrontiert, zum Beispiel: die maroden Bauten auf dem Kuhberg nicht zu sanieren, sondern gleich abzureißen und durch sozialen Wohnungsbau zu ersetzen. Auf solche Fragen brauchte es eine qualifizierte Antwort.

Weil ich schon das Universitäts-Bauamt des Landes Baden-Württemberg in der Frage beraten habe, wie mit den Gebäuden und dem Gelände umgegangen werden sollte, bat mich auch die Stiftung um meinen Rat als Architekt. So kam ich zur Teilnahme an Sitzungen, in denen die verschiedensten Pläne entwickelt und verworfen wurden.

Die Konstellation der Personen und Institutionen, die in die Sanierung der Gebäude involviert waren, muss doch nach 1968 unverändert kompliziert gewesen sein?

Allerdings. Ich befand mich in einer Zwickmühle. Das Land wollte auf keinen Fall mit Max Bill zusammenarbeiten. Ich bin nach Rotis zu Otl Aicher gefahren und wollte von ihm hören, was er darüber dachte. Er meinte, der Gebäudekomplex sei ein Gesamtkunstwerk, an dem wir alle beteiligt gewesen seien: nicht nur Max Bill, sondern auch Walter Zeischegg, er und ich. Ich sollte das Werk retten. Dann fuhr ich zu Zeischegg, der mich fragte, wie lange ich in meinem Leben noch auf Max Bill Rücksicht nehmen wollte? Ich sollte die Sanierung übernehmen. Daraufhin schrieb ich Bill. Er antwortete mir, dass er dazu bereit sei, den Auftrag mit mir gemeinsam auszuführen. Das Ministerium aber lehnte das ab. Entweder ich sollte es alleine machen oder ein Stuttgarter Architekt. Da sagte ich zu.

Wie ging es nach der Sanierung der Gebäude weiter?

Dann kam die Stiftung wieder auf mich zu. Theodor Pfizer war mittlerweile 84 Jahre alt, er wollte den Stiftungsvorsitz abgeben. Ernst Ludwig war Oberbürgermeister und konnte diese Aufgabe neben all seinen vielfältigen Verpflichtungen nicht wahrnehmen. Darum haben sie mir den Vorsitz angeboten.

Was interessierte Sie daran, den Stiftungsvorsitz zu übernehmen? Es handelt sich ja um ein ehrenamtliches Engagement, bei dem Ärger programmiert ist und man es niemals allen recht machen kann.

Mein Standpunkt war, dass die Stiftung als Garant der Freiheit erhalten werden sollte. Dafür wollte ich mich einsetzen. Wenn die Stiftung aber das nicht leisten konnte, konnte sie mir auch gleichgültig sein.

Wie gelangten Sie zum Konzept für das IFG?

Zuerst habe ich die bisherigen Mitglieder des Stiftungsrats gefragt, welche Vorschläge sie für mögliche neue Aktivitäten auf dem Kuhberg hätten. Was ich von ihnen zu hören bekam, überzeugte mich nicht. Im Wesentlichen drehte es sich um Varianten des alten HfG-Modells. Ge-

Gab es hier nicht ebenfalls, wie schon zuvor bei der Sanierung, viele Empfindlichkeiten und Animositäten, die im Wege standen?

meinsam mit Karl-Heinz Reisert, dem stellvertretenden Leiter des Universitäts-Bauamts, habe ich dann über Nacht einen eigenen Vorschlag entwickelt: die Grundzüge des IFG (in der Form einer eigenständigen GmbH mit einem Fachbeirat) als Plattform für jährlich stattfindende Kongresse mit wechselnden Intendanten.

Ich setzte auf einen guten Start. Ich wollte verhindern, dass Otl Aicher und Max Bill mit negativen Äußerungen eine schlechte Stimmung erzeugten. Dafür griff ich auf mein Netzwerk zurück. Zuerst sprach ich mit Eugen Gomringer. Er sollte mit Bill reden, während ich Aicher davon überzeugen wollte, dass hier auf dem Kuhberg etwas Neues entstehen sollte. Gomringer berichtete mir nach seinem Termin mit Bill völlig überrascht, er habe ihn schon nach einer Viertelstunde begeistert dazu ermuntert, dass wir dieses IFG-Konzept realisieren sollten. Bill erschien dann auch persönlich bei der ersten Tagung. Aicher allerdings veröffentlichte einen aggressiven Artikel in der Presse, in dem er sich zwar fürs IFG aussprach, aber scharf gegen Bill wandte. So sind wir gestartet.

Wer hat die jährlich wechselnden Intendanten ausgewählt?

Anfangs habe ich das gemeinsam mit Karl-Heinz Reisert getan. Zu den ersten Intendanten zählten Eugen Gomringer, Manfred Spieker und Karl Lehmann. Weitere wichtige Unterstützer in jeglicher Hinsicht waren unter anderen Hans Zumsteg und Kurt Fried. Als plötzlich Reisert starb, gewann ich Heinz Hahn, den ehemaligen Geschäftsführer von IVECO in Turin, als Mitstreiter.

Im Jahr 2000 gab es eine grundlegende Veränderung: Die Stiftung bestellte eine hauptamtliche Geschäftsführerin, Sabine Süß. Wie kam es dazu?

Nach einem guten Dutzend Tagungen reifte in uns allmählich die Erkenntnis, dass die Veranstaltungen des IFG schwächer wurden. Wir sahen anfangs weder Ursachen noch Lösungen. Nach und nach freundeten wir uns mit dem Gedanken an, dass wir die Struktur des IFG-Konzeptes ändern mussten, um aus der Krise zu kommen. Professionalisierung war das Stichwort, dem wir folgten. An die Stelle einer mehr oder weniger ehrenamtlichen Geschäftsstelle sollte eine hauptberufliche Geschäftsführung treten. Um diese neue Position zu besetzen, ließen wir uns von einer Personalberatung betreuen. Eine Stellenausschreibung wurde veröffentlicht. Wir entschieden uns für Sabine Süß. Aber Ende 2003, nach drei Jahren, waren wir mit ihren Resultaten nicht zufrieden und verlängerten ihren Vertrag nicht.

Welche Konsequenzen zogen Sie daraus?

Erstens trennten wir wieder die Geschäftsführung der Gesellschaft (das IFG ist ja in der Form einer GmbH organisiert) von der inhaltlichen Arbeit. Der Ulmer Kaufmann Peter Holzer übernahm diese kaufmännische Aufgabe. Für das Inhaltliche stärkten wir den Fachbeirat. Durch seine Veröffentlichung über die politische Geschichte der HfG Ulm waren wir schon 2003 auf René Spitz aufmerksam geworden. Wir übertrugen ihm Anfang 2004 den Vorsitz im Fachbeirat und beriefen einige neue Mitglieder, die er vorschlug: zuerst Bernd Kniess und Klaus K. Loenhardt, dann Ruedi Baur und Christopher Dell und Anfang 2006 auch Regula Stämpfli. Dieser personelle Neustart hat uns sehr gut gefallen.

Allerdings ging uns die Formulierung und Realisierung eines neuen Konzeptes für die IFG-Aktivitäten nicht schnell genug. Das Thema »Designing Politics – The Politics of Design« ist aus meiner Sicht hervorragend geeignet für einen längeren Zyklus. Dazu ist es aus verschiedenen Gründen

bisher nicht so gekommen, wie es gedacht war und wie es inhaltlich angemessen wäre. Einer der Gründe ist, dass René Spitz 2007 nach einer Auseinandersetzung mit dem damaligen Geschäftsführer Dieter Bosch zurücktrat und ihm Kniess, Loenhardt und Dell folgten. Dass darüber viel Potenzial des Neubeginns verloren gegangen ist, hat mich sehr enttäuscht. Denn der Zusammenhang von Politik und Design ist ein Thema, anhand dessen die substanziellen Gedanken über Architektur und Design präsent gemacht werden können. Das Wesentliche nachvollziehbar machen, nicht abgelenkt werden: Das ist eine Design-Aufgabe.

Fred Hochstrasser:

The IFG September conferences: From the renovation of the HfG building to the relationship between politics and design.

Mr. Hochstrasser, how did you, as a former HfG student and construction manager of the building complex, come to be a member of the foundation?

When HfG was closed at the end of 1968, the foundation first looked after itself and reduced its staff to Theodor Pfizer, Ernst Ludwig and Hans Zumsteg. That was also absolutely necessary, as the foundation was facing really wild ideas from outside, for example not to renovate the derelict buildings on the Kuhberg hill, but to demolish them and replace them with a public housing project. There needed to be a professional response to ideas like that. Because I had already advised the University Building Authority of the State of Baden-Württemberg on what to do with the buildings and the site, the foundation also asked me for my advice as an architect. That was how I came to attend meetings at which a host of different plans were developed and rejected.

The constellation of people and institutions involved in the renovation of the buildings must surely still have been just as complicated after 1968 as it was before?

Indeed. I was caught on the horns of a dilemma. The state government didn't want to work with Max Bill on any account. I travelled to Rotis to see Otl Aicher and listen to what he thought about it. His view was that the building complex was a Gesamtkunstwerk that we had all been involved in – not only Max Bill, but also Walter Zeischegg, himself and I. I was supposed to rescue the work. Then I went to see Zeischegg, who asked me how much of my life I wanted to spend being deferential to Max Bill. He thought I should manage the renovation. I then wrote to Bill, and he replied that he was prepared to do the job together with me. But the ministry wouldn't accept that. Either I should do it alone, or an architect from Stuttgart would. So I accepted.

How did it go on after the buildings had been renovated?

The foundation approached me again. Theodor Pfizer was 84 years old by then, and he wanted to resign from the foundation's chairmanship. Ernst Ludwig was Mayor of Ulm and couldn't take on that job in addition to all his other obligations. So they offered me the chairmanship.

What motivated you to take the chairmanship on? After all, it's an honorary appointment guaranteed to bring a lot of trouble, where you can never please everybody.

My standpoint was that the foundation should be preserved as a guarantor of freedom. I wanted to champion that cause. But if the foundation couldn't do that I wouldn't have cared about it at all.

How did you arrive at the plan for IFG?

Firstly, I asked the previous members of the foundation's board what suggestions they had for possible new activities at Kuhberg. I wasn't convinced by what they had to say. Basically, it all had to do with variations of the old HfG model. Together with Karl-Heinz Reisert, the deputy head of the University Building Authority, I then developed my own proposal over night: the general outline of IFG (in the form of an independent limited company with an Advisory Board) as a platform for annual congresses with changing directors.

Wasn't there a lot of touchiness and animosity in the way there too, as there had been before the renovation?

I was hoping for a good start. I wanted to prevent Otl Aicher and Max Bill from making adverse comments and creating a bad atmosphere, and so I drew on my network. First, I spoke to Eugen Gomringer. He was to have a word with Bill, while I was to persuade Aicher that something new should be created here at Kuhberg. Gomringer reported to me in complete surprise after his meeting with Bill that he had started enthusing after only a quarter of an hour and encouraged us to put the IFG plan into practice. Bill then also appeared in person at the first conference. Aicher, mind you, published an aggressive article in the press, in which he did speak out in favour of IFG but at the same time sharply attacked Bill. That's how we started.

Who chose the changing conference directors each year?

At the start, I did that together with Karl-Heinz Reisert. The first directors included Eugen Gomringer, Manfred Spieker and Karl Lehmann. Hans Zumsteg and Kurt Fried were among the further important supporters in every respect. When Reisert suddenly died, I recruited Heinz Hahn, the former director of IVECO in Turin, as an ally.

There was a fundamental change in the year 2000, with the foundation appointing Sabine Süß as a full-time director. How did that come about?

After a good dozen conferences, we were gradually coming to realize that the IFG events were becoming weaker. Initially, we couldn't make out the causes or the solutions. As we went along, we got used to the idea that we would have to change the structure of the IFG concept if we were to emerge from the crisis. Professionalization was the keyword we followed. A full-time directorship was to replace a more or less voluntary office. We engaged a recruitment agency to help us fill that new position. A job description was published. We decided to appoint Sabine Süß. But at the end of 2003, after three years, we weren't satisfied with her results and didn't prolong her contract.

What lessons did you learn from that?

Firstly, we once again separated the management of the company (IFG is of course organized in the form of a limited company) from the work on design. Peter Holzer, a businessman from Ulm, took on the commercial work. For the design work, we strengthened the Advisory Board. René Spitz had already come to our attention in 2003 with his publication on the political history of HfG Ulm. We appointed him Chair of the Advisory Board at the start of 2004 and also appointed some new members who

he proposed: first Bernd Kniess and Klaus K. Loenhart, then Ruedi Baur and Christopher Dell, then, at the start of 2006, Regula Stämpfli as well. We were very pleased with that new start on the personnel front. The drafting and implementation of a new strategy for IFG's activities didn't go fast enough for us, though. In my view, the topic of "Designing Politics – The Politics of Design" is eminently suitable for a longer cycle. For various reasons, things have not happened to date as they were planned and as would have been appropriate. One of the reasons was that René Spitz resigned in 2007 after an argument with the then director Dieter Bosch, and Kniess, Loenhart and Dell followed him. I was very disappointed to see so much of the potential from the new start being lost in that way. For the relationship between politics and design is a topic that can be used to project ideas on the substance of architecture and design. Making the essentials comprehensible, and not being distracted: That's a matter for design.

1988 Gestaltung und neue Wirklichkeit. Bewusstseinswandel und Lebensgestaltung.

Die erste Tagung des IFG widmete sich in sieben Symposien dem Zusammenhang von »Gestaltung und neuer Wirklichkeit«. Was war damit gemeint, was war neu an der Wirklichkeit? Es war, mit den Worten des Intendanten Eugen Gomringer, »ausführlich davon zu reden, erstens, was sich geändert hat, zweitens, was bleiben wird, und drittens, was die Vorstellung neu belebt.«

Verglichen mit den Situationen, in denen sich die HfG und das Bauhaus befunden hatten, waren zum Ende der 1980er Jahre fundamentale Bezugsgrößen verschoben. Auf der Tagesordnung standen der weltwirtschaftliche Strukturwandel (asiatische Volkswirtschaften drangen auf den Weltmarkt), der technologische Wandel (Miniaturisierung der Elektronik, Digitalisierung, Bio- und Gentechnologie), der Wandel der Medienlandschaft, der Wertewandel in der Gesellschaft sowie der demografische Wandel.

01 Adolf Muschg, Max Bill 1988
02 Plenum 1988



Das Verhältnis der Menschen zu Natur und Umweltschutz hatte sich grundlegend geändert. Das Bewusstsein war dafür geschärft, dass Energie und Wasser nicht endlos verbraucht werden können. Dem kritischen Konsumenten war klar geworden, dass »die Lebensfeindlichkeit gewisser industrieller Operationen« (Gomringer) nicht weiter unterstützt werden dürfte. Zugleich war offenbar geworden, dass die Industrie- und Konsumgesellschaften unbeabsichtigte und nicht absehbare Folgen mit vielseitigen Abhängigkeiten hervorbrachten und dass sich das Design immer weniger mit der Befriedigung von primären und sekundären Bedürfnissen beschäftigte, sondern zunehmend mit der Verfeinerung und Veredelung von Produkten. Das Heilversprechen der Moderne war obsolet geworden angesichts der Diagnose, dass der Lebensstandard steigt, die Lebensqualität jedoch sinkt.

Auf der Tagung wurden bereits die ersten Phänomene der damals sogenannten »neuen Medien« diskutiert: Vernetzung der Einzelnen über das Internet, Konvergenz von Fernsehen und digitalen Medien, ständige Verfügbarkeit des Individuums, Nutzung per individuellem Abruf statt zentraler Taktung. Der Begriff des Fortschritts wurde kritisch analysiert und in vier Ausprägungen differenziert: zivilisatorischer Fortschritt im Lebensstandard, politischer Fortschritt bei persönlichen Freiheitsrechten, sozialer sowie kultureller Fortschritt.

1988 Design and New Reality. Changes in awareness and conduct of life.

The first IFG conference addressed the relationship between "design and new reality" in seven symposiums. What was meant by that, and what was new about reality? In the words of conference director Eugen Gomringer, the aim was "to talk in detail about, firstly, what has changed, secondly, what will remain, and thirdly, what stimulates the imagination."

Compared with the situations HfG and the Bauhaus had faced, there had been fundamental shifts in reference values by the end of the 1980s. The agenda included the structural change in the global economy (with Asian economies rushing onto the global market), technological change (with the miniaturization of electronics, digitization, biotechnology and genetic engineering), the transformation of the media landscape, the change of values in society, and demographic change.

People's relationships with nature and environmental protection had fundamentally changed. Awareness had been raised of the fact that energy and water were not available for infinite consumption. Critical consumers had realized that "the hostility to life of certain industrial operations" (Gomringer) could no longer enjoy continued support. At the same time, it had become obvious that the industrial and consumer societies were giving rise to unintended and unpredictable consequences with a maze of interdependencies, and that design was dealing less and less with the satisfaction of primary and secondary needs, and more with the styling and finishing of products. The promise of salvation of modernism had become obsolete when faced with the diagnosis that while the standard of living was rising, the quality of life was deteriorating.

The first phenomena of what were then called the "new media" were also discussed at the conference: networking of individuals via the internet, convergence of television and digital media, constant availability of the individual, and use on demand instead of central clocking. The concept of progress was critically analyzed and divided into four manifestations: progress of civilization in the standard of living, political progress in personal liberty, social progress and cultural progress.

03-05 Eugen Gomringer, Max Bill,
Vilém Flusser 1988



»Soll der Designer – evtl. auch nur als Komplize – heute die Planierdraue verbessern, damit sie morgen den Urwald in Brasilien noch besser einebnen, die Bandsäge, damit auch besser gefällt werden kann, zum Schaden der Volkswirtschaft in Entwicklungsländern?«
Eugen Gomringer

»Was ist ein anständiges Produkt?«
Margit Weinberg-Staber, Moderatorin

»In unserer Satzung sind wir gehalten zur Förderung von Wissenschaft und Gestaltung und nicht zur Aufarbeitung unserer eigenen Historie. [...] Wir wollen nicht dort beginnen, wo 1968 die HfG ihre Arbeit beendete. [...] Die ehemalige Hochschule für Gestaltung war ein Forum aktiver Auseinandersetzung mit der Gegenwart und nicht der Vergangenheit. So versteht die Stiftung HfG diesen Beginn heute mit dieser ersten Tagung seines Internationalen Forums für Gestaltung in Ulm.«
Karl-Heinz Reiser, Stiftung Hochschule für Gestaltung Ulm

»Krieg, Nachholbedarf, Wiederaufbau und materieller Fortschritt sind als Motivation zu Ausblicken auf neue Gestaltung ersetzt durch Störungen universalen Charakters. Wer heute gestaltet, tut dies [...] in Verantwortung für alle Welten, in die wir diese Welt aufgeteilt haben.«
Eugen Gomringer



»Es hat wenig Sinn, über Gestaltung zu sprechen, [...] ohne Beziehung aufzunehmen zu den realen Rahmenbedingungen von Politik und Wirtschaft, ohne klugerweise Unternehmer und Management, Marktentwicklung und soziale Struktur zu befragen. Die Gestaltung von Beziehungen ist – das hat die Kunst schon lange vorgemacht – eine Realität geworden, eine Realität, die zwischenzeitlich einmal sogar, voreilig und ahnungsvoll zugleich, zur These von der Unsichtbarkeit des Designs geführt hat. [...] Dennoch, Gestaltung wird bleiben, zum Nutzen, aus Spieltrieb, aus Notwendigkeit. Mit dem gestaltenden Menschen ist sozusagen zu rechnen.«
Eugen Gomringer



»Die Tücke des verbesserten Objekts [...] zeigt den Punkt an, wo die Verbesserung blind wird für ihre gesellschaftlichen Kosten, wo ein Verkehrsunfall ebenso als Wachstum des Bruttosozialproduktes zu Buche schlägt wie der Verschleiß unersetzlicher Energiequellen oder die Herstellung eines Massenvernichtungsmittels. Wenn ich sogar für die Beseitigung der Umweltschäden, die ich mit meinem Wachstum anrichte, das Kapital der Natur angreifen muss, wenn die Erschöpfung dieses Kapitals abzusehen ist, dann ist die verbesserte Technik, mit der ich diesen Abbau betreibe, im wahrsten Sinne des Wortes ein Selbstbetrug. Dann werden wir die technische Erfindung nicht als Hilfsmittel zur Verbesserung des Lebens, sondern als Beweismittel für unsere kollektive Lebensunfähigkeit verwendet haben.«
Adolf Muschg



01 Max Bill, Eugen Gomringer, Otto Schily 1988
02 Vilém Flusser 1988
03 Markus Kutter, Anton Stankowski 1988
04 Reinhard Komar, Alexander Kluge 1988



»Es gibt in der Kultur nichts Kleines, oder anders gesagt: Kultur ist, wenn es nichts Kleines gibt.«
Adolf Muschg

»Die Tücke des verbesserten Objekts besteht darin, dass es, gedankenlos verbessert, den verbesserten Gegenstand entwertet. Man kann ihn vorzeigen, aber nicht mehr mögen.«
Adolf Muschg

»Irren ist menschlich. Die Folgen, die heute aufgrund des technischen Fortschritts aus Fehlern entstehen, sind aber neu.«
Adolf Muschg

»Ich habe mir immer überlegt, es müsste eine Magna Charta der Sachen geben heute, so wie wir eine Habeas-Corpus-Akte haben in der Geschichte der politischen Wissenschaften, in der Vorgeschichte der Demokratie.«
Adolf Muschg

»Design besteht aus unauflösbaren Widersprüchen.«
Margit Weinberg-Staber, Moderatorin

»Das Problem der Gestaltung ist nicht mehr: Wie gestalte ich Dinge, sondern: Wie gestalte ich Kühe oder Getreide?«
Vilém Flusser

»Gestaltungsprozesse des Lebens lassen sich nicht mehr auf Fragen der Funktion und des Designs beschränken. Hier hätte das neue Ulmer Denken auch neu anzusetzen.«
Karla Fohrbeck, Moderatorin



»Gestaltung ist ein Vorgang, der nicht Untertan macht, sondern zweckmäßige Beziehungen herstellt. Die Schwierigkeit, welcher der Gestalter sich heute gegenüber sieht, ist die Macht des Objekts, das er sich so nicht vorgestellt hat, das sich quasi verselbstständigt hat.«
Eugen Gomringer

»Global denken, lokal handeln.«
Wulf-Rüdiger Lutz

»Ich habe seinerzeit unvorsichtigerweise eine Definition von Hegel verwendet, dass Kunst der höchste Ausdruck menschlichen Geistes sein soll. Kunst ist eine Fixierung, wenn sie gut ist, eine hochkarätige Information. Kunst ist ein Bestandteil der Information, und zwar ästhetische Information.«
Max Bill

05 Vilém Flusser, Eugen Gomringer, Max Bill 1988
06 Fritz Hahne 1988
07 Michael Erlhoff (links/left), Vilém Flusser (rechts/right) 1988
08 Max Bill 1988
09 Edith und/and Vilém Flusser 1988



03

02



01 »Im Design habe ich Probleme zu lösen und in der Kunst habe ich Probleme zu erfinden.«

Karl Gerstner

»Wir erleben jetzt gerade eine Zeit, in der sich der Begriff Kunst oder Design nur noch durch den Standort der Objekte bestimmen lässt: Stehen sie im Museum oder im Hinterhof?«

Anton Stankowski



02 »Wir sind glücklicherweise in einer Krise der Werte. Möglicherweise hören wir auf, modern zu denken, also so wie die revolutionären Bürger der Renaissance. Möglicherweise kehren wir durch die Hintertür zu einem formalen Denken zurück. Ich will nicht sagen zu einem theoretischen, aber zu einem formalen. Möglicherweise [...] kehren wir zu der Idee zurück, dass das Design, die Gestalt, die Form das Grundlegende ist, nämlich das Beständige, und dass der Inhalt, das Ding oder das Phänomen oder wie immer Sie das nennen wollen, durch die Form nur durchfließt.«

Vilém Flusser

»Entscheidend am Design ist das Selbstbeteiligt-Sein.«

Philip Rosenthal

»Die gestaltete Umwelt ist in unserer Erziehung unterbewertet.«

Philip Rosenthal

03 »Der Entwicklungsstand der Industriegesellschaften wird in Zukunft an der Entwicklung vielfältiger ›Bilder‹ zu messen sein, ›Bilder‹, mit denen unterschiedliche Identitäten sich zu erkennen geben.«

François Burkhardt

»Wo ist das ästhetische Gewissen der Politiker?«

Margit Weinberg-Staber, Moderatorin



02 »Ich glaube, jetzt ist man sich dessen bewusst, dass der Mensch nicht Mensch ist, wenn er nicht volle Informationen herstellt, das heißt, wenn er nicht zugleich epistemologische, ethische und ästhetische Dimensionen entwirft.«

Vilém Flusser

»Der Markt ist eine Fiktion.«

Markus Kutter

- 01 Karl Gerstner 1988
- 02 Philip Rosenthal 1988
- 03 Margit Weinberg-Staber 1988
- 04 Klaus Krippendorff 1988
- 05 Eugen Gomringer, Helmut Spieker 1989



- 06 Workshop 1989
- 07 Karl-Heinz Reiser, Eugen Gomringer, Fred Hochstrasser, Manfred Spieker, Gudrun und Alexander Neumeister 1989
- 08 Günter Horntrich 1989

07 »Die industrielle Gesellschaft habe es zu immensen, zu den raffiniertesten technischen Fähigkeiten gebracht im Sinne von Know-how: das Wissen, wie. Aber sie habe es nicht in demselben Maße zu einer Kompetenz gebracht im Sinne von Know-what: das Wissen, was. (Norbert Wiener)«

Otto Schily

»Gibt es so etwas wie eine Ästhetik der Demokratie?«

Otto Schily

»Jeder kann Gestalter werden, wenn die Netze dezentralisiert sind.«

Florian Rötzer



»Ein Gegenstand ist, was im Weg steht. Lateinisch heißt Gegenstand ›obiectum‹ und griechisch heißt er ›problema‹. Die Idee ist dabei, dass wir einen Weg gehen, nämlich zum Tod, und dass wir auf diesem Weg gegen irgendetwas stoßen. Die Welt ist insoweit gegenständlich, insoweit objektiv, insoweit problematisch, insoweit sie uns im Fortschritt dem Tod entgegen hindert. Ein Gebrauchsgegenstand ist ein Gegenstand, den man braucht und den man gebraucht, um andere Gegenstände aus dem Weg zu räumen, um Objekte abzuschaffen, um Probleme zu lösen. Gebrauchsgegenstände sind also Hindernisse zum Abräumen von Hindernissen. Dieser Widerspruch ist die sogenannte innere Dialektik der Kultur, falls man unter Kultur die Gesamtheit der Gebrauchsgegenstände sehen will. Die Kultur wird immer gegenständlicher, objektiver, problematischer. Die Kultur ist ein Komplex von Entwürfen, die ich zu meinem Fortschreiten brauche und die mich zugleich an meinem Fortschreiten hindern. Es gibt nur eine Möglichkeit, aus dieser Zwickmühle auszubrechen, nämlich selbst zu entwerfen. Selbst Gestalter zu werden. Also werfe ich selbst Gebrauchsgegenstände in den Weg anderer Leute. Wie habe ich meine Entwürfe zu gestalten, damit meine Nachfolger sie mehr zu ihrem eigenen Fortschritt gebrauchen können und so wenig wie möglich dabei behindert werden? Das ist, wie ich glaube, die politische, aber zugleich auch die ästhetische Frage. Und ich glaube, sie ist das eigentliche Thema zur Frage Gestaltung.«

Vilém Flusser

1989 Kulturelle Identität und Design.

Vor einer Finanzkrise unabsehbaren Ausmaßes als Folge der Handlungssystematik des weltweiten Finanzsystems und des Konsums auf Kredit warnte Erskine B. Childers 1989 bei der zweiten Septembertagung des IFG. Auch die meisten anderen Aspekte, die dort verhandelt wurden, klingen heute allzu vertraut: Warnungen vor der sogenannten Coca-Kolonialisierung, der kultureller Nivellierung als Folge der Globalisierung; die Suche nach Chancen für asiatische, afrikanische und südamerikanische Regionen durch Design jenseits westlicher Arroganz und folkloristischer Plattitüden; und die Vorhersage, dass die Digitalisierung zu neuen industriellen Herstellungsverfahren führen werde, die kleinste Stückzahlen und höchsten Variantenreichtum ermöglichen.

Die Intendanten Gudrun und Alexander Neumeister konnten noch mit der Frage provozieren, warum kulturelle Identität überhaupt ein Thema für Designer sei. Heute lässt sich damit keine Aufmerksamkeit mehr erzielen. Der kritische Zusammenhang zwischen Gestaltung als Teil der modernen Güterproduktion und kultureller Vielfalt ist längst selbstverständlicher Teil der Verhandlungen geworden, die Architekten und Designer über ihre Arbeit führen.

Ihre einleitenden Aussagen aus der Projektbeschreibung könnten heute in jedem Erstsemester-Referat als Gewissheit vorgetragen werden:

»Am Ende dieses Jahrhunderts sehen wir uns konfrontiert mit der endgültigen Zerstörung der letzten Reste eigenständiger Kulturen, die noch in sich geschlossene Gegenentwürfe zu einer sich immer globaler ausbreitenden westlich orientierten Lebensweise darstellen. Diesem unaufhaltsamen Verlust an kultureller Vielfalt entspringt der Drang zur Rettung der noch vorhandenen ›Fragmente‹. In der sich herausbildenden globalen Weltkultur sollen



01 Workshop 1990
02 Victor Papanek 1989
03 Workshop 1990
04 Michael Erlhoff,
Walter R. Stahel 1990



sie ›als Zeugen der Vergangenheit‹ bewahrt werden – in Ausstellungen und Publikationen, was zu einer ›Musealisierung der Welt‹ führt, wie der französische Soziologe Jeudy es überspitzt formuliert.

Gleichzeitig entsteht jedoch eine wachsende Vielfalt an neuen Lebensformen, Ausdrucksweisen und Werterahmen, die nicht mehr in einem bestimmten sozialen oder kulturellen Kontext verankert sind. In diesem Spannungsfeld kontroverser Tendenzen ergeben sich Perspektiven für die Rolle des Designs.

Die großen Ideologien des 20. Jahrhunderts (Kapitalismus, Sozialismus, Fortschritts- und Wachstumsideologien) sehen sich gegen Ende dieses Jahrhunderts einem Legitimationsverlust ausgesetzt – obwohl sich in den Entwicklungsländern die ›Modernisierung‹ immer noch weiter ausbreitet. Eine Modernisierung, die im Klartext jedoch vor allem in einer Verwestlichung mit den entsprechenden Verhaltens- und Konsummustern besteht. Übergreifende Orientierungsbilder, die den Menschen unterschiedlichster Gesellschaftssysteme früher als Lebens- und Verhaltensrichtlinien dienten, sind inzwischen in Auflösung begriffen. Sie machen einem Nebeneinander pluralistischer, weltanschaulicher Entwürfe Platz – einer Heterogenität der Lebensweisen und einer ›Mehrsprachigkeit‹ auf allen Ebenen. Nach Auffassung des Gesellschaftstheoretikers Habermas befinden wir uns im

05 Helmut Spieker 1990
06 Hermann Glaser 1990



Zeitalter der ›neuen Unübersichtlichkeit‹. Hand in Hand mit dem Zerfall einheitlicher Weltbilder wächst das Bewusstsein über die lebensbedrohlichen und zerstörerischen ›Nebenwirkungen‹ des Fortschritts. Die Dimensionen der ökologischen Probleme lassen irgendeine Kompensation der ›Modernisierungsschäden‹ (Odo Marquard) immer unrealistischer erscheinen. Mit der weltweiten Ausbreitung einer einheitlichen Technostruktur, ähnlichen Infrastruktureinrichtungen und Kommunikationsmöglichkeiten erfahren wir eine sinnliche Uniformität der Produktwelt und eine Verelendung der öffentlichen Räume. Die soziologischen Veränderungen der letzten Jahre haben dazu geführt, dass die alten, auf Einzelgesellschaften bezogenen Erklärungsmodelle für gesellschaftliche Hierarchien und soziale Ungleichheiten wie ›Stand‹, ›Klasse‹ und ›Schicht‹ nicht mehr die Wirklichkeit widerspiegeln. Diese früheren gesellschaftlichen Zusammenhänge weichen einer Zersplitterung in eine Vielzahl von Gruppierungen, Subkulturen, Scenes oder Milieus. In ihnen verlieren die alten Kriterien wie ökonomische Position und gesellschaftlicher Status an Bedeutung – während altersspezifische Gesichtspunkte in den Vordergrund rücken.[...] Die Designer sind aufgerufen, neue Gestaltungsmöglichkeiten aufzuzeigen, die die kulturelle Identität bewahren, an die Eigenheiten einer Kultur anschließen und diese weiterentwickeln.«

Nach der Auftakt-Tagung im September 1989 erweiterte das IFG seine Aktivitäten. 1989 wurde nicht nur eine Tagung durchgeführt, sondern auch ein einwöchiger Workshop, an dessen Ende die Vergabe von Stipendien in Höhe von insgesamt 100.000 DM stand. Von den 20 Teilnehmern aus aller Welt wählte das IFG fünf Stipendiaten aus, die ihr vorgestelltes und im Workshop ausgearbeitetes Projekt ein Jahr lang vertiefen und auf der Tagung 1990 vorstellen konnten. Dieser Rhythmus wurde ein paar Jahre durchgehalten, dann unterbrochen und später teilweise nochmals aufgenommen.

- 01 Workshop 1990
- 02 Herrman Lübbe 1990
- 03 Workshop 1990
- 04 Dagmar Steffen 1990
- 05 Heinz Hahn, »Individualisierung der Massenproduktion« 1990



1989 Cultural Identity and Design.

In 1989, at IFG's second September conference, Erskine B. Childers warned of a financial crisis of unforeseeable dimensions resulting from the way in which the global financial system acted and from credit-based consumption. Most of the other aspects dealt with there sound all too familiar today: warnings of so-called coca-colonization and cultural levelling as a consequence of globalization; the search for opportunities for Asian, African and South American regions in design far apart from western arrogance and folklore platitudes; and the prediction that digitization would lead to new industrial production processes which facilitated minimum production runs and maximum variety.

The question raised by the conference directors, Gudrun and Alexander Neumeister, as to why cultural identity is a topic for designers at all, was still regarded as provocative. Today, it would draw no attention

at all. The critical connection between design as part of the modern production of goods and cultural variety has long become taken for granted in the debates that architects and designers conduct on their work. Their introductory statements from the project description could now be presented as a certainty in any first-term paper:

“At the end of this century, we are confronted by the final destruction of the last vestiges of independent cultures which still represent self-contained alternatives to a western-oriented lifestyle that is spreading ever further across the globe. This inexorable loss of cultural variety is giving rise to an urge to save those ‘fragments’ that remain. In the global culture that is taking shape, they are to be preserved as ‘witnesses to the past’ – in exhibitions and publications, leading to a ‘museification of the world’, as French sociologist Jeudy exaggeratedly puts it. At the same time, however, a growing variety of new ways of life, forms of expression and value frameworks which are no longer embedded in a particular social or cultural context are arising. Prospects for the role of design are created in this field of tension between opposing trends.

The great ideologies of the 20th century (capitalism, socialism, progress and growth ideologies) are faced at the end of this century by a loss of legitimacy – although ‘modernization’ is still spreading in the developing countries. Modernization that in plain terms, however, consists above all in westernization, with the corresponding patterns of behaviour and consumption. Generally applicable examples and models, which formerly served people in highly different social systems as guides for their lives and behaviour, are now crumbling away, making room for a coexistence of pluralistic ideological designs – a heterogeneity of lifestyles and ‘multilingualism’ on all levels. In the opinion of the social theorist Jürgen Habermas, we find ourselves in an age of ‘new obscurity’. Hand in hand with the disintegration of uniform world views, consciousness of the life-threatening and destructive ‘side-effects’ of progress is growing. The dimensions of the ecological problems make any compensation for the ‘modernization damage’ (Odo Marquard) seem more and more unrealistic. With the global propagation of a uniform technological structure, similar infrastructural facilities and means of communication, we are faced with a sensual uniformity of the world of products and an impoverishment of public spaces. The sociological changes of recent years have led to a situation in which the old explanations of social hierarchies and social inequalities such as ‘status’, ‘class’ and ‘caste’, related to individual societies, no longer reflect reality. These former social relationships are giving way to a fragmentation into a multitude of groups, subcultures, scenes and milieus. There, the old criteria like economic position and social status are losing significance – while aspects relating to age are moving into the foreground. [...] Designers are called upon to identify new opportunities for shaping the world which preserve cultural identity and connect with and develop the peculiarities of a culture.” Following the kick-off meeting in September 1989, IFG expanded its activities. In 1989, not only a conference was held, but also a one-week workshop to be concluded by the award of scholarships in the total amount of DM 100,000. From the 20 participants from across the globe, IFG selected five beneficiaries to develop the projects they had presented and elaborated at the workshop and present them again at the 1990 conference. This rhythm was kept up for a few years, then interrupted and resumed in part at a later date.



»Das Zeitalter des Konsums hat die ökonomische Struktur der Gesellschaft verändert; die Summe der Kreditkäufe eines jeden Bürgers in den Industriestaaten ist heute so gewaltig, dass sogar erfahrene Wirtschaftswissenschaftler nicht mehr wissen, wie im Falle von niemals zu verhindernden Unglücksfällen damit umzugehen wäre.«

Erskine B. Childers



01 Klaus Töpfer 1992
02–03 Workshop 1991
04 Hans-Peter Dürr 1992

»Die HfG Ulm war so anziehend, weil sie mit Leidenschaft versuchte, das Design in eine begründbare Tätigkeit zu verwandeln und aus dem Zustand blinder Ad-hoc-Praxis zu befreien.«

Gui Bonsiepe

»Denke global, handle lokal und plane vernünftig.«

Victor Papanek



»Annäherung ist ein Prinzip, das sich der Berechenbarkeit entzieht. Vielleicht hätte sie zum Schlüsselbegriff der Moderne werden können. Dann wäre es leichter gefallen, die Unschärfe des Lebendigen als Lebens- und Gestaltungsprinzip zu akzeptieren.«

Freimut Duve

»Das Designobjekt im Zeitalter seiner technischen Vereinzelung – Identifizierbarkeit und Identität unter den Bedingungen der digitalen Technologie.«

Jochen Gros

»Gegen nivellierenden Globalismus – für multikulturelle Internationalität.«

James Woudhuysen

»Design bedeutet kulturelle Kontinuität.«

Loek van der Sande



»Die Straße von den Ideen und Artefakten aus dem technologisch entwickelten Teil der Welt hin zu anderen lokalen Kulturen ist keine Einbahnstraße.«

Victor Papanek

»Die neue Unübersichtlichkeit, die ich eher als die neue Komplexität benennen würde, zeichnet sich durch völlige Unvorhersehbarkeit technologischer und sozialer Entwicklungen aus.«

Gui Bonsiepe

Kulturelle Identität ist nicht ein Objekt, das man hat. Ich halte es somit für verfehlt, kulturelle Identität als ein Gut zu betrachten, das durch den Designer auszudrücken wäre. Das traditionelle Ausdrucksparadigma setzt voraus, dass die kulturelle Identität als verborgenes Gut bereits existiert, um dann designspezifisch umgesetzt zu werden. Dabei wird übersehen, dass Identität ein permanenter Prozess der Hervorbringung von Identität ist, und nicht etwa Abbildung eines Wesens mithilfe eines Stils.«

Gui Bonsiepe



05 Jacques Blumer 1991
06 Manfred Spieker,
Karl-Heinz Reiser 1991
07 Tony Cragg 1992
08 Workshop 1992

»Wir dürfen es nicht zulassen, dass all die lebendigen Kulturen mit ihren weit in die Vergangenheit reichenden Wurzeln sich durch ein undifferenziertes, kosmopolitisches Denken verflachen, das elektronisch über große Lautsprecher als dauernde Geräuschkulisse des Kommerzes verbreitet wird. Doch muss jede Kultur auch die Möglichkeit haben, ihre Inspirationen von überall dort zu holen, wo ihre Menschen etwas Neues und Wertvolles sehen – und wenn wir dazu bereit sind, können wir auch keine Regeln oder Gesetze aufstellen, welche dieses neue, kosmopolitische Denken fernhalten.«

Erskine B. Childers



1990 Im Namen des Nutzers.

Die Intendanten der dritten Septembertagung, Eugen Gomringer und Manfred Spieker, eröffneten die Veranstaltung mit der klassisch gewordenen Kritik Herbert Marcuses an den Folgen der Moderne, mit der er seine Untersuchung zum eindimensionalen Menschen eingeleitet hatte: »Eine komfortable, reibungslose, vernünftige, demokratische Unfreiheit herrscht in der fortgeschrittenen industriellen Zivilisation, ein Zeichen technischen Fortschritts.«

Habe bis zum 19. Jahrhundert das Handeln noch unter der Prämisse gestanden, es geschehe im Namen Gottes oder im Namen des Königs, gefolgt von den Parolen »Im Namen der Republik« und »Im Namen des Vaterlands«, so sei die moderne Gesellschaft dominiert von der Anrufung »Im Namen des Nutzers«. Manfred Spieker fragte: »Was ist schon alles unter diesen Floskeln geschehen? Was geschieht alles im Namen eines anderen, der sich dagegen nicht wehren kann? Wer alles gibt vor, im Namen eines Höheren und zum Wohle des anderen zu handeln, zu denken, sich zu mühen? Eigentlich müsste die Welt, unsere Welt, dann längststens ein Paradies sein! Und warum ist sie es nicht?«

Und Eugen Gomringer ergänzte mit einem Hinweis, der ebenso aktuell geliebt ist: »Wir sind uns wahrscheinlich einig, dass ein nutzerbezogenes Design, ein Verkauf von Nutzen statt von Produkten, das Problem der Stunde ist. Den Nutzer in unserer multikulturellen Gesellschaft, die wir halt doch sind, explizit festzustellen und damit alles abzukürzen, das scheint mir allerdings schwierig.«

Um die Unzulänglichkeiten linearer Vorgehensweisen zu vermeiden, wurden Methoden diskutiert, die auf dem Prinzip eines lernenden Regelkreislaufs basieren. Weitere Diskussionsgegenstände, die auch heute nichts von

01 Jürgen Mittelstraß 1993
02 Ivo Frenzel, Klaus Lehmann
1993



ihrer Relevanz verloren haben, waren die These vom Ende der rationalen Vernunft, die Warnung vor dem Popanz der Monokausalität und vor der Fehleranfälligkeit der technischen Zivilisation, die zaghaft beginnende Veränderung der Wirtschaft durch das Internet (der Computer als Entwurfswerkzeug, Serienfertigung in Kleinstauflagen mittels computergesteuerter Produktion, user-generated content, Vertrieb über Websites mit Datenbanken), die Beschäftigung mit Partizipation in den Prozessen von Designern und Architekten sowie die Thematisierung des Interface als zentraler Gestaltungsaufgabe.

1990 In the name of the User.

The directors of the third September conference, Eugen Gomringer and Manfred Spieker, opened the event with Herbert Marcuse's criticism, now a classic, of the consequences of modernism, with which he had introduced his study on One-Dimensional Man: "A comfortable, smooth, reasonable, democratic unfreedom prevails in advanced industrial civilization, a token of technical progress."

If, up to the 19th century, action had still taken place under the premise that it was being taken in the name of God or in the name of the King, followed by the slogans, "In the name of the Republic" and "In the name of the Fatherland", modern society is surely dominated by the invocation, "In the name of the User". Manfred Spieker enquired, "What on earth has all been done under the guise of these empty phrases? What is all being done in the name of another, who can't do anything about it? Who are all the people professing to act, think and struggle in the name of a higher being and for the benefit of others? If that were so, the world, our world, would surely have become paradise long ago! And why isn't it?"

And Eugen Gomringer followed on with a remark that has also remained relevant today: "We're probably in agreement that user-related design, the sale of benefit instead of products, is the problem of the hour. Explicitly identifying the user in the multicultural society which is, of course, just what we are, and using that to cut everything short, however, strikes me as being difficult."

Methods based on the principle of a learning feedback circuit were discussed as a means of avoiding the inadequacies of linear procedures. Further topics of discussion, which have also lost nothing of their relevance even today, included the thesis of the end of reason, the warning of the bugbear of monocausality and of the susceptibility to faults of technical civilization, the tentative transformation of the economy caused by the internet (the computer as a design tool, series production in minuscule runs by computer-aided manufacturing, user-generated content, and sales through websites with databases), the question of participation in the processes of designers and architects, and making the interface the central issue for design.



03 Freimut Duve 1993
04 Axel Schultes 1995

1991 Privat in der Öffentlichkeit.

Im Oktober 2012 verkündete Facebook, dass sich seit September mehr als eine Milliarde angemeldete Nutzer auf seiner Plattform versammeln. Demnach ist weltweit jeder siebte Mensch, vom Neugeborenen bis zur Hundertjährigen, »auf Facebook«. Die Auseinandersetzung darüber, welchen Wert wir dem Privaten in dieser Sphäre der permanenten Öffentlichkeit beimessen, wird vor diesem Hintergrund mit neuer Relevanz geführt.

Schon 1991 hat das IFG diesen Zusammenhang in seiner Septembertagung thematisiert und weit über die Aspekte hinaus ausgelotet, auf welche die aktuelle Debatte mit dem Stichwort »soziale Netzwerke« fokussiert.

Gemäß der These des Intendanten Günther Feuerstein, die er in seiner Projektbeschreibung formulierte, wolle niemand »auf seine Privatheit verzichten: Der Intimbereich des Menschen muss abgesichert werden, die Individualität ist ein kostbares Gut.« Selbstverständlich ist jetzt vor allem die kommerzielle und bzw. oder mediale Verwertung dieses Guts. Heute stehen die damit verbundenen Qualitäten von Entblößung und Isolation neu zur Diskussion. Die in die Öffentlichkeit getragene Privatheit von



01 Plenum 1994
02 Holger von den Boom 1995
03 Franz Josef Radermacher
04 Herbert H. Schultes 1994

Kleidung und Schmuck, Sprache und Bewegung hat durch diese Verlagerung eine neue Dimension erfahren, die in Ulm 1991 schemenhaft vorausgesehen wurde.

Andere Facetten des Spannungsverhältnisses zwischen Privatem und Öffentlichem sind heute demgegenüber von geringerem Interesse. Der Einzelne als Fremder von unterschiedlicher Ausprägung im Büro, Biergarten, Park, Krankenhaus, Altersheim oder Ausland (als Tourist, Gastarbeiter oder Flüchtling). »Die fest gefügten Verhaltensweisen und eingeübten Regeln der vorindustriellen Gesellschaft beherrschen wir heute nicht mehr. Wir müssen die fruchtbare Wechselwirkung zwischen Individualität und Gemeinschaft, zwischen Privatheit und Öffentlichkeit neu artikulieren und sie gleichsam als einen kybernetischen Prozess verstehen, bei dem die dialektischen Positionen zu einer sinnvollen Synthese geführt werden.«

Dass Architekten und Designer eine zentrale Position einnehmen für das Gelingen oder Scheitern der Prozesse, die angemessene Räume für die Gestaltung von Privatheit und Öffentlichkeit hervorbringen, ist damals wie heute eine banale Feststellung. Aber nach wie vor gilt: »Noch fehlen uns Modelle, Muster, Beispiele dafür, wie eine qualifizierte Privatheit sich auch in der Öffentlichkeit entfalten kann, wo es gleichsam »Nischen« geben

könnte, urbane Refugien, eine knappe »Aura« des Persönlichen, und wie eine würdige Existenz in der Halböffentlichkeit – wo wir »nicht daheim und doch zu Hause« sein wollen – möglich ist.«

1991 Private in public.

In October 2012 Facebook announced that the number of registered users on its platform had exceeded one billion in September. That means that every seventh person worldwide, from newborn babies to centenarians, is on Facebook. Against that background, the discussion on what value we attach to privacy in that permanent public sphere takes on a new relevance. As early as 1991, IFG focused on that topic in its September conference and explored it in far more contexts than those covered by the current debate on social networks.

According to the thesis established by conference director Günther Feuerstein in his project description, no-one wants "to do without his privacy: People's private lives have to be safeguarded, and individuality is a precious asset." Nowadays, exploitation of that asset in commerce and/or in the media is a matter of course. Now, the associated qualities of exposure and isolation are also up for discussion. The privacy of clothing and jewellery, language and motion carried into the public domain has been given a new dimension by that shift; one whose outlines were predicted at Ulm in 1991.

Other aspects of the tension between the private and the public, in contrast, are of less interest today. For example, the individual as a stranger in various forms in the office, beer garden, park, hospital, old people's home or abroad (as a tourist, migrant worker or refugee). "We no longer have a command of the firmly established manners and rules of pre-industrial society. We have to rearticulate the fertile interaction between the individual and the community, between the private and the public and, at the same time, recognize it as a cybernetic process in which the dialectical positions are resolved in a productive synthesis."

It is, then as now, trite to note that architects and designers play a central role in the success or failure of the processes which create appropriate spaces for the private and public spheres. But the following still applies: "We still lack models, prototypes and examples of how a qualified privacy can also develop in the public domain, where there could, as it were, be 'niches', urban refuges, a scant 'aura' of the personal, and how a dignified existence is possible in a semi-public environment, where we are not at home but still wish to feel at home.

1992

Gemeinsam nutzen statt einzeln verbrauchen. Eine neue Beziehung zu den Dingen.

Im Autoland Deutschland waren Anfang 2012 rund 52 Mio. Kraftfahrzeuge für den Straßenverkehr zugelassen. Die Innenstädte platzen aus allen Nähten. Stadtentwickler kennen seit Jahren vor allem ein Thema: die Folgen der individuellen privaten Automobilenutzung. Wer hätte sich genau 20 Jahre vorher noch vorstellen können, dass ausgerechnet in Deutschland neue Geschäftsmodelle von den Herstellern der Prestigemarken Daimler und BMW realisiert werden, die nicht mehr auf dem Besitz, sondern auf der gemeinschaftlichen Nutzung der Pkw beruhen?

Die Intendanten des Jahres 1992, Eugen Gomringer und Walter R. Stahel, brachten dieses Thema auf die Agenda. Gemeinsames Nutzen differenzierten sie in erstens »miteinander nutzen« (am Beispiel der öffentlichen Verkehrsmittel), »nacheinander nutzen« (Langzeitgüter) und »intensiver nutzen« (Dauerbetrieb der Waschmaschine im Waschsalon). Im Fokus standen »Ressourcenschonung und Abfallvermeidung bei unverändertem Güternutzen und Wohlstand«: Ziele, die erst Relevanz erhalten haben, seit die Folgen der Konsumgesellschaft der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts offenbar geworden sind, seit das Besitzen und Anhäufen Vorrang vor dem Nutzen erhalten hat und durch scheinbar unbegrenzte Produktionskapazitäten und billige Rohstoffe die Wegwerfgesellschaft möglich geworden ist.

Nachhaltiges Wirtschaften als Strategie – mittlerweile eine stehende Redewendung – und seine Bedeutung für den Gestalter war Gegenstand der Diskussionen. Aus der Rückschau lesen sich manche Passagen gleichermaßen weitsichtig wie auch appellativ-missionarisch: »Formen des kurz- und langfristigen Vermietens von Gütern statt des Verkaufens machen eine Nutzungsgesellschaft auch für die Hersteller interessant, bedingen aber für viele Güter eine andere technische Produktgestaltung, mit Betonung einer einfachen Wartung (Vermeidens-Engineering), einer Nutzungsflexibilität sowie einer Anpassbarkeit der Produkte an geänderte Anforderungen und den technischen Fortschritt über längere Zeiträume. Vermietsysteme beinhalten zudem eine Rücknahme- und Entsorgungspflicht der Güter durch den Vermieter (und somit einen retroaktiven Eigentumsbegriff für den Hersteller) und führen damit zu einer ökologisch und wirtschaftlich sinnvollen Rohstoff- und Produktstrategie von der Wiege zurück zur Wiege. Diese Strategie stellt Nutzen vor Eigentum und die wirtschaftliche Optimierung des Nutzens vor den Substitutionsverkauf.«

01 Axel Schultes,
Christoph Hackelsberger 1995
02 Ivo Frenzel,
Christoph Hackelsberger 1995



1992

Joint use in place of individual consumption. A new relationship with objects.

In car-made Germany at the start of 2012, there were around 52 million motor vehicles registered for road traffic. The inner cities were bursting at the seams. Urban planners have had one major topic for years: the consequences of individual use of private cars. Who could have imagined exactly 20 years earlier that in Germany of all places Daimler and BMW, the manufacturers of the country's most prestigious marques, would develop new business models based no longer on ownership but on the joint use of the vehicles?

Eugen Gomringer and Walter R. Stahel, the conference directors of 1992, put that topic on the agenda. They divided joint use into "using things together" (with the example of public transit systems), "using things one person after another" (durable goods) and "using things more intensively" (continuous operation of the washing machines in launderettes). The focus was on "conservation of resources and avoidance of waste with unchanged

03 Wibke von Bonin,
Beate Schneider 1996
04 Plenum 1995



use of goods and affluence" – objectives that have only become relevant since the consequences of the consumer society in the second half of the 20th century became obvious, since possession and accumulation gained priority over use and became possible with the seemingly unlimited production capacities and cheap raw materials of the throwaway society. Sustainable economic development as a strategy – now a set phrase – and its significance were the subject of discussion for the designers. Looking back, some of the conclusions appear just as far-sighted as they are a missionary appeal: "Forms of short and long-term renting of goods instead of selling make a society based on use interesting to manufacturers too, but for many goods necessitate a different technical product design with emphasis on ease of maintenance (avoidance engineering), flexibility in use and adaptability of the products to changing requirements and technical progress over longer periods. Rental systems also involve an obligation on the part of the person renting goods out to take them back and dispose of them (and therefore also a retroactive concept of ownership for the manufacturer), and thus lead to an ecologically and economically sensible raw materials and product strategy from the cradle back to the cradle. This strategy places use above ownership and the cost-effective optimization of use above the sale of substitute products."

1993 Die Gruppe. Identität in der Masse.

Nach den ersten fünf Jahren waren die IFG-Tagungen als die neuen Aktivitäten der Stiftung etabliert. Die Veranstaltung des Jahres 1993 eröffnete den zweiten Fünfjahres-Zyklus.

Bis dahin hatte die Aufmerksamkeit des IFG noch Fragen der Gestaltung »von industriell gefertigten Produkten, von visueller Kommunikation, von Information sowie Fragen der Gestaltung im industrialisierten Bauen« gegolten. Insofern hatte sich Ulm in den traditionellen Kategorien der HfG bewegt.

Nun löste sich das IFG von einem Designbegriff, der dem Objekt verhaftet ist. Es stellte einen erweiterten Designbegriff zur Diskussion und formulierte sein Selbstverständnis neu. In seinen Aktivitäten sollte es sich fortan »nicht nur mit Fragen des Designs [befassen], sondern auch mit der Beschreibung wichtiger gesellschaftlicher Entwicklungen.« Deshalb bezogen die Intendanten des Jahres 1993, Ivo Frenzel und Klaus Lehmann, Soziologen, Politologen, Philosophen, Psychologen, Kulturwissenschaftler, Politiker und Gewerkschafter in die Gespräche mit Architekten und Designern ein.

An der HfG Ulm war die Identität eines Unternehmens oder einer Körperschaft noch ein charakteristisches Untersuchungsthema gewesen. Nun wurde der Begriff der Identität selbst in seiner Beziehung zur gesellschaftlichen Gruppe problematisiert: »Im Spannungsfeld zwischen Anpassung und Selbstbehauptung scheint die Gruppe Möglichkeiten zu bieten, Identität zu bewahren und wiederzugewinnen. Dennoch sind heute Zweifel an der Allmacht und dem Allheilmittel der Gruppe angebracht. Wir kennen inzwischen auch das Scheitern von Gruppen, registrieren Beispiele ihrer



01 Norbert Bolz, Stadthaus Ulm
1995
02 Simon Stockhausen 1996

geringen Lebensdauer, auch ihrer Gefährlichkeit. Wir haben lernen müssen, mit terroristischen Gruppen und ihren zerstörerischen Zielen umzugehen, und wir haben insbesondere auch am Beispiel weltanschaulicher Sekten und esoterischer Gruppen erfahren müssen, dass deren Mitglieder einem ungeheuren Anpassungsdruck unterliegen, der bis zur völligen Brechung der Identität des Einzelnen führen kann. [...] Was leisten Gruppen wirklich?« Dass gerade die Gestalter dazu in der Lage seien, die Relevanz dieses Problemfeldes zu identifizieren, führte Wilfried E. Reinke, der Vertreter der Stiftung, in seiner Eröffnungsrede auf die Beobachtung zurück, »dass im Gestalterischen möglicherweise gerade die seismografischen Qualitäten früher anschlagen und aufmerksam machen auf beginnende Unzulänglichkeiten, die einer wachsenden Komplexität und Gefährdung nicht mehr genügen. [...] Es zeichnet [den Gestalter] und seinen Beruf geradezu aus, dass er denkt und handelt unter Bezugnahme auf komplexere Zusammenhänge.« Vergleichbare Aussagen werden heute im internationalen designwissenschaftlichen Diskurs immer häufiger als These dafür angeführt, dass den Designprozess und die Designforschung eine genuine Eigenständigkeit in Abgrenzung zu anderen wissenschaftlichen Gebieten auszeichne.

1993 The group. Identity in the mass.

At the end of the first five years, the IFG conferences had become established as the new activities of the foundation. The 1993 event opened the second five year cycle. Until then, IFG's attention had still focused on questions of the design "of industrially manufactured products, of visual communication, of information, and questions of design in industrialized construction." To that extent, Ulm had remained within the traditional categories of HfG.

Then, IFG departed from a concept of design which adheres to objects. It put up an extended concept of design for discussion, and reformulated its mission statement. From now on, its activities should deal, "not only with questions of design, but also with the description of important social developments." As a result, the 1993 conference directors Ivo Frenzel and Klaus Lehmann involved sociologists, political scientists, philosophers, psychologists, cultural researchers, politicians and trades unionists in the discussions with architects and designers.

At HfG Ulm, the identity of an enterprise or corporation had still been a characteristic object of study. Now, the concept of identity itself was discussed in relation to the social group: "In the field of tension between conformity and self-assertion, the group appears to provide opportunities to preserve and regain identity. Nevertheless, doubts as to the omnipotence and panacea effect of the group are in order. We have now come to see

that groups, too, can fail, and have noticed examples of their being short-lived, and also of their being dangerous. We have had to learn how to deal with terrorist groups and their destructive aims, and we have in particular been obliged to see from the example of ideological sects and esoteric groups that their members are under enormous pressure to conform, which can go as far as to shatter the identity of the individual completely. [...] What do groups actually achieve?"

In his opening speech, Wilfried E. Reinke, the representative of the foundation, attributed the fact that designers of all people were able to identify the relevance of this problem to the observation "that in the process of design it is possibly the seismographic qualities that sound the alarm first and draw attention to incipient shortcomings by which a growing complexity is no longer satisfied or a growing danger no longer averted. [...] What primarily distinguishes [designers] and their profession is that they think and act with reference to relatively complex relationships." Comparable statements are cited more and more often in the international debate on design theory today as an indication that the design process and design research possess a genuine autonomy, distinct from other academic fields.

»Die Wiederentdeckung des Menschen in den Wissenschaften, wie sie die Avantgarde heutiger Naturwissenschaftler diskutiert, führt zu der Einsicht, dass wir so an die Natur rückgebunden sind, dass wir alles, was wir der Natur antun, zugleich auch uns selbst antun.«
Peter Kern



»Wenn Sie in Ihren Designarbeiten nur Kultur wiedergeben, könnten Sie für sich in Anspruch nehmen, wunderbar frei zu sein von jeglicher Verantwortung für das, was mit Kultur und damit mit den Grundlagen Ihrer Gesellschaft geschieht. Wenn jedoch Ihre Arbeiten auch Kultur beeinflussen und die Verhaltensweisen von Gesellschaften verändern, dann besitzen Sie eine nicht zu unterschätzende Verantwortung in diesem Zeitalter der Information und des Konsums, in welchem dem Design immer größere Bedeutung zukommt und die Macht der Medien zur Verbreitung dessen, was Sie entworfen haben, stetig wächst.«
Erskine B. Childers



»Ich möchte hier die These vertreten und fundieren, dass Design heute weniger denn je mit Formgebung, Entwurf oder Produktplanung zu tun hat und identifiziert werden sollte, sondern mit Sinngeben, Verständlichmachen oder Kommunikation. Diese These entspringt einer neuen Denkweise und legt Designern neue Verantwortung auf. [...] Designer sollten also das Verstehen anderer zu verstehen suchen und dieses Verstehen im Sinne größerer Zusammenhänge durch materielle Dinge unterstützen oder verändern und sich damit für die symbolischen Qualitäten, für das Kommunizieren gestalteter Dinge gesellschaftlich verantwortlich machen.«
Klaus Krippendorff



- 01 Joseph Weizenbaum 1996
- 02 Nancy Wimmer 1997
- 03 Website der Architekturfakultät der ETH Zürich 1996
- 04 Alphonse Silbermann 1996

1994 Das Einfache.

2006 erzielte John Maeda mit seinen »Ten Laws of Simplicity« einen Welterfolg. Die Vereinfachung der Lebensumstände und -zusammenhänge war da schon seit geraumer Zeit in jeder praktischen Ausprägung ein publizistisch und kommerziell erfolgreiches Thema in der Form von Ratgeberliteratur und Seminaren. Darin manifestierte sich der Reflex auf eine Welt, die nicht bloß als zunehmend komplex wahrgenommen wird, sondern vielmehr als unbewältigbar kompliziert. Bis heute ist das Gefühl übermächtig, dass uns unser Alltag über den Kopf gewachsen ist.

Eugen Gomringer und Helmut Spieker, die Intendanten des Jahres 1994, luden anlässlich der siebten Septembertagung zur Debatte über die Notwendigkeit, die Schwierigkeit und die Gefährdung des Einfachen ein. Sie trugen damit »der Erkenntnis Rechnung, dass ein Umdenken und eine Besinnung auf das Einfache unumgänglich sind und zu den wichtigsten Gegenwartsproblemen zählen.« Eines der im Tagungsband veröffentlichten Ergebnisse sind ihre »neun Thesen« zum Einfachen (die sich heute stellenweise wie die Beschreibung des Apple-Geschäftsmodells lesen):

»Das Einfache hat zu tun mit dem Richtigen, dem Naheliegenden, dem Selbstverständlichen.

Einfaches sollte nicht verkompliziert werden; Kompliziertes sollte nicht vereinfacht werden. [...]

Nur das Einfache hat die Voraussetzung, zeitlos und Allgemeingut zu werden.

Das Einfache kennt keine Urheber als Person; es entsteht, ist plötzlich da – und keiner weiß woher; ist Ziel und Resultat zugleich.

Das Einfache ist weniger eine Frage des Technischen – sondern mehr ein Problem der geistigen Grundeinstellung zum Technischen.

Auch das Einfache kann Hightech sein, muss es sogar, wollen wir energie- und materialgerecht konstruieren. Dennoch: Das Einfache ist bescheiden, sinnfällig, leicht zu nutzen, umzunutzen und zu beseitigen.

Das Einfache ist nicht das Primitive, das Simple oder Ländliche; vielmehr ist das Einfache ein Produkt des kollektiven Nachdenkens und Entstehens. Somit ist das Einfache das Reifgewordene, die reife Frucht eines meist langen Prozesses.

Das Vulgäre ist ein Feind des Einfachen – im Alltag, in der Kunst und in der Sprache.

Das Einfache muss werden, man kann es finden; aber es lässt sich nicht herbeizwingen.«

01



02



01 Friedrich Schmidt-Bleek 1997
02 Fred Hochstrasser 1997
03 Alexander Wetzig 1997
04 Franz Josef Radermacher 1997

1994 Simplicity.

In 2006, John Maeda had a global hit with his ten "Laws of Simplicity". Simplifying the circumstances and relationships of life in every practical way had already long been a journalistically and commercially successful topic in the form of guidebooks and seminars. That was a manifestation of the reflex to a world which was not merely being perceived as increasingly complex, but rather as unmanageably complex. Still today, the overpowering feeling is that our everyday lives have got too much for us.

Eugen Gomringer and Helmut Spieker, the conference directors in 1994, issued invitations to debate the necessity of simplicity, the difficulty of simplicity and the threats to simplicity at the seventh September conference. In doing so, they "took account of the insight that rethinking and concentration on simplicity are essential and rank among the most important problems of the present day." The results published in the conference proceedings included their "nine theses" on simplicity (parts of which read today like a description of the Apple business model):

"Simplicity has to do with the correct, the obvious, and the self-evident. Simple things should not be made complicated; complicated things should not be simplified. [...] Only the simple has what it takes to become timeless and common property.

Simplicity has no individual creator; it arises and is suddenly there – no-one knows where it came from. It is both the target and the result.

Simplicity is less a question of technology and more a problem of the fundamental intellectual attitude to technology. Even simple things can be high-tech, and even have to be if we want to design for optimum use of energy and materials. Nevertheless, the simple is undemanding, obvious, easy to use, convert and dispose of. The simple is not the primitive, doltish or bumpkinish; on the contrary, the simple is a product of collective reflection and creation.

What is simple is therefore what has become mature, the ripe fruit of a usually long process. The vulgar is an enemy of the simple – in everyday life, in art and in language.

The simple has to become so: It can be found, but it cannot be forced into existence."

03



04



1995 Entwürfe für die Dritte Neuzeit.

1988 hatte das IFG die jährliche Folge der Septembertagungen mit dem allzeit gültigen Programm zur »Neuen Wirklichkeit« und ihren Folgen für die Gestaltung begonnen. In der achten Veranstaltung spannten die Intendanten Ivo Frenzel und Christoph Hackelsberger einen thematischen Horizont von vergleichbarer Weite auf.

Sie stellten 1995 die These auf, »dass wir uns bereits auf dem Weg in die Dritte Neuzeit befinden, die etwa mit Einsteins Relativitätstheorie beginnt. [...] Der Begriff steht für den Paradigmenwechsel an der Schwelle zum Jahr 2000. Wissenschaftler, Ökologen, Politiker, aber auch Städtebauer, Architekten und Produktgestalter wissen, dass wir in einer Zeit des Umbruchs und des Aufbruchs leben. Die Pioniere der Ersten Neuzeit haben die Welt entdeckt, die Erfinder und Techniker der Zweiten Neuzeit haben die Grenzen des Fortschritts sichtbar gemacht, die Menschen am Beginn der Dritten Neuzeit müssen Prioritäten setzen. Das Thema hat einen zukunftsweisenden Aspekt, aber es versteht sich nicht als reine Utopie. Es geht vielmehr darum, auf der Basis heutigen Wissens künftige Entwicklungen abzuschätzen, Notwendigkeiten zu erkennen und danach zu handeln. Die Probleme sind bekannt, die Lösungsvorschläge aber kontrovers. So stoßen z. B. in der Stadtplanung Zentralismus und Dezentralismus aufeinander, beim Bauen gilt es zwischen Hochtechnologie und neuer Einfachheit zu vermitteln. Ein künftiges, intelligentes Design soll die Brücke zum Verständnis werden. Die Kernfragen lauten: Wie wollen wir morgen leben? Wie können wir überleben? Wovon müssen wir uns verabschieden? Was gilt es zu bewahren und in die Zukunft mitzunehmen?«



01 Robert Spaemann 1998
02 Jim MacNeill 1997
03 Victor Margolin 1997



04 Florian Rötzer 1998
05 Jörg Schlaich 1998

Das vorläufige Fazit dieser Tagung: »Insgesamt mehr Fragen als Antworten. Einig war man sich nur über die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels.« Die Formel dazu lieferte Norbert Bolz mit seinem Vortrag unter dem Titel »Abschied von der Gutenberg-Galaxis«.

1995 Designs for the third modern age.

In 1988, IFG embarked on the annual sequence of September conferences with the perennially relevant programme on the "new reality" and its consequences for design. In the eighth event, conference directors Ivo Frenzel and Christoph Hackelsberger opened up a thematic umbrella of comparable span. They posited in 1995 "that we are already well on the way into the third modern age, which started approximately with Einstein's theory of relativity. [...] The term stands for the paradigm shift at the threshold to the year 2000. Scientists, ecologists, politicians, and also urban planners, architects and product designers know that we are living in an age of upheaval and new departures. The pioneers of the first modern age discovered the world, the inventors and engineers of the second modern age revealed the limits of progress, and people at the start of the third modern age have to set priorities. The topic has a futuristic aspect, but is not intended to be purely utopian. The point is rather to use our present knowledge to estimate future developments, identify necessities and act accordingly. The problems are familiar, but the proposed solutions are controversial. In urban planning, for example, centralism and decentralization collide, and in construction the conflict between high technology and new simplicity has to be resolved. An intelligent design of the future is to be the bridge leading to understanding. The core questions are how do we want to live in future, how can we survive, what will we have to leave behind, and what should we preserve and take with us into the future."

The provisional conclusion from the conference was as follows: "All in all, more questions than answers. The only thing agreed upon was that a change of paradigm is necessary." Norbert Bolz supplied the formula for that in his presentation entitled "Farewell to the Gutenberg Galaxy".



1996 Mensch Masse Medien. Interaktion oder Manipulation.

Seit den 1920er Jahren wurden kulturkritische Debatten über das Verhältnis zwischen Medien und Massen geführt. Die HfG war selbst während ihrer gesamten Existenz vom Gründungsimpuls geprägt, gesellschaftlich aufklärerische Ziele mithilfe von (gleichermaßen inhaltlich, ästhetisch und technisch) angemessener Gestaltung moderner Medien zu verwirklichen.

An diesen Diskurs knüpften 1996 Wibke von Bonin und Beate Schneider, die Intendantinnen der neunten Septembertagung, an: »Während die kulturkritische Debatte über die nivellierenden Auswirkungen der Angebote des Massenmediums Fernsehen die 70er und 80er Jahre beherrschte, steht die Jahrtausendwende im Zeichen multimedialer Kommunikationssysteme. Für das heraufbeschworene Informationszeitalter werden auf noch unsicherer Wissensbasis Chancen und Risiken oft überzeichnet. Eher langfristig wird sich entscheiden, ob die neuen Technologien zur Vereinsamung führen oder ob sie die Souveränität des Einzelnen stärken; ob sie zum Abbau sozialer Grenzen und Hierarchien beitragen oder ob sich neue Klüfte auftun werden zwischen Jungen und Alten, zwischen Wissenden und Unwissenden. Kurzfristig jedoch stehen Orientierungshilfen für den Umgang mit den neuen Technologien im Vordergrund.«

Die Steilvorlage hatte Norbert Bolz im Vorjahr mit seinem Vortrag »Abschied von der Gutenberg-Galaxis« geliefert. Heinz Hahn, der Vorsitzende des IFG-Fachbeirats, griff dessen These auf, dass »Medientheorie eine Grundwissenschaft unserer Zivilisation sei, ein Tatbestand, der nicht neu ist, der uns in seiner tradierten Form fast unbewusst geblieben ist, der aber durch die Flut der sogenannten neuen Medien und ihrer Aufdringlichkeit ein neues, anderes, aber auch komplizierteres Verhältnis hat entstehen lassen. Neue Formen des Dialogs werden möglich, ein geändertes Verhältnis zwischen Mensch und Maschine erforderlich. Ein zwar nicht neues Phänomen, denn beim ersten Telefon vor 100 Jahren, beim ersten Rundfunk vor ca. 75 und beim Fernsehen vor etwa 50 Jahren waren ebenfalls neue Formen des Dialogs gefragt.«

Weil sich das IFG ohnehin dem Einfluss neuer Technologien auf die gestalterische Arbeit und den gesellschaftlichen Wandel widmete, wurde die »Informations-Technologie« (weitere Schlagworte waren Cyberspace und Virtual Reality) als bestimmender Faktor für die sogenannte Mensch-Maschine-Beziehung, Digitalisierung und Konvergenz sowie die Integration

oder Segmentierung in der Gesellschaft identifiziert. Erneut machte die Vision von der Verfügbarkeit eines globalen Wissens die Runde. »Das Navigieren in solchen Netzwerken ist und wird von Tag zu Tag das Problem des dezentralen Nutzers. Und hier liegt neben vielem anderen die große Gestaltungsaufgabe für die rationelle Nutzung dieses globalen Wissens: Design und Gestaltung des weltweiten Mediensystems.«

1996 People, masses and media. Interaction or manipulation.

There has been critical debate on the relationship between the media and the masses since the 1920s. Throughout its existence, HfG itself bore the stamp of its founders' intention to pursue objectives of enlightening society with the aid of appropriate design (in terms of content, aesthetics and technology) of modern media.

In 1996, Wibke von Bonin and Beate Schneider, the directors of the ninth September conference, took up this thread. "Whereas the levelling effects of what the mass medium of television produced was the prevailing topic for critical debate in the 70s and 80s, the new millennium will be more influenced by multimedia communications systems. The opportunities and risks of the much cited age of information are often exaggerated on the basis of tenuous knowledge. It will rather only be seen in the long term whether the new technologies lead to social isolation or whether they strengthen the sovereignty of the individual; whether they help to break down social barriers and hierarchies or whether new chasms open between the young and the old and between the educated and the ignorant. In the short term, however, the focus is on guides for handling of the new technologies."

Norbert Bolz had made a head start in the previous year with his presentation "Farewell to the Gutenberg Galaxy". Heinz Hahn, chairman of the IFG Advisory Board, took up his thesis that "media theory is a fundamental science of our civilization, something which is not new, and something of which we have remained almost unconscious in its traditional form, but something that has created a new, different and more complex relationship in the flood of so-called new media and their intrusiveness. New forms of dialogue are becoming possible, and a new relationship between man and machine is needed. This is admittedly not a new phenomenon, as new forms of dialogue were also called for 100 years ago with the first telephone, around 75 years ago with the first radio, and some 50 years ago with the first television."

As IFG was in any case dealing with the influence of new technologies on design work and the transformation of society, information technology (further buzzwords were cyberspace and virtual reality) had been identified

01



02



03



01 Gunter Henn 1998
02 Wibke von Bonin 1998
03 Stipendiation/awardee
Silke Becker 1998

as a decisive factor in the human-machine relationship, in digitization and convergence, and in the integration or segmentation of society. Once again, the vision of global knowledge being available did the rounds. "Navigating in networks like that is the problem for the decentralized user, and is becoming more so day by day. And there, with many others, lies the great design challenge for rational use of that global knowledge: the design of the worldwide media system."

1997

Globalisierung/Regionalisierung.

Ein kritisches Potenzial zwischen zwei Polen.

Die Begriffe »Nachhaltigkeit« und »Globalisierung« repräsentieren heute ein breites und dichtes Bündel von sogenannten »wicked problems« (Horst Rittel). Mit diesem Bild ist ein Typus von Problemen beschrieben, die für die Bewältigung der Moderne charakteristisch sind. Ein solches wicked problem kann nicht wie ein aufgerollter Teppich von außen linear abgewickelt werden, um seinen Kern freizulegen. Um es überhaupt zu verstehen, muss man sich so tief hineinversenken, dass man schließlich, wenn man eine Lösung entwerfen will, nur noch einen Standpunkt mit eingeschränkter Perspektive einnehmen kann – und dadurch selbst zum Teil des Problems wird.

Die zehnte Septembertagung des IFG widmete sich der Spannung zwischen Globalisierung und Regionalisierung. Die Intendanten des Jahres 1997, Klaus Lehmann und Franz Josef Radermacher, formulierten im Untertitel die diskussionswürdige These, dass es sich dabei um »zwei Pole« handle, zwischen denen »kritisches Potenzial« bestehe. »Es ging also nicht nur um die Spannung zwischen Gegensätzen, sondern auch um das Erforschen und Definieren neuer Möglichkeiten« (Tagungsband).

Der Vorsitzende des IFG-Fachbeirats, Heinz Hahn, führte dazu aus: »Wir, die wir gewohnt waren, in Kategorien zu denken, in Kategorien wie etwa einer souveränen nationalen Regierung, einer daraus ableitbaren eigenständigen Wirtschafts- und Sozialordnung, autonomen Finanz- und Steuersystemen, Möglichkeiten zur Regulierung der Märkte und der Fähigkeit zur Selbstbestimmung auf vielen relevanten Sektoren unseres täglichen Lebens, müssen erkennen, dass dies nicht mehr in allen Fällen möglich ist. Die Welt nähert sich auf vielen Gebieten einem einheitlichen System. [...] Was die Finanzmärkte betrifft, so entgleiten diese dank moderner Informationstechnologie fast völlig der nationalen Kontrolle. [...] Ist es so, dass Globalisierung zu einer Falle wird, aus der wir uns nicht befreien können, ist sie ein potenzieller Angriff auf Demokratie und Wohlstand [...]? Es ist zweifellos richtig, dass es für viele Probleme nur globale Lösungen geben kann, sei es Klima, Umwelt, Bevölkerungswachstum, Konfliktbeseitigung oder Informationsstrukturen. Aber welches sind die regulierenden Faktoren? Ist es Ökonomie allein? Und wie verteidigt man in diesem Kontext die Errungenschaften der ausgehenden Zweiten Neuzeit (um bei unserer



01 Heinz Hahn 1998
 02 Ulrich Königs 1998
 03 Friedrich Schmidt-Bleek
 04 Marilyn Willis 1998
 05 Alt-Oberbürgermeister/
 formmer Lord Mayor Ernst Ludwig
 1999



Begriffsdefinition zu bleiben), wie etwa Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Menschenrechte und individuelle Freiheiten? Unbestritten ist in diesem Prozess allerdings auch, dass die Bedeutung des Lokalen, des Regionalen zunehmen wird [...]. Mit dem Begriff der Regionalisierung werden so unterschiedliche Kategorien angesprochen, sodass es nicht leichtfällt, alle zu berücksichtigen. Sind die Regionen die großen kulturellen Einheiten, wie sie Huntington in seinem ›Kampf der Kulturen‹ beschreibt, sind es Kontinente, Nationen, Sprachen- oder Dialektgruppen, kleinere politische Regionen wie Länder, Bezirke, Kreise oder Kommunen?«

1997 Globalization/Regionalization. Critical potential between two poles.

The terms “sustainability” and “globalization” have come to represent a broad and tightly packed bundle of what Horst Rittel described as “wicked problems”. That image describes a type of problem which is typical in our dealings with modernism. A wicked problem cannot be rolled out in a straight line like a carpet to expose its core. To understand it at all, you have to dive in so deep that finally, when you want to arrive at a solution, you can only occupy a standpoint with limited vantage – and yourself have then become part of the problem.

The tenth IFG September conference addressed the tension between globalization and regionalization. The conference directors for 1997, Klaus Lehmann and Franz Josef Radermacher, used the subtitle to express the thesis, worthy of discussion, that there are “two poles” and between them “critical potential”. “It was not, then, only a matter of the tension between opposites, but also of identifying and defining new possibilities” (Conference Proceedings).

Heinz Hahn, chairman of IFG’s Advisory Board, commented on that as follows: “We, who were used to thinking in categories, in categories such as a sovereign national government, an independent economic and social order deducible from that, autonomous financial and taxation systems,

methods of regulating the markets and the ability of self-determination in many relevant sectors of our daily lives, have to recognize that this is no longer possible in all cases. In many fields, the world is coming close to being a harmonized system. [...] As far as the financial markets are concerned, thanks to modern information technology they have slipped almost completely out of national control. [...] Is it true that globalization is becoming a trap from which we cannot escape, and is it a potential attack on democracy and affluence [...]? It is doubtless correct that there can only be global solutions to many problems, whether they be the climate, the environment, population growth, the resolution of conflicts or the structures of information. But what are the regulating factors? Is it economics alone? And how, in that context, do we defend the achievements of the second modern age which is drawing to a close (to stick to our definition of the term) such as democracy, the rule of law, human rights and individual freedom? It is also undisputable that the importance of the local and regional will increase in this process [...]. The term “regionalization” addresses such different categories that it is not easy to allow for them all. Are the regions the large cultural units that Huntington describes in his ‘Clash of Civilizations’, are they continents, nations, language or dialect groups, or smaller political regions such as provinces, counties, districts or local communities?”

01 Stipendiat/awardee Greg Lynn
1999
02 Oberbürgermeister/Lord Mayor
Ivo Gönner
03 Daniel Liebeskind 1999



1998 Gestaltung des Unsichtbaren.

In der Septembertagung des Vorjahres hatte der Schwerpunkt noch auf dem wicked problem »Globalisierung« gelegen. Die Intendanten der elften Tagung rückten 1998 das Prinzip »Nachhaltigkeit« als Lösungsstrategie in den Mittelpunkt der Debatte. Damit nahmen Gunter Henn und Friedrich Schmidt-Bleek den roten Faden auf, der die Veranstaltungen auf dem Ulmer Kuhberg seit 1995 (»Entwürfe für die Dritte Neuzeit«) miteinander thematisch verband. Das IFG wollte mit diesem Titel »signalisieren, dass uns bewusst werden sollte, dass wir mitten in einer Epochenwende stehen, die neue Denkansätze für das Zusammenleben in einer weltweiten Gesellschaft, ein Umdenken in ökonomischer und ökologischer Hinsicht erfordern« (Heinz Hahn, Vorsitzender des IFG-Fachbeirats). Wesentliche Zusammenhänge bestimmten nach seinen Worten gleichermaßen die Themen der Jahre 1997 und 1998: »Rasch und überproportional wachsende Weltbevölkerung. Streben nach höherem Lebensstandard in großen, heute noch weniger entwickelten Teilen der Welt. Endlichkeit der Ressourcen bei wachsendem Umweltverzehr. Informativ Vernetzung der Welt und rasante Technologie-Entwicklung.«

Daraus folgte, »dass ein Umdenken in vielen wesentlichen Gebieten unserer Gesellschafts- und Wirtschaftsstruktur bis hin zu unserer persönlichen Haltung und unserem Verhalten eine dringende und für die zukünftige Gesellschaftsordnung und ihr Überleben eine essenzielle Aufgabenstellung sein muss. [...] Wir haben hierfür den Titel »Gestaltung des Unsichtbaren« gewählt, um anzudeuten, dass nicht nur Ideen und Vorstellungen zur materiellen Gestaltung ausreichend sind, sondern dass neue Ansätze, ja Visionen, über das Materielle hinaus, erforderlich sein werden, um tradiertes Verhalten zu überwinden und neue Überzeugungen in unseren Köpfen allmählich wachsen zu lassen und sie dann in Handlungen, in neue Verhaltensweisen und gesellschaftliche Strukturen umzusetzen. Das aus heutiger Sicht Unsichtbare sichtbar zu machen, den Gestalter vertraut zu machen mit einer neuen Denkweise, dies soll das Ziel unseres Forums sein. Der Grundgedanke, der hinter dieser Sichtweise steht, ist das Prinzip der Nachhaltigkeit, »sustainability« im internationalen Sprachgebrauch. Es kann die Lösung sein für die Probleme, die im Rahmen der technologischen Entwicklung und als Auswirkungen der Globalisierung in den beiden vorherigen Foren angesprochen wurden. Eine Antwort auf die Frage: Wie können der Lebensraum und die globalen Ressourcen gesichert und erhalten werden, wenn auch die

heute noch weniger entwickelten Länder dieser Erde sich weiterentwickeln, sich industrialisieren und ähnliche Ansprüche an Lebensqualität und individuelle Lebensgestaltung stellen? [...]

Unsere heutige Denkweise ist im Wesentlichen noch orientiert an einer Umwelttechnologie, die sich darauf konzentriert, Gefahren bei der Nutzung technischer Lösungen abzuwenden oder wenigstens zu minimieren, Energieumwandlung rationeller zu gestalten oder substanziell zu verändern, gefährliche Produkte vom Markt zu verbannen, Qualität von Luft und Wasser zu verbessern. [...] Das Prinzip der Nachhaltigkeit setzt im Gegensatz dazu schon wesentlich früher ein, bei der Gestaltung des Materiellen, bei einer Neudefinition des Verhaltens, des Einzelnen und der Gemeinschaft, und bei einer Umorientierung des gesellschaftlichen Systems, bei der Gestaltung des Unsichtbaren also. Als oberstes Ziel muss dabei immer im Auge behalten werden, uns heute und morgen so einzurichten und zu verhalten, dass übermorgen, in der Mitte oder am Ende des vor uns liegenden Jahrhunderts eine wesentlich größere Weltbevölkerung, mit nivelliertem Gefälle zwischen Nord und Süd, ein System vorfindet, das Armut minimiert, Gestaltungsmöglichkeiten für den Einzelnen und Lebensmöglichkeiten für zukünftige Generationen bietet.«

1998 Designing the invisible.

The focus at the previous year's September conference had still been on the "wicked problem" of globalization. In 1998, the directors of the eleventh conference moved the principle of sustainability as a solution strategy into the centre of the debate. In doing so, Gunter Henn and Friedrich Schmidt-Bleek continued the common theme which had linked the conferences at Ulm's Kuhberg since 1995 ("Designs for the third modern age"). With that title, IFG "wanted to send out a signal to make us aware that we are in the middle of a change of epoch which requires new intellectual approaches to living together in a global society and rethinking in economic and ecological terms" (Heinz Hahn, chairman of IFG's Advisory Board). In his words, fundamental circumstances equally determined the topics for 1997 and 1998: "Rapidly and disproportionately growing global population. Striving for higher standards of living in large, still underdeveloped parts of the world. Finite resources with growing consumption of the environment. Global information networking and development of technology at a tearing pace."

In consequence, "rethinking in many fundamental areas of our social and economic structure right down to our personal attitudes and behaviour must be a pressing task, and essential one for the future social system if it is to survive. [...] We chose the title 'Designing the invisible' for this to indicate that imagination and ideas only are not sufficient for material design, but that new approaches, visions even, going beyond the material, will be required

01 Arne Kaijser 1999
02 Raoul Bunschoten 1999



to overcome traditional behaviour and allow new convictions to take root and grow in our minds, to be transformed into actions, into new modes of behaviour and social structures. Making visible what is from our present perspective invisible and familiarizing designers with a new way of thinking should be the objective of our forum. The basic idea behind this view is the principle of sustainability. It can be the solution to the problems which were addressed at the two previous forums in the context of technological developments and as the effects of globalization. An answer to the question of how our habitat and its global resources can be secured and preserved even if the countries on this earth which are less developed at present develop further, industrialize and place similar demands to ours on the quality of life and the individual conduct of life. [...]

Our current way of thinking is fundamentally still oriented towards an environmental technology that concentrates on averting or at least minimizing hazards in the use of technical equipment and systems, rationalizing or substantially modifying the conversion of energy, banning hazardous products from the market, and improving the quality of the air and water. [...] In contrast to that, the principle of sustainability comes to bear at a much earlier stage, in the design of the material, in a redefinition of the behaviour of individuals and communities, and in a reorientation of the social system – in designing the invisible, then. As the ultimate aim, it must always be borne in mind that we must arrange our lives and conduct ourselves today with a levelled-out divide between North and South will find a system which minimizes poverty and provides opportunities for individuals to shape their lives and chances of survival for future generations.”

01



02



03



01 Nathalie de Vries 1999
02 Ben van Berkel 1999
03 Marc M. Angéil 1999

1999

Strategischer Raum.

Urbanität im einundzwanzigsten Jahrhundert.

Seit 1995 kreisten die Septembertagungen um einen Themenkomplex, den das IFG unter das Motto »Die Zukunftsfähigkeit der weltweiten Gesellschaft« gestellt hatte. Die Intendanten der abschließenden Veranstaltung dieses Zyklus, Marc Angéil, Peter Baccini und Helmut Spieker, engten 1999 die Aufmerksamkeit auf »Urbanität im 21. Jahrhundert« ein. Sie forderten schlichtweg: »Die Stadt der Zukunft muss anders werden.« Erst knapp zehn Jahre später wurde der breiten Öffentlichkeit die Relevanz dieses Themas bewusst: Ricky Burdett und Deyan Sudjic riefen 2007 das »urban age« aus, weil seither erstmals in der Geschichte mehr Menschen in Städten als auf dem Land leben.

Die »geänderten Lebensbedingungen und Produktionsweisen, soziale und ökonomische Umschichtungen und Neubewertungen«, über die in den vorangegangenen vier Jahren diskutiert worden war, erforderten nach den Worten der Intendanten »neue Formen städtischer Gestaltung: Die Stadt als ›Rhizom‹ oder als ›fließender Raum‹ mit der Variablen ›Zeit‹ – dazu bedarf es dynamischer Organisationsstrukturen, um den ständigen Metabolismus zu ermöglichen, es bedarf neuer Methoden unter dem Gesichtspunkt von Diversität, Verknüpfung, Flexibilität und Bruch, und es bedarf der Arbeit mit Netzwerken. Um eine optimale Nutzung durch den Bürger, vielleicht sogar durch eine neue ›Bürgergesellschaft‹ sicherzustellen, ist aber vor allem eines notwendig: Offenheit«. Heinz Hahn, der Vorsitzende des IFG-Fachbeirats, präzisierte, dass es um den Versuch ging, »herauszuarbeiten, dass urbane Systeme keinen vorbestimmten Endzustand haben, dass es sich vielmehr um offene Systeme in vielerlei Hinsicht handelt. Daraus leitet sich

04 Lothar Späth 1999
05 Ivo Gönner, Fred Hochstrasser 1999
06 Lucius Burckhardt 2000
07 Peter von Kornatzki 2000

04



05



06



07



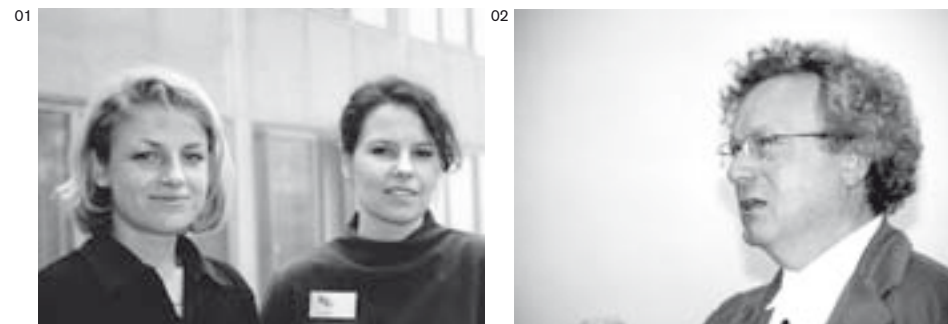
ab, dass es keine festen, unveränderlichen Entwicklungsrichtungen für einen bestimmten, heute vorhandenen Ausgangszustand unterschiedlicher Entwicklungsphasen einer Stadt gibt. Dass es also keine Idealvorstellung von einer Stadt, keine feste Utopie für die Entwicklung einer Stadt gibt.“ Zweifellos hatte jede Tagung ihre spezifische Qualität. Aber aus der Rückschau stellt sich diese Tagung als die bemerkenswerteste aller 16 Veranstaltungen zwischen 1988 und 2003 dar.

there are no firm, immutable directions of development for any particular existing initial condition in the various development phases of a city, and that there is therefore no ideal conception of a city and no established utopia for the development of a city.” Every conference without a doubt has its own specific quality. But looking back, this conference appears to be the most remarkable of all the 16 events between 1988 and 2003.

1999 Strategic space. Urbanity in the twenty-first century.

Since 1995 the September conferences had been revolving around a set of topics which IFG had subsumed under the motto of “The future viability of global society”. The directors of the concluding event in this cycle, Marc Angélil, Peter Baccini and Helmut Spieker, focused attention on “Urbanity in the twenty-first century” in 1999. They simply demanded that the city of the future should be different. The public at large only became aware of the relevance of this topic nearly a decade later, in 2007, when Ricky Burdett and Deyan Sudjic proclaimed the “urban age”, because for the first time in history more people were living in cities than in the country. The “changed conditions of life and methods of production, social and economic shifts and revaluations” which had been discussed in the previous four years demanded, in the words of the directors, “new forms of urban design: The city as a ‘rhizome’ or as ‘flowing space’ with the variable of ‘time’ – that requires dynamic organizational structures to make a permanent metabolism possible, it requires new methods from the points of view of diversity, linkage, flexibility and breach, and it requires work with networks. If optimum use by the residents, perhaps even by a new society of ‘burghers’, is to be ensured, one thing above all is needed: openness.” Heinz Hahn, chairman of IFG’s Advisory Board, specified that this was an attempt “to identify that urban systems do not have any predetermined final state, that they are, rather, open systems in many respects. It follows from that that

- 01 Stipendiatinnen/awardees
Katharina Rössel, Sandra Dörfler
2000
- 02 Peter Wippermann 2000
- 03 Günter Horntrich 2000
- 04 Peter Baccini 1999
- 05 Stan Allen 1999



2000 Gestaltung Macht Sinn. Macht Gestaltung Sinn?

»Design liegt voll im Trend«, stellte Eugen Gomringer, gemeinsam mit Iris Laubstein Intendant des Jahres 2000, in seiner Einleitung der 13. Septembertagung fest. Und darüber hinaus: »Wer sich zum heutigen Zeitpunkt anschickt, eine Tagung über Gestaltung zu organisieren, sieht sich rechts und links einem Dauerwettbewerb ausgesetzt.« Die veränderte, abermals neue Wirklichkeit begann, nun auch das IFG selbst als Institution zu erfassen. Die explizit und implizit beherrschende Frage, was die Gestalter von der HfG gelernt hätten und was sie künftig von der HfG zu lernen hätten, zielte deshalb am Kern des Problems vorbei. Die Intendanten variierten das eingeübte Muster der Tagungen, indem sie erstens in einen erweiterten Designbegriff das rhetorische Element integrierten: »Sprachgestaltung nahm ja in der HfG einen wichtigen Rang ein – man denke nur an die Abteilung ›Information‹. Da trafen sich Enzensberger, Arno Schmidt, Heissenbüttel und Gomringer mit Dichtern aus São Paulo. Die Sprachgestaltung wurde nur im Laufe der Jahre von Gestaltungsfragen in der Architektur, im Industrial Design und von ökologischen Fragen verdrängt [...].« Zweitens eröffneten sie die Veranstaltung nicht mit eigenen Reden, sondern mit der Rezitation von Aussagen, die internationale Theoretiker teilweise 1971, teilweise in jüngster Zeit getroffen hatten:

»Das Ganze ist eine Machtfrage. Infolgedessen dringen wir noch gar nicht durch zu der Untersuchung, was heute human wäre. Wir beginnen gerade erst, die Inhumanität einer primär auf Konsumerweiterung basierenden Gesellschaft zu begreifen. Das Design müsste lernen, sich selbst zu definieren. Genauer sagen, was es nicht sein darf. Zurzeit verblendet es: Täuschung, Irreführung, wenn nicht Betrug durch künstlerische Attribute.«
Otl Aicher

»Der Glaube, dass durch Gestaltung eine humane Umwelt hergestellt werden könne, ist einer der fundamentalsten Irrtümer der Pioniere der modernen Bewegung. Die Umwelten der Menschen sind nur zu einem geringen Teil sichtbar und Gegenstand formaler Gestaltung; zu weit größerem Teil aber bestehen sie aus organisatorischen und institutionellen Faktoren. Diese zu verändern ist eine politische Aufgabe. Unter diesen Umständen



01

01 Siglinde Spanihel,
Gerda Müller-Krauspe,
Uwe Fischer, Horst Diener,
Kinga Dózsa-Farkas,
Peter von Kornatzki 2000
02 Stipendiaten/awardees
Emma Lewis, Denise Wong,
George Bidgen, Jooyeon Park
2000
03 Iris Laubstein 2000
04 Oskar Pastior 2000
05 Axel Thallemer 2000

kommt dem Design nur insoweit eine Funktion für Verbesserung unserer Umwelt zu, als es sich auf die eigentliche Bedeutung des Wertes zurückbesinnt: Design = Entwurf, nicht Gestalt. Entworfen soll nicht in erster Linie das Gerät in seiner Gestalt werden, sondern seine mögliche Verwendung, seine Einsatzfähigkeit, seine möglichst vielfache Brauchbarkeit, seine Nicht-Verwendbarkeit für Schikane und Rückschritt.«
Lucius Burckhardt

»Muss denn alles unbedingt ›gestaltet‹ werden? Gibt es nicht gerade schon genug reglementierte Stadtplanung, rationalisierte Baukunst, exaktes Ingenieurwesen, absolute Wissenschaft, wortreiche Philosophie, erlösende Politik, um uns den Kopf zu verwirren? Muss sich denn auch noch Design prostituieren? Design ist kein Allheilmittel, keine Wunderdroge.«
Herman Olof Gummerus

»Das Umweltdesaster, das uns heute bedroht, ist nicht zu umgehen mithilfe eines rein spekulativen Instrumentariums. Letzten Endes ist es nicht in der Ebene des Vorstellbaren, sondern in der Ebene des Machbaren, wo wir diese Frage zu lösen versuchen müssen. Aber wer ›machen‹ sagt, meint auch Macht, das heißt Macht, um Entwürfe zu bestellen und in die Praxis umzusetzen. Gerade in diesem Kontext – und nur in diesem Kontext – kann – wenn überhaupt – der so anspruchsvolle Begriff Umweltgestaltung einen realen Inhalt bekommen.«
Tomas Maldonado

»Das wirkliche Problem der Wirtschaft besteht heute weniger darin, Waren und Dienstleistungen zu produzieren, um Bedürfnisse zu befriedigen, und auch nicht darin, neue Bedürfnisse zu schaffen, sondern für das eigene Überleben zu produzieren.«
Michele De Lucchi



02



03



04



05

2000
Design. Power. Sense.
Does design power make sense?

“Design is totally en vogue,” as Eugen Gomringer, joint conference director together with Iris Laubstein for the year 2000, noted in his introduction to the 13th September conference. And more than that: “Anyone setting about organizing a conference on design at the present time is exposed to permanent competition on all sides.” The changed, once again new reality was then beginning to affect IFG itself as an institution. The explicitly and implicitly dominant question of what designers had learned from HfG and what they could learn from HfG in the future was therefore missing the heart of the problem.

The directors varied the customary pattern of the conferences by integrating the rhetorical element in an extended concept of design for the first time.

“Language design occupied an important position at HfG, of course – just think of the ‘Information’ department. There, Enzensberger, Arno Schmidt, Heissenbüttel and Gomringer met poets from São Paulo. Language design was only supplanted by issues of architecture, industrial design and ecology in the course of the years [...]” Secondly, they opened the conference not with speeches of their own, but with recitals of statements made by international theorists, partly in 1971 and partly in much more recent times:

“The whole thing is a question of power. Consequently, we are not yet cutting through to the study of what would be humane today. We are only just starting to grasp the inhumanity of a society primarily based on expanding consumption. Design has to learn to define itself, to say more precisely what it must not be. At present, it deludes: deceiving and misleading, if not even committing fraud by means of artistic attributes.”
 Otl Aicher

“The belief that a humane environment could be produced by design is one of the most fundamental errors made by the pioneers of the modernist movement. Only a small part of people’s environments is visible and accessible to formal design; a much larger part however consists of organizational and institutional factors. Changing these is a job for the politicians. Under these circumstances, design only has a function in improving our environment to the extent that it returns to the original



01 Eugen Gomringer 2000
 02 Dörte Spengler-Ahrens 2003

meaning of the word: to mark out, outline or indicate. Design should not apply first and foremost to the nature of a piece of equipment, but to its possible use, its usability, its greatest possible versatility and its non-usability for chicanery and regression.”

Lucius Burckhardt

“Does everything really have to be ‘designed’? Isn’t there already enough regulated urban planning, rationalized architecture, precision engineering, absolute science, verbose philosophy and redemptive politics to addle our brains? Does design have to prostitute itself as well? Design is not a panacea, not a miracle drug.”

Herman Olof Gummerus

“The environmental disaster threatening us today cannot be averted with the aid of a purely speculative set of tools. In the final analysis, it is not on the level of the conceivable but on the level of the feasible that we have to attempt to solve this problem. But getting things done implies power, the power to commission designs and put them into practice. It is in this context – and only in this context, if at all – that the so challenging concept of environmental design can be given real substance.”

Tomas Maldonado

“Industry’s real problem today is less that of producing goods and services to satisfy needs, and also not that of creating new needs, but rather that of producing for its own survival.”

Michele De Lucchi



03 Ruth J. Soénius 2000
 04 Gunter Henn 2000
 05 Burkhardt Leitner,
 Hansjerg Maier-Aichen

2001

Heureka oder die Kunst des Entwerfens.

Der Titel der 14. Septembertagung war äußerst missverständlich. Suggestierte er doch einen zwingenden Zusammenhang zwischen dem Entwerfen und dem Mythos vom Geistesblitz eines künstlerischen Genies. Damit hätte der Diskurs eine anachronistische Wendung vollzogen, denn die HfG hatte zu ihrer Zeit große Energie darauf verwandt, die Fetischisierung des Resultats zu überwinden und die Aufmerksamkeit auf den Gestaltungsprozess zu lenken. Allerdings beschäftigte sich die Tagung auch entgegen ihrem Titel mit den Wegen, nicht mit den Werken.

Die Intendanten Matthias Götz und Bruno Haldner wollten mit der Veranstaltung dazu beitragen, »ein besseres Verständnis für den Transit zwischen Ist- und Soll-Zuständen [zu] vermitteln. [...] Entwerfen heißt immer auch Verwerfen, denn Entwerfen ist nicht nur Erzeugung von Möglichkeiten, sondern auch Varietätsreduktion hin zur einen Lösung, die es braucht, und von der man doch weiß: Es könnte immer auch eine ganz andere sein. ›Heureka‹ heißt also nicht nur ›Hurra‹. Das Heureka-Problem besteht vielmehr darin: zu wissen, dass die eine Lösung nur eine Lösung ist. Es wird also nicht nur um entworfenen Welten gehen, sondern mindestens so sehr um die Welt des Entwerfens, nicht nur um den Architektorentwurf, sondern auch um die ›Architektur des Entwurfs‹ und nicht nur ums Design, sondern um das ›Design des Designs‹. Es geht also um allgemeinere Fragen des Entwerfens, um Gesetze, Methoden, Regeln und Techniken – so gut wie um deren Grenzen. Es geht um Denkstile und Entwurfsstile, um viele Beispiele und manch andere Spiele. Es geht aber auch um die Einheit des Entwerfens ungeachtet der Vielzahl entwerferischer Anwendungen. Und darum: Ist das Entwerfen eine Wissenschaft, eine eigene Disziplin, bloße Kreativität oder eine Kunst? Ist Entwerfen bunte Theorie oder graue Praxis? Nichts davon oder von allem etwas? Auf die eine, wahre Antwort wird es weniger ankommen als auf die diversen Formen möglicher Antworten.

Das Gegenteil von Vielfalt ist Einfalt. Die Pluralität des planenden und entwerfenden Bewusstseins und wie es sich ebenso vielfältig wie unterschiedlich manifestiert, ist Gegenstand des Kolloquiums. Unterschiedlichste Entwurfsdisziplinen werden vorgestellt, gegenüber- und gegeneinandergestellt.«



2001

Eureka, or the art of design.

The title of the 14th September conference was extremely ambiguous, suggesting as it did a necessary link between designing and the myth of an artistic genius's flash of inspiration. The debate would then have taken an anachronistic turn, for HfG in its time had expended a lot of energy on overcoming the fetishization of results and diverting attention to the process of design. Having said that, the conference did, in spite of its title, deal with the ways and not with the works.

The conference directors Matthias Götz and Bruno Haldner wanted the event to contribute to "developing a better understanding of the transit from the actual to the specified condition. [...] Designing always also means rejecting, for designing is not just the generation of possibilities, but also a reduction in variety down to a solution it needs, but one which we know could always have been quite a different one. 'Eureka' is, then, not just 'hooray'. The eureka problem is, rather, that of knowing that a solution is just one of the possible solutions. It will not, then, only be a matter of designed worlds, but at least as much of the world of design, not only of an architectural design, but of the 'architecture of design', and not only of design, but of the 'design of design'. The matter at hand concerns more general questions of design – laws, methods, rules and techniques, and their limits. It concerns styles of thought and styles of design, ample examples and the rules of the game. But it also concerns the unity of the design process, notwithstanding the multitude of design applications. And it concerns the following questions: Is design a science, a separate discipline, mere creativity or an art? Is design colourful theory or grey practicality? None of those or something of all of them? The single, true answer will matter less than the various forms of possible answers.

The opposite of sophistication is naïveté. The colloquium deals with the plurality of the planning and designing consciousness and how it manifests itself in ways which are just as complex as they are different. A wide range of design disciplines are to be presented, compared and contrasted."

01 Uwe Drost 2003
02 Zaha Hadid 1999
03 Burkhard Remmers 2003



2002

Form und Zeichen – Globale Kommunikation.

Mit der 15. Septembertagung endete 2002 der dritte Fünfjahres-Zyklus des IFG. Er stand unter dem Motto »Zukunftsfähigkeit der weltweiten Gesellschaft«. Damit begann auch ein neuer Abschnitt in der Struktur des IFG. Die wechselnden Intendanten, die für die Organisation der Tagungen, Stipendien und Publikationen verantwortlich gewesen waren, endeten. Die Kulturmanagerin Sabine Süß übernahm im November 2001 die neu geschaffene Position der hauptamtlichen Geschäftsführerin des IFG und damit auch die Kompetenzen, die bis dahin von den Intendanten ausgefüllt worden waren. Die Stiftung verfolgte mit dieser Strukturänderung das Ziel, die Aktivitäten des IFG zu professionalisieren, um angesichts des rasant gestiegenen Wettbewerbs um Aufmerksamkeit weiterhin wahrgenommen zu werden.

Im Jahr 2002 war es längst nicht so selbstverständlich wie heute, die Globalisierung von Kommunikation als relevantes Thema für eine Auseinandersetzung zu benennen. Nicht nur, dass visuelle Elemente für die Kommunikation rasch wachsende Bedeutung angenommen haben. Vor allem hat sich – wie Sabine Süß einleitend ausführte – die »Halbwertszeit der Gültigkeit etablierter, gewachsener Zeichen [...] in den letzten Jahren rapide verringert, ebenso wie sie sich durch neuen Bedeutungskontext weiterentwickelt haben. [...] Zumeist wird Globalisierung unter ökonomischen oder ökologischen Gesichtspunkten betrachtet. Kulturelle Auswirkungen globaler Aktivitäten jedoch sind noch wenig beachtet. [...] In der globalen Kommunikation, verantwortungsvoll genutzt, liegt eine große Chance. Denkbar wäre, und hier ist die globale Kommunikation ebenso Instrument wie sie Inhalt sein kann, die Globalisierung als Prozess zu betrachten, der weltweit nicht nur in anderen Nationen und Kulturen nach Absatzmärkten sucht, sondern vor allem auch dazu genutzt wird, durch den Einfluss einer humanen Zivilisation,

- 01 René Spitz 2003
- 02 Sabine Süß 2003
- 03 Alexander Wetzig 2003
- 04 Henning Ehrhardt 2003
- 05 Jürgen Häusler 2000
- 06 Adrienne Goehler 2003
- 07 Hans-Peter Schwarz 2003



durch Verbreitung anerkannter humaner Mindestwerte Missstände auszugleichen und denen, die unterdrückt werden, eine Perspektive zu bieten und somit auch Vertrauen in die globale Vernetzung zu schaffen. [...]

Wenn wir es nicht schaffen, die globale Kommunikation aus dem Penthouse herauszuholen, wird es eine fortschreitende Spaltung zwischen jenen geben, denen sie durch Technik, Geld, Energieversorgung, Lebensumfeld et cetera zur Verfügung steht, und denen, die davon abgeschnitten sind, und zwar weltweit. Da ist die Trennung nicht mehr nur zwischen Arm und Reich anzusiedeln, sondern mit ebensolchen Folgen zwischen denen, die Zugang zu Informationen haben, und denen, denen dieser versagt bleibt.«

2002

Form and sign – global communication.

The third five-year cycle at IFG ended with the 15th September conference. The cycle's motto was "The future viability of global society". A new chapter was also opened in the structure of IFG. The change of conference directors responsible for the organization of the conferences, scholarships and publications ended. In November 2001, cultural manager Sabine Süß took on the newly created position of full-time Director of IFG, and with it the responsibilities which had previously devolved on the conference directors. With this structural change, the foundation was pursuing the aim of professionalizing the activities of IFG, so as to preserve attention against the background of a rapid increase in competition.

In 2002 it was by no means so much a matter of course as it is today to nominate the globalization of communications as a relevant topic for the debate. It was not only that visual elements had rapidly grown in importance in communication, but above all, as Sabine Süß explained in her introduction, the "half-life of validity for established symbols which had gradually evolved [...] has rapidly decreased in recent years, just as they have developed from a new context of meaning. [...] Globalization is mostly considered from economic or ecological points of view, while little attention has been paid as yet to the cultural effects of global activities. [...] Global communication, properly used, provides a huge opportunity.



It is conceivable, and in this context global communication can be just as much a tool as it is content, to consider globalization as a process which not only searches for markets in other countries and cultures, but also and above all is used, with the influence of a humane civilization and by disseminating accepted minimum values of humanity, to right wrongs and provide prospects for the oppressed, thus also creating confidence in global networking. [...]

If we do not succeed in getting global communication out of the penthouse, there will be an increasing gulf between those who have the technology, money, power supplies and living environments, etc. to afford it, and those who are cut off from it, worldwide. The gap will then no longer be simply between the rich and the poor, but, and with exactly the same consequences, between those who have access to information and those who are denied it."



2003

Design und Architektur: Studium und Beruf. Fakten, Positionen, Perspektiven.

Im September 2003 wurde schon auf den ersten Blick an der Gestaltung des visuellen Erscheinungsbildes, der Einladungen und Plakate sichtbar, dass die Konzeption des IFG von Sabine Süß, der Geschäftsführerin des IFG, weitreichend geändert worden war. Aber auch das Publikum, das sich in den Räumen der ehemaligen HfG auf dem Oberen Kuhberg Ulms drei Tage lang während der 16. Tagung versammelte, war deutlich jünger als in den Jahren zuvor.

Die Veranstaltung präsentierte sich ihren Teilnehmern als eine breit angelegte, aktuelle Bestandsaufnahme der Studiensituation und des Berufsbildes der Designer und Architekten. Das Thema hatte bei vielen Studenten und Berufsanfängern das Interesse an einer Teilnahme geweckt. Dies entsprach auch dem Ziel von Sabine Süß. Während sich das IFG bis dahin vorwiegend an praktizierende Gestalter wandte, die nach fünf bis zehn Jahren intensiver Berufstätigkeit wieder nach theoretischer Reflexion suchten,



01 Podium 2003
02 Stefan Ytterborn 2003
03 Elisabeth Blum 2003
04 Horst Diener 2002
05 Jacques Blumer 2003
06 Werner Aisslinger 2003
07 Manfred Faßler 2003



richtete sie sich an eine jüngere und breitere Zielgruppe. Parallel dazu gab sie die sogenannte Ulmer Studie in Auftrag, eine umfassende statistische Erhebung und Auswertung zu diesem Thema. Die Erkenntnisse aus beiden Projekten führte Sabine Süß in einer umfangreichen Publikation zusammen, wodurch diese einen anderen Charakter als die bisherigen Tagungsbände annahm.

Nicht nur im Publikum, auch im Fachbeirat war ein Generationenwechsel vollzogen worden. Die bisherigen Mitglieder – zuletzt: Horst Diener, Eugen Gomringer, Heinz Hahn (Vorsitzender), Fred Hochstrasser (Vertreter

der Stiftung HfG Ulm), Klaus Lehmann und Helmut Spieker – wurden durch Elisabeth Blum, Dieter Bosch (Vertreter der Stiftung HfG Ulm), Franz Liebl, René Spitz, Raimar Zons und Manfred Faßler (Vorsitzender) abgelöst. Das IFG verlieh Heinz Hahn die Würde der Ehrenmitgliedschaft im Fachbeirat.

2003

Design and architecture, from training and study to a career? Facts, positions, prospects.

In September 2003, it was obvious at first sight from the design of the visual image, the invitations and posters, that Sabine Süß, the Director of IFG, had extensively changed the conception of the forum. And the participants who gathered for the three days of the 16th conference in the former HfG premises at Oberer Kuhberg were also significantly younger than in previous years.

The event was presented to its audience as a broadly based, up to date review of the educational situation and profession of designers and architects. The topic had attracted large numbers of students and new entrants to the professions to attend. That was also what Sabine Süß intended. While IFG had formerly predominantly appealed to practising designers who were once again seeking an opportunity to ponder on theory after five to ten years of intensive professional work, she addressed a younger and broader target group. In parallel, she commissioned what became known as the Ulm Study, a comprehensive statistical survey and evaluation on this subject. Sabine Süß combined the findings from both projects in an extensive publication, which therefore took on a different character from that of the previous conference proceedings.

A change of generation had come about not only in the audience, but also on the Advisory Board. The previous members – most recently Horst Diener, Eugen Gomringer, Heinz Hahn (Chairman), Fred Hochstrasser (Representative of the HfG Ulm Foundation), Klaus Lehmann and Helmut Spieker – were succeeded by Elisabeth Blum, Dieter Bosch (Representative of the HfG Ulm Foundation), Franz Liebl, René Spitz, Raimar Zons and Manfred Fassler (Chairman). IFG conferred an Honorary Membership of the Advisory Board on Heinz Hahn.

01 Ole Scheeren 2003
02 Ralph Bruder 2003





Sabine Süß:

Der Mut für große Sprünge

Frau Süß, nach Ihrem Studium der Germanistik, Philosophie und Publizistik haben Sie im Kulturmanagement gearbeitet und Ausstellungen über Kunst, Film und Design kuratiert. Sie haben an leitender Stelle für die Expo 2000 gearbeitet und die Geschäfte einer Agentur für Projektmanagement geführt. Wie sind Sie nach Ulm gekommen?

Können Sie sich an Ihren ersten Eindruck erinnern?

Was bedeutete damals Ulm für Sie?

Worin haben Sie die Verbindung zu Ihrer Position am IFG gesehen?

Nachdem Sie sich eingearbeitet und den Status des IFG analysiert hatten: Was war Ihr Ziel?

Die Arbeit an Schnittstellen zwischen Gesellschaft und kulturellen Strömungen unter wirtschaftlicher Perspektive hat mich immer interessiert. Als das IFG eine Stellenausschreibung um die Besetzung der hauptamtlichen Geschäftsführung veröffentlichte, in der diese Aspekte miteinander verknüpft waren, bewarb ich mich. Insbesondere reizte mich die Aussage, dass eine neue strategische Positionierung Teil der Aufgabe sein sollte.

Mein erster Eindruck war von außen geprägt, vom wunderschönen Gebäudekomplex. Allerdings bin ich drinnen auch auf die Toilette gegangen. Da hingen Spinnweben, die aussahen, als ob sie 40 Jahre alt gewesen wären. Der frische Wind, der gesucht wurde, schien dringend nötig.

Die Hochschule für Gestaltung war in meinen Augen ein wahnsinniges Experiment. Eine unerschöpfliche Quelle für nutzbringendes Denken. Nach 1945 waren die Deutschen gezwungen, in jeder Hinsicht richtig handeln zu müssen, nicht nur moralisch und wirtschaftlich. Es musste alles richtig sein, da waren keine Fehler erlaubt. Die HfG war eine Befreiung aus diesem moralischen Knast, aus der furchtbaren Enge des Richtig-gehen-Müssens der Nachkriegszeit.

Meine Aufgabe als Geschäftsführerin bestand darin, neues Gelände zu erkunden. In so einem Fall gibt es nicht nur einen einzigen Weg, der zum Ziel führt. Ich wollte den bestmöglichen Weg finden, aber er musste nicht zwangsläufig geradeaus führen. Man muss Umwege in Kauf nehmen. Es gibt Etappen, wo es mühsam ist und man nur langsam vorankommt. Aber es muss auch irgendwann der Punkt erreicht werden, von dem aus es geradeaus geht. Bergsteiger suchen sich ihren Weg auf den Gipfel. Wenn sie ihn erreicht haben, überlegen sie von dort aus, welche weiteren Routen es gibt. Diese Vorgehensweise ist aus meiner Überzeugung typisch gewesen für die HfG. Das meine ich mit wirklich neuem Denken.

Die Septembertagungen waren spannende Veranstaltungen. Sie beruhten auf der schönen Idee eines Sommercamps. Daraus haben sich die Konferenzreihen entwickelt. Das Modell jährlich wechselnder, meist externer Intendanten war allerdings ungewöhnlich. Zudem fehlte nach meiner Ansicht die Einbindung in eine Gesamtstrategie. Denn jede Tagung bildet immer nur den Nukleus für das Zusammenführen bestimmter Gedanken

und Menschen. Aus diesem Austausch auf dem Kuhberg hätte sich mehr entwickeln müssen. Das Punktuelle in Ulm war mir zu wenig. Eine dauerhafte interne Intendanz kann diese Schwäche beseitigen und auch dazu beitragen, die Institution stärker zu verankern: Der Intendant gibt die Gesamtstrategie als Rahmen vor und kann dann Jahr für Jahr wechselnde externe Gesprächspartner hinzunehmen, die das Feld für einzelne Tagungen bespielen. So hätte nicht nur der thematische Inhalt, sondern auch die Stiftung positioniert werden können. Das IFG wäre sichtbar. Bis heute wissen zu wenig Menschen, dass es das IFG gibt und es von derselben Stiftung getragen wird, die die Hochschule für Gestaltung begründet hat.

Worin bestand die Stärke der Septembertagungen?

Die Teilnehmer mussten sich für zwei oder drei Tage aus ihrem Arbeitsalltag lösen. Das IFG schuf ihnen ein Forum, in dem sie mit Fachkollegen und Vertretern anderer Disziplinen ins Gespräch gelangten. Sie nahmen andere Perspektiven wahr. Diese Form der Reflexion ist im Tagesgeschäft kaum möglich, zumindest unüblich. Wer kann sich das schon erlauben? Denn sobald man beginnt, seine Tätigkeit zu reflektieren, berührt man existenzielle Fragen. »Warum mache ich das? Ist es das, was ich mir vorgestellt hatte? Welche Bedeutung hat es? Was ist eigentlich gestalterische Kultur, welchen Einfluss übt sie auf die gesamtgesellschaftliche Entwicklung aus? Wie kann man das kommunizieren?«

Und worin sahen Sie das Potenzial der Tagungen?

Die ungeheure Chance bestand in der Tatsache, dass die Septembertagungen nach 13 Jahren etabliert waren. Mein Ansinnen war, dafür zu sorgen, dass die Alleinstellung des IFG viel ausgeprägter wahrgenommen wird, und die Zielgruppen über die bis dahin erreichten Kreise zu erweitern. Experten aus unterschiedlichsten Fachrichtungen zu integrieren, um der Interdisziplinarität der gestalterischen Arbeit zu entsprechen. Das gemeinsame Nachdenken über die Wechselwirkung und Querbezüge zu institutionalisieren. Denn wir arbeiten immer noch völlig sektoral und disziplinimmanent, weil nach wie vor so ausgebildet wird. Um diese Ziele zu erreichen, braucht man Kontinuität und Ausdauer.

Die Septembertagung 2001 unter dem Titel »Heureka oder die Kunst des Entwerfens« war zwar die erste unter Ihrer Verantwortung, aber Sie übernahmen sie bereits fertig konzipiert, sodass Sie sich lediglich auf die Publikation konzentrierten. Inwiefern wird an den beiden folgenden Tagungen, die Sie vollständig verantwortet haben, deutlich, welche Richtung das IFG verfolgen sollte?

Die Arbeitsrealität der Gestalter hat sich in den drei Jahren Ihrer Geschäftsführung beim IFG radikal gewandelt. Wie machte sich das in den Tagungen bemerkbar?

Insbesondere an »Design und Architektur: Studium und Beruf« (2003) wird sichtbar, dass ich zum einen aktuellere Themen aufgreifen und zum anderen das IFG näher an die Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis rücken wollte. Das heißt zugleich: näher an den Ursprung der HfG. Schließlich hatte ihr Ziel nicht darin bestanden, lediglich Produkte oder Theorien zu entwickeln. Voraussetzungen dafür sind immer Gedankenfluss und Austausch.

Die Bereitschaft der Gestalter – nicht nur der Architekten und Designer – stieg deutlich an, über die komplexen Zusammenhänge ihrer Arbeit intensiv nachzudenken und zu diskutieren. Beim Thema von 2002, »Form und Zeichen«, ging es um die Grundlage der Kommunikation. Wie können Wertesysteme mit globaler Kommunikation in Einklang gebracht werden?

Dieser Frage auf den Grund zu gehen, ist angesichts der aktuellen Entwicklungen im Wirtschafts- und Finanzsektor überfällig. Nach wie vor müsste über diesen Themenkomplex ernsthaft diskutiert werden.

Wie lautet Ihr Fazit über Ihr Engagement in und für Ulm?

Ich glaube, dass die Zeit von 2001 bis 2003 für das IFG sehr gut gewesen ist. Umso bedauerlicher, dass die Stiftungsgremien für diese Form von Transformationsprozessen zu wenig Verständnis aufgebracht haben. Alt und Neu hat hier keine interessante Mischung hervorgebracht, sondern Polarisierung.

Die Bandbreite der Themen, die das IFG zur Sprache gebracht hat, durfte nach meiner Auffassung nicht nur auf Architektur und Design im engeren Sinne begrenzt werden. Die Interaktivität zwischen gestalterischen Ansprüchen, sozialen Bedingungen und gesamtgesellschaftlichen Strömungen konnte nicht außen vor bleiben. Ich wollte den Horizont in andere Sphären ausdehnen.

Warum wurde Ihr Vertrag nicht verlängert?

Mein Drei-Jahres-Vertrag wurde ohne Begründung nicht verlängert. Man braucht auch keine Begründung, um einen Vertrag nicht zu verlängern. Um das, was ich mir vorgenommen hatte, zu realisieren, braucht man Offenheit. Ich wollte eine Antwort auf die Frage geben, wie eine 50 Jahre alte Idee in etwas übersetzt werden kann, was heute eine ähnlich richtungsweisende Funktion haben könnte. Viele Menschen sind damit überfordert, wenn sie diese Übersetzung leisten und das Entwicklungspotenzial von neuen Ansätzen erkennen sollen. Woran sollen sie sich für ihre Entscheidung orientieren? Worauf kann ein Gremium voll älterer Entscheider sein Vertrauen in einen jungen, enthusiastischen Ideenträger gründen? Ist das Konzept wirklich so brillant? Mit einer einfachen Kosten-Nutzen-Rechnung kommt man in dem Bereich, in dem das IFG agiert, nicht weiter. Zweifel sind immer vorhanden. Sie haben aber nur dann Berechtigung, wenn auch der Glaube Berechtigung hat. Wenn nur noch die Zweifel berechtigt sind, ist die Basis für eine konstruktive Zusammenarbeit erschüttert. Unter diesen Voraussetzungen war es schwierig, eine Plattform wie das IFG dauerhaft zu beleben.

Ich habe den unbedingten Willen vermisst, etwas verändern zu wollen. Veränderung ist unangenehm. Dafür ist Mut notwendig. Die HfG war für große Sprünge bekannt: Einfach mal gucken, ist das Wasser so kalt, dass wir noch schwimmen können, oder gehen wir schon unter? Aber beim Schwimmen wird es wieder warm.

Fürs Abwarten und Zaudern haben wir allerdings keine Zeit mehr. Dafür ist der Wandel, den wir durchleben, viel zu schnell. Deshalb brauchen wir solche wirklich unabhängigen Plattformen heute dringender denn je.

Sabine Süß:

The courage to take great leaps

Mrs. Süß, you studied German language and literature, philosophy and journalism, and then worked in culture management and as a curator for exhibitions on art, film and design. You had a senior position in Expo 2000 and have headed a project management agency. How did you come to Ulm?

Can you remember your first impression?

Work at the interfaces between society and cultural movements with a commercial perspective has always interested me. When IFG advertised the vacancy of the directorship, which linked all those aspects, I applied. I was particularly attracted by the statement that new strategic positioning would be part of the job.

My first impression was one of the outside, of the beautiful complex of buildings. When I was inside, though, I went to the toilet. There were cobwebs there that looked as if they were 40 years old. The new broom they were looking for seemed badly needed.

What did Ulm mean to you at the time?

As I saw it, the Hochschule für Gestaltung was a mind-boggling experiment. An inexhaustible source of productive thinking. After 1945, the Germans were forced to act correctly in every respect, not only morally and commercially. Everything had to be right, and no mistakes were tolerated. HfG was a liberation from that moral prison, from the frightful confinement of that post-war imperative to do everything right.

Where did you see the link to your position at IFG?

My job as Director was to explore new territory. In a case like that, there's not only one way to reach the destination. I wanted to find the best possible way, but it didn't necessarily have to be straight ahead. You have to be prepared to put up with a few detours. There are stages where it's heavy going, and you only make your way slowly. But sometime you still have to reach the point at which you can start to go straight on. Climbers look for a way to the summit. When they've got there, they look to see what other routes there are. I'm convinced that procedure was typical of HfG. That's what I mean by really new thinking.

What was your aim when you had familiarized yourself and analyzed the status of IFG?

The September conferences were exciting events. They were based on the nice idea of a summer camp, with the series of conferences developing from that. The model of directors mostly from the outside, changing each year, was of course unusual. Furthermore, I thought they were not really embedded in any overall strategy, as every conference only constitutes a nucleus where certain people and ideas are brought together. More should have developed from that exchange of ideas at Kuhberg. The intermittency at Ulm was not enough for me. A permanent, internal directorship can cure that weakness and also help to provide a firmer footing for the institution: The director stipulates the overall strategy as a framework, and can then bring in people from outside year by year to appear at individual conferences. That could have been used to position not only the topics, but also the foundation. IFG would have become more visible. Even now, too few people know that IFG exists and is funded by the same foundation that established the Hochschule für Gestaltung.

What were the strengths of the September conferences?	The participants had to break away from their everyday work for two or three days. IFG created a forum for them, where they could get into conversation with professional colleagues and representatives of other disciplines. They gained new perspectives. This kind of reflection is almost impossible, and at least unusual, in day to day business. Who on earth could indulge in that? For as soon as you begin to think about what you're doing, you run up against existential questions. "Why am I doing that? Is it what I thought it would be? What does it mean? What is design culture anyway, and what effect does it have on the development of society as a whole? How can that be communicated?"
And what did you see as the potential of the conferences?	The massive opportunity was the fact that the September conferences were well established after 13 years. What I wanted to do was to ensure that IFG's unique position was perceived much more strongly, and to extend the target groups beyond those previously reached. To integrate experts from a wide range of disciplines to reflect the multidisciplinary nature of design work. To institutionalize joint deliberations on interactions and cross-references. For we still work in our own separate sectors and disciplines, because we are still trained in that way. You need continuity and stamina to achieve these objectives.
The 2001 September conference entitled "Eureka, or the art of design" was of course the first one for which you were responsible, but you took it on as a finished concept and merely had to concentrate on the publication. To what extent do the following two conferences that you organized completely show what direction IFG was to move in?	It becomes particularly clear from "Design and Architecture, from Training and Study to a Career?" (2003) that wanted on the one hand to take up a more current issue, and on the other hand to bring IFG closer to the interface between theory and practice. At the same time, that means closer to the origins of HfG. After all, its aim was not merely to develop products or theories. This sort of thing always requires a flow of ideas and an exchange of opinions.
The reality of the designer's job changed radically in the three years of your directorship at IFG. How did that become apparent at the conferences?	The willingness of people in the creative industries – not just architects and designers – to think intensively about the complex relationships in their work and discuss them increased considerably. The 2002 topic, "Form and Sign" dealt with the basis of communication. How can value systems be brought in line with global communications? In the light of current developments in the business and financial sectors, getting to the bottom of that question is long overdue. Serious discussion of that set of issues is still imperative.
What conclusions do you draw about your work in and for Ulm?	I think the period from 2001 to 2003 was a very good time for IFG. It is all the more regrettable, then, that the foundation's committees appreciated those kinds of transformation processes so little. The old and the new didn't produce an interesting mixture here, but rather polarization. The gamut of topics IFG addressed should not in my opinion have been restricted to architecture and design proper. The interactivity between creative aspirations, social conditions and trends in society as a whole should not have been overlooked. I wanted to broaden the horizon into other spheres.
Why wasn't your contract prolonged?	My three year contract wasn't prolonged, with no reason given. You don't actually need any reason not to prolong a contract.

To do what I wanted to do, you need candour on the one hand and receptiveness on the other. I wanted to provide an answer to the question of how a 50 year-old idea could be transformed into something that could similarly point the way to the future today. Many people can't cope when they are supposed to make that transformation and recognize the development potential of new approaches. What should they be guided by in reaching their decision? What can a committee full of elderly decision-makers base its confidence in a young, enthusiastic visionary on? Is the plan really so brilliant? You can't make any headway with a simple cost-benefit analysis in the area in which IFG works. There are always doubts. But they are only justified when the belief is also justified. If only the doubts are justified, the basis for constructive cooperation is shattered. Under these conditions, it was difficult to invigorate a platform like IFG in the long term. I felt the lack of any absolute will to make changes. Change is unpleasant. It requires courage. HfG was well known for great leaps: Just take a look. Is the water just warm enough for us still to swim, or so cold that we will sink? But when you're swimming, you get warmer. There's no time left for us to hesitate and wait and see. The changes we are living through are much too fast. That's why we need these really independent platforms today more than ever before.



Alexander Wetzig:

Drei Tage im September. Ein Erfolg in der Vergangenheitsform.

Die Septembertagungen des IFG zeichneten sich durch mehrere charakteristische Eigenschaften aus.

Erstens herrschte immer eine sehr dichte, konzentrierte Stimmung.

Zweitens wurden die großen Themen diskutiert, die Meta-Themen der Gestaltung.

Drittens waren nicht nur die Themen selbst spannend, sondern der gesamte Diskurs befand sich auf einem hohen Niveau: Vorbereitung, Vorträge, Diskussionen in Plenum, Auseinandersetzungen in den Pausen und abends sowie Berichterstattung in der Presse und nicht zuletzt die Publikationen.

Viertens geschah all dies an dem speziellen Ort einer Enklave. Die HfG-Gebäude sind eine Form von Splendid Isolation. Diese Architektur hat entscheidend zur Verdichtung der Atmosphäre beigetragen: Hier verläuft sich niemand, und hier lief auch keiner vor dem anderen weg. Man blieb in diesem überschaubaren Zeitraum von zwei bis drei Tagen dort oben auf dem Kuhberg zusammen.

Fünftens kam man mit Vortragenden und Diskussionspartnern aus dem Publikum ins Gespräch, die man sonst in seinem beruflichen Umfeld und in seiner Umgebung so nicht erlebte. Dieser Ruf eilte den Tagungen auch bald voraus: Nach Ulm kamen herausragende Referenten, die zu ihrem jeweiligen Thema wirklich etwas zu sagen hatten. Dadurch wurde man immer wieder mit neuen Botschaften konfrontiert. Deshalb hat man auch immer etwas mitgenommen.

Gerade aus dem Rückblick wird deutlich, wie viele international bedeutende Persönlichkeiten aus den unterschiedlichsten Bereichen für die Septembertagungen gewonnen werden konnten. Das lag zum einen an der Anziehungskraft des Ortes: der HfG-Gebäude und all dem, was damit historisch verbunden ist. Aber das HfG-Erbe war nicht alles – diese Kraft hätte sich nach wenigen Jahren erschöpft. Es war auch die Beachtung, die die Tagungen im Laufe der Jahre selbst erfuhren. Entscheidend dafür war wiederum die Themenauswahl. Es ging immer ums Grundsätzliche, und es ging immer um Zukunftsthemen.

All dies sind wesentliche Faktoren, die dazu geführt haben, dass die Septembertagungen etwas Besonderes waren. Mir ist jedenfalls in all den Jahren nicht zu Ohren gekommen, dass es irgendwo auf der Welt etwas Vergleichbares gegeben hätte.

Was war das Erfolgsgeheimnis, das diese Konstellation ermöglichte? Es lag an den handelnden Personen: Die Mitglieder des Fachbeirats und die Intendanten waren dafür verantwortlich, dass der hohe Anspruch tatsächlich verwirklicht wurde. Man darf auch nicht unterschätzen, welche unterschwellige Dynamik sich dadurch ergab, dass die Intendanz jährlich wechselte. Es gab keine Routine. Permanent änderte sich etwas.

Hinter dem IFG steht die Stiftung. Das IFG ist der Arm, mit dem sie ihre Ziele inhaltlich umsetzt: Förderung der Kultur, insbesondere Gestaltung und Gestaltungsprozesse mit dem Schwerpunkt Architektur und Design. Darüber hinaus ist die Erhaltung der Bauwerke der ehemaligen HfG als Denkmal ein zweites Ziel.

Die Stiftung formuliert die strategischen Ziele des IFG. Selbstverständlich reflektiert und evaluiert sie fortlaufend, ob die Aktivitäten des IFG die Ziele erreichen. Aber die Stiftung greift nicht in das operative Handeln unmittelbar ein. So sind die Aufgaben seit Bestehen des IFG bis heute verteilt.

Zum Ende der 1990er Jahre hat die Stiftung eine substanzielle Veränderung festgestellt. Die nationale und internationale Resonanz brach ein, und zwar bei allen drei Zielgruppen, an die sich das IFG richtet: Medien, Gestalterszene und Publikum. Während deutlich weniger professionelle Fachleute erreicht wurden, stieg der Anteil der Studierenden und Auszubildenden. Die Proportionen der Zusammensetzung stimmten nicht mehr. Es ist müßig, darüber zu spekulieren, woran es gelegen haben mag. Möglicherweise hat sich doch eine gewisse Wiederholungsmüdigkeit eingestellt. Wie auch immer, damit waren wir nicht zufrieden. Das IFG als Plattform, auf der ein hochkarätiger Diskurs unter Fachleuten geführt wird, die ihre Erfahrung reflektieren wollen, konzentriert an zwei bis drei Tagen zu grundsätzlichen Themen: Dieses IFG war in Gefahr.

Nach fast zwei Jahren Dialog zwischen Stiftungsrat, Stiftungsvorstand und IFG-Fachbeirat haben wir die Lösung darin gesehen, die wechselnden Intendanten durch eine Professionalisierung der Geschäftsführung des IFG abzulösen. Diese Phase hat drei Jahre gedauert und trotz aller erreichten Teilerfolge nicht das gewünschte Ergebnis erzielt.

Die Umbruchsituation dauert noch an. Wir sind uns dessen bewusst. Denn im Moment steht die wirtschaftliche Konsolidierung im Vordergrund. Hier haben sich in jüngster Zeit grundlegende Änderungen ergeben. Die HfG-Gebäude mussten dringend saniert und restauriert werden. Durch diese Maßnahmen haben sich neue Chancen für die Bewirtschaftung der Immobilien ergeben. Wir sind im Augenblick auf einem guten Weg. Aber wir können keinesfalls sicher sein, dass sich die Anfangserfolge langfristig fortschreiben lassen.

Wir erhalten keinerlei öffentliche institutionelle Zuschüsse. Die Stiftung lebt ausschließlich von den Erträgen, die sie aus der Vermietung ihrer Liegenschaften erzielt, und alimentiert daraus das IFG. Wenn sich das wirtschaft-

liche Nutzungskonzept der HfG-Gebäude als realistisch erweist, besteht auch wieder finanzieller Spielraum für umfassendere IFG-Aktivitäten. Davon abgesehen wird die bestehende Konstruktion – Unabhängigkeit für das IFG einerseits, operative Entlastung für die Stiftung andererseits – fortgeführt.

In diesem Zusammenhang hat sich die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zuletzt auf die Stiftung verschoben. Das war unvermeidlich, aber das wird sich auch wieder ändern. Die Aktivitäten des IFG werden wieder in den Vordergrund treten, sobald dieser Prozess abgeschlossen ist. Die Standortbestimmung der Stiftung ist nicht zu trennen vom Gebäudekomplex, von dem Ort, seiner Zweckbestimmung und seinen Nutzungen. Mit dem Fertigstellen der letzten Baumaßnahmen werden mehr Ressourcen, ökonomische wie intellektuelle, frei werden für die Standortbestimmung des IFG.

Alexander Wetzig:

Three days in September. A success in the past tense.

IFG's September conferences were notable for several characteristic features.

Firstly, the prevailing mood was always one of great concentration.

Secondly, discussions revolved around the big issues, the meta-topics of design.

Thirdly, not only were the subjects themselves stimulating, but the entire discourse took place on a high level: preparation, presentations, discussions in plenary session, debates during the breaks and in the evenings, reporting in the press, and last but not least the publications.

Fourthly, all that happened at a special place, an enclave. The HfG buildings are a form of splendid isolation, with the architecture making a decisive contribution to the concentrated atmosphere. No-one gets lost here, and no-one runs away from the others. We stayed up there together at Kuhberg for a reasonably short period of two to three days.

Fifthly, we got to talk to speakers and discussion partners from the audience who we would not otherwise have met in our professional careers and environments. The conferences were soon preceded by that reputation: Ulm was a host to outstanding speakers who really had something to say about their topics. As a result, the audience was confronted again and again with new messages, and there was always something new to learn.

In retrospect it becomes particularly clear how many internationally important personalities from an extremely wide range of fields were persuaded to take part in the September conferences. That was due on the one hand to the attractiveness of the location: the HfG buildings and everything historically associated with them. But the HfG heritage was not everything – that force would have become exhausted after only a few years. It was also the regard in which the conferences themselves came to be held as the years went on. That itself resulted from the selection of topics. They always involved fundamentals, and always pointed the way to the future.

All of these were essential factors making the September conferences something special. At least, I have never heard in all the years of there being anything comparable anywhere in the world.

What was the secret of success that made this constellation possible? It was down to the people who did the work: The members of the Advisory Board and the directors were responsible for the great aspirations actually being fulfilled. It is impossible to overestimate the subliminal dynamism created by the annual change of director. There was no routine. Something was always changing.

Behind IFG, there is the foundation. IFG is the arm with which it puts its objectives into practice: the promotion of culture, and in particular creative processes focusing on architecture and design. A second, further objective is the preservation of the former HfG's buildings as a heritage site.

The foundation formulates the strategic targets of IFG. Of course, it continuously examines and evaluates whether IFG's activities meet those targets. But the foundation does not directly intervene in operations. That is how the functions have been divided from the founding of IFG to the present day.

At the end of the 1990s, the foundation identified substantial changes. National and international response sharply declined, from all three target groups which IFG addressed: the media, the designer scene and the public. While significantly fewer professionals were reached, the numbers of students and trainees increased. The proportions of the target audience were no longer right. It is pointless to speculate on what might have been the cause. Possibly, a certain repetition fatigue set in after all. Anyway, we were not happy with that. IFG as a platform for experts to engage in high quality debate and reflect on their experience, concentrated on fundamental topics for two to three days: That IFG was in danger.

After almost two years of discussions between the board of trustees, directors of the foundation and IFG's Advisory Board, we saw a solution in replacing the changing directors and professionalizing the management of IFG. This phase took three years, and in spite of all the partial successes it did not achieve the desired result.

The situation of change still persists – we are conscious of that. For at the moment the focus is on economic consolidation. There have been fundamental changes in this respect in recent times. The HfG buildings

have required urgent restoration work, and that work has opened up new opportunities for the management of the property. We are currently on a good course, but we cannot in any way be sure that the initial successes can be repeated in the long term.

We do not receive any subsidies from public institutions. The foundation survives exclusively on the income it obtains from letting out its properties, and funds IFG from that income. If the plan for commercial use of the HfG buildings proves realistic, there will also be further financial leeway for more extensive HfG activities. Apart from that, the existing constellation – with independence for IFG on the one hand and a release from operational involvement for the foundation on the other hand – will be continued.

In this connection, public attention has most recently shifted to the foundation. That was unavoidable, but will change back again. IFG's activities will return to the foreground as soon as this process is complete. The foundation's positioning cannot be separated from the building complex, the location, its intended purpose and its uses. On completion of the final construction work, more resources, both economic and intellectual, will be released for the positioning of IFG.

IFG 2004–2008

Interview Bernd Kniess	176
Interview Regula Stämpfli	192
Interview Peter Sloterdijk	204
Interview Ruedi Baur	216
Interview Christopher Dell	224
KwaThema Project	242
Master Peace Game	256
Uncounted Counts	266
Interview Ton Matton	274
Interview Miguel Robles-Duran	286
Interview Florian Walzel	296

Ulmer Transformationen: Gestaltung muss sich durch sich selbst beweisen

Was zwischen 1968 und 2003 auf dem Ulmer Kuhberg geschehen ist, habe ich nur als Wissenschaftler reflektiert. Die folgende Phase jedoch – das letzte Kapitel der 40 Jahre andauernden Transformationen von »Ulm«, die in dieser vorliegenden Dokumentation sichtbar werden – habe ich außerdem als Akteur mitgestaltet. Um diesen Rollenwechsel kenntlich zu machen, wechsle ich an dieser Stelle die rhetorische Darstellungsweise. Ich beende meine bisherige unpersönliche Schilderung und trete als Sprecher hervor.

Nach der Veröffentlichung meiner Studie über die politische Geschichte der HfG bat mich die Stiftung 2003 um einen Vortrag während ihres Festaktes anlässlich des 50. Jahrestags des HfG-Unterrichtsbegins. Der Titel »Die Verteidigung der kulturellen Freiheit gegen ihre Finanziierer« reflektiert ein allzeit aktuelles Thema: Wer finanziert die kulturelle Freiheit, und wie kann sich der Kulturschaffende gegen die Einflussnahme der fördernden Bürokratie behaupten? Zur Septembertagung des IFG eine Woche später steuerte ich einen Vortrag bei. Daraufhin lud Sabine Süß mich ein, dem Fachbeirat des IFG beizutreten.

Kurz darauf wurde ihr Vertrag als Geschäftsführerin, zugleich seit 2000 mit den Kompetenzen einer Intendantin ausgestattet, nicht verlängert. Der Vorsitzende des Fachbeirats, Manfred Faßler, trat aus Protest Anfang 2004 zurück. Daraufhin trug mir der Vorsitzende des Stiftungsrats, Fred Hochstrasser, den Vorsitz des Fachbeirats an. Auch wenn es kapriziös klingt: Ich kam an die inhaltliche Verantwortung auf dem Ulmer Kuhberg wie die Jungfrau zum Kinde.

Fred Hochstrassers Auftrag lautete, erstens den Fachbeirat als arbeitsfähiges Gremium aufzubauen und zweitens der Stiftung zu empfehlen, welche Aktivitäten das IFG in Zukunft entfalten sollte. Der Eindruck hatte sich im Stiftungsrat gefestigt, dass die jährlichen Tagungen nicht mehr die gewünschte Resonanz hervorriefen. Wir erhielten eine Carte blanche, es gab kein Tabu. Der ausdrückliche Anspruch war: Was auch immer wir

etablieren wollten, so sollten dessen Qualität und Besonderheit erst in der Zukunft aus dem Rückblick erkannt werden. Avantgarde statt Mainstream. Fehler galten als unvermeidlich, solange dieses anspruchsvolle Ziel verfolgt wurde, und Irrtümer durften in Kauf genommen werden, um es zu erreichen.

Ich berief den Architekten und Stadtplaner Bernd Kniess in den Fachbeirat, der mich wiederum auf seinen Kollegen Klaus K. Loenhart aufmerksam machte, sowie auf Empfehlung von Raimar Zons den Kulturwissenschaftler Albert Kümmel. Zusammen mit der Architekturtheoretikerin Elisabeth Blum war das Gremium damit konsolidiert.

Entgegen den Erwartungen entschied ich mich gegen ein autoritäres Vorgehen und für eine kooperative Gestaltung des Prozesses der Neubestimmung mit hoher partizipativer Teilhabe unserer Zielgruppe. Für die Veranstaltung im September 2004 entwarfen wir ein offenes Szenario für einen geschlossenen Teilnehmerkreis. Wir verzichteten auf sämtliche Rituale und Gepflogenheiten eines Tagungsbetriebs. Vor allem: keine prominenten Redner am Pult mit ehrfürchtig schweigsamem Publikum. Nicht einmal eine feste Tagesordnung. Stattdessen erhoben wir die Kaffeepause zum Format. Denn das HfG-Gebäude eignet sich hervorragend zum Entwickeln von Gesprächsfäden, wenn sich die Gruppe aus einer überschaubaren Anzahl Personen zusammensetzt. Deshalb luden wir Kapazitäten aus unterschiedlichsten Fachrichtungen und aus aller Welt ein, einen Tag mit uns im offenen Gespräch zu verbringen und die Gedanken kreisen zu lassen. Wir nannten das Format »Hearing«, um damit deutlich zu machen, dass wir unseren Gästen zuhören wollten. Wir stellten ihnen nur eine einzige Frage: Was wird auf Eurem Gebiet so wichtig sein, dass Ihr Euch in fünf, in zehn oder zwanzig Jahren damit beschäftigen werdet? Die Unbestimmtheit und Offenheit der Veranstaltung bündelten wir (einem Vorschlag Michael Erlhoffs folgend) in dem Titel »Unschärfe«. Ein passender Begriff, weil damit ein Bereich des Übergangs bezeichnet wird und weil der Gestaltungsprozess – hier: die Bestimmung der Neuausrichtung der IFG-Aktivitäten – stets unscharf gesehen wird, während das Resultat scharf hervortritt. Die Anregungen, die aus den Gesprächen hervorgingen, mündeten in ein Resümee von mehr als 100 Seiten mit zwei Dutzend Ansatzpunkten: von Ausbildung über Designforschung, Peripherie, die Form und den Raum des Politischen bis zu Transformation. Die grundlegende Erkenntnis lautete, dass sich das IFG von den Septembertagungen verabschieden und stattdessen künftig Projekte fördern sollte.

Die weitere Präzisierung des Grobkonzepts erfolgte nach der Durchführung eines zweiten Hearings nach gleichem Muster im September 2005 unter dem programmatischen Titel »Transformation«. Damit brachten wir nicht nur zum Ausdruck, dass sich das IFG Ulm selbst in der Transformation befand, sondern auch, dass es sich zukünftig in Projekten der Transformation engagieren wollte. Die Frage lautete: Welche »Ulmer« Bestandteile werden transformiert, welche werden zurückgelassen?

Zu Irritationen in der angestammten Fangemeinde hat unsere Haltung geführt, dass man den design- und architekturtheoretischen Diskurs auf der Basis von Thesen der HfG Ulm führen kann, ohne zugleich die gestalterischen Schlussfolgerungen zu übernehmen, die daraus bisweilen als absolut abgeleitet wurden. Wir beschäftigten uns nicht mit diesen oberflächlichen

Resultaten, sondern mit ihren gedanklichen Grundlagen. Ein wesentlicher Bestandteil dieser Ulmer Identität ist die Überzeugung von der politischen Relevanz, vom Einfluss der Gestaltung auf Politik und Gesellschaft. Nach der Schließung der HfG setzte eine De-Politisierung des Designs ein. Die Designer sind in die Technologie- und Ästhetik-Faszination geflüchtet und haben die gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Transformationsprozesse ignoriert. Das aktuelle Desaster im Design rührt unter anderem daher, dass die dem Design zugrunde liegende Vielzahl der Transformationen darin nicht präsent ist.

Nach einem erneuten Wechsel im Fachbeirat (anstelle von Elisabeth Blum, Albert Kümmel und Raimar Zons wurden Ruedi Baur, Christopher Dell und Regula Stämpfli berufen) formulierten wir Anfang 2006 die erstmalige Ausschreibung des Preises »Designing Politics – The Politics of Design«, der mit 50.000 Euro dotiert wurde.

Dem Aufruf stellten wir ein Zitat Hannah Arendts voran: »Kultur und Politik [...] gehören zusammen, weil es hier nicht um Erkenntnis oder Wahrheit geht, sondern um Urteil und Entscheidung, den vernünftigen Meinungs-austausch über die Sphäre des öffentlichen Lebens und die gemeinsame Welt, ferner um die Entscheidung darüber, welche Handlungsweise in der Welt zu wählen ist, und auch darüber, wie diese Welt künftig auszusehen hat, welche Arten von Dingen in ihr erscheinen sollen.« (Hannah Arendt, *The Crisis in Culture: Its Social and Political Significance*, in: *Between Past and Future: Eight Exercises in Political Thought*, New York 1968, 223).

»Ulm ist weltweit der Ort, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den Diskurs über die gesellschaftliche Verantwortung des Gestalters zu führen und die demokratische Qualität von Gestaltung zu definieren. Was in Ulm gesucht und formuliert wurde, ist eine Antwort der Gestaltung auf die Verbrennen des Nationalsozialismus: Die Geschwister Scholl haben für das Andere gekämpft; die HfG Ulm hat – als Störfaktor – andere Wege in der Gestalterausbildung eröffnet; darauf aufbauend vertritt das IFG Ulm weiterhin die Überzeugung, dass sich die Arbeit des Designers und Architekten nicht auf ästhetische, technische und kommerzielle Fragen reduzieren lässt. Gestaltung beruht immer auf einer gesellschaftlichen und politischen Grundlage und sie wirkt auf diese zurück. Welche Bedeutung hat diese Vision heute? Mit dem Beförderungsprogramm »Designing Politics – The Politics of Design« knüpft das IFG Ulm an diesen Diskurs an, der vor mehr als 50 Jahren eröffnet wurde, und fragt nach seiner aktuellen Relevanz. Ulm sucht heute erneut das Andere:

– Wie können Gestalter in Zukunft ihre Aufgabe in einem erweiterten und vermittelnden Beziehungsfeld bestimmen, das auch soziale und kognitive Prozesse einschließt?

– Gibt es für die Gestalter im Feld gesellschaftlicher Transformation einen Weg, Intervention und Partizipation zu initiieren und zu moderieren?

– Welche Gestaltungsmöglichkeiten verbinden sich mit dem Blick auf das Wirken, die Vernetzung und Konditionierung jenseits formaler Anschaulichkeit?

Exemplarisch sucht Ulm nach Projekten, die den Wandel von einer Ökonomie der Verdinglichung zu einer Ökologie der Transformation vollziehen. Projekte, die sich Prozessen des Werdens verschrieben haben. Projekte, die ihren Blick hinter die Oberfläche des gestalterischen Schaffens richten

und durch die sichtbar wird, dass Gestaltung transformative Handlung in den wirtschaftlichen und politischen Entscheidungsraum diffundiert. Das IFG Ulm will mit seinem Beförderungsprogramm Projekte dazu ermuntern, Konsequenzen zu entwickeln, die unsere soziale und physische Umwelt nachhaltig prägen.

Das IFG Ulm eröffnet mit der Beförderung von Projekten einen Freiraum für die autonome, kritische Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Prozessen in ihrer Komplexität. Hier wird die Frage nach der öffentlichen Aufmerksamkeit und dem öffentlichen Vorurteil gegenüber Design als Gestaltungsprozess neu gestellt. Der Fokus liegt auf vier Faktoren: Etablierung, Verstärkung, Unterstützung und Lernen von bzw. mit Projekten. Gestaltung wird hier auch verstanden als in Form gebrachter Austausch von Wissen und Meinungen, wobei Form zu Trans-Form erweitert gedacht wird und somit Handlung einschließt. Gestaltung ist daher immer Transformation.«

Drei Aspekte des Preises verdienen es, hervorgehoben zu werden. Erstens richtete sich das IFG explizit auch an Projekte, für die es keine anderen Fördermöglichkeiten gab: Nicht nur bereits existierende Projekte konnten (ko-)finanziert werden, sondern es wurde auch eine Anschubfinanzierung bewilligt, um einen Antrag auszuarbeiten, der dann an anderer Stelle eingereicht würde.

Zweitens beschränkte sich die Förderung nicht auf finanzielle Mittel, sondern sie enthielt auch eine Betreuung durch Mentoren mit über das Projekt hinausreichender Vernetzung, Erfahrungsaustausch und Kooperation. Dieses »Mentoring« übernahmen wir Fachbeiräte.

Drittens wählten wir unter allen Einreichungen zehn Projekte aus, die zunächst in die engere Wahl kamen. Ihre Antragsteller erhielten vom IFG eine Einladung, ihren Vorschlag im Rahmen des nächsten Hearings 2006 nicht nur uns Fachbeiräten (der Jury), sondern auch den von uns eingeladenen Gesprächsgästen zu präsentieren und sich der offenen Debatte zu stellen. Dieses Verfahren war zweifellos ungewöhnlich. Die Rückmeldungen waren jedoch eindeutig: Bei keinem anderen Wettbewerb haben sich die Antragsteller durch dieses Verfahren vergleichbar ernst genommen gefühlt.

Das Ausschreibungsplakat gestaltete Stefan Sagmeister. Sein erster Entwurf war ein Test, wie ernst wir es mit unserem eigenen Anspruch meinten. Es bestand aus einem orientalischen Muster, zusammengesetzt aus Mosaiksteinen mit dem Konterfei George W. Bushs. Selbstkritisch müssen wir festhalten, dass uns der Mut fehlte, dieses Motiv zu verwenden. Stattdessen entschieden wir uns für einen unpolitischen zweiten Entwurf Sagmeisters. »Designing Politics – The Politics of Design« wurde danach noch zweimal, 2007 und 2008, ausgeschrieben, jeweils dem Muster der ersten Ausschreibung 2006 folgend. Ich habe mich gemeinsam mit Bernd Kniess und Klaus K. Loenhardt (später auch Christopher Dell) im Herbst 2007 aus dem Fachbeirat zurückgezogen, nachdem wir substanzielle inhaltliche Differenzen mit dem im Sommer 2007 neu berufenen IFG-Geschäftsführer Dieter Bosch gewärtigen mussten. Dabei ging es um die Grundlage dessen, was Ulm ausmacht: die Haltung, derzufolge der Art und Weise, wie eine Form entwickelt wird, mindestens ebenso viel Aufmerksamkeit gewidmet werden muss wie der daraus entwickelten Form selbst. Die autoritäre Setzung von Gestaltungsergebnissen ist danach eine Vorgehensweise, die zwar in der Kunst, nicht aber im Design ihre Berechtigung hat.

Regula Stämpfli übernahm daraufhin den Vorsitz des Fachbeirats. Sie hat das Programm »Designing Politics – The Politics of Design« gemeinsam mit Ruedi Baur, Christoph Böninger und Daniel van der Velden über 2008 hinaus fortgeführt. In einer spontanen Reaktion, die ein Schlaglicht auf ihre Entschlossenheit und ihre Urteilskraft wirft, zeichnete sie ein Bild von sich als Trümmerfrau, die dafür zu sorgen hätte, dass das Leben weitergeht, nachdem die Jungs alles zerstört hatten, was sie vorher gemeinsam aufgebaut hatten. Ulm muss ihr dankbar sein, dass sie das Feld nicht den anderen Kräften überlassen hat.

Ulm transformations: Design has to prove itself

I have only considered what happened at Ulm's Kuhberg between 1968 and 2003 from an academic point of view. But I also played an active part in shaping the following phase – the last chapter in the 40-year transformations of "Ulm" which become apparent in this documentation. As a mark of that change of role, I am changing my rhetorical stance at this point, terminating my previous impersonal narrative and stepping forward as a speaker.

Following the publication of my study on the political history of HfG, the foundation asked me in 2003 to deliver a lecture at its ceremony to celebrate the 50th anniversary of the start of teaching at HfG. The title, "The defence of cultural freedom from its financiers", reflects an issue of permanent topicality: Who finances cultural freedom, and how can creative individuals assert themselves in the face of interference by the sponsoring bureaucracy? A week later, I contributed a presentation to the IFG September conference, and in response to that Sabine Süß invited me to join IFG's Advisory Board.

Shortly thereafter, her contract as director of IFG, coupled since 2000 with the authority of the conference director, was not prolonged. Manfred Fassler, the chairman of the Advisory Board, resigned in protest at the start of 2004. Fred Hochstrasser, the chairman of the Board of Trustees, then offered me the position at the head of the Advisory Board. Even if it sounds capricious, the responsibility for academic matters at Kuhberg simply fell into my lap.

Fred Hochstrasser's instructions were firstly to build up the Advisory Board as a functioning committee, and secondly to make recommendations to the foundation as to what activities IFG should pursue in future. The Board of Trustees had developed the impression that the annual conferences were no longer producing the desired response. We were given carte blanche. There were no taboos. The express requirement was for whatever we wanted to establish to have a quality and uniqueness

which would only be recognized looking back from the future. Avant-garde rather than mainstream. Mistakes were regarded as unavoidable as long as this challenging objective was pursued, and errors would be accepted if they enabled it to be reached.

I appointed the architect and urban planner Bernd Knies to the Advisory Board, and he in turn called my attention to his colleague Klaus K. Loenhardt and, at the recommendation of Raimar Zons, to cultural researcher Albert Kümmel. Together with architecture theorist Elisabeth Blum, the committee was then consolidated.

Against expectations, I decided not to adopt an authoritarian approach, but rather a cooperative shaping of the process of redefinition, with a high level of participation by our target group. For the event in September 2004, we designed an open scenario for a closed group of participants. We eschewed all the rituals and conventions of a conference operation. Above all, there were to be no prominent speakers at the lectern before a reverentially silent audience, and not even a fixed agenda. Instead, we elevated the coffee break into a format. For the HfG building is eminently suitable for developing threads of discussion when the group is kept to a manageable number. We therefore invited authorities from a wide range of disciplines and locations across the globe to spend a day in conversation with us and give their thoughts free rein. We called the format a "hearing", to make it clear that we wanted to listen to our guests. We asked them one question only: What will be so important in your field that you will be dealing with it in five, ten or twenty years' time? The indeterminacy and open-endedness of the event were highlighted (following a suggestion by Michael Erlhoff) in the title, "Uncertainty". A fitting term, because it designates an area of transition, and because the design process – in this case determining the reorientation of IFG's activities – is always seen as a blur, while the result has clear contours.

The ideas which emerged from the discussions flowed into a résumé covering over 100 pages, with a couple of dozen potential points of departure: from professional education through design research, peripherals, the form and space of the political, to transformation. The fundamental finding was that IFG should take its leave of September conferences and instead sponsor projects in future.

Further clarification of the basic concept took place after the performance of a second Hearing following the same pattern in September 2005, with the programmatic title of "Transformation". That title not only expressed the fact that IFG Ulm was itself in transformation, but also indicated that it wanted to become involved in transformation projects in future. The question was the following: Which components of "Ulm" are being transformed, and which are being left behind?

The traditional fan community was irritated by our attitude that the debate on design and architecture theory could be conducted on the basis of theses established by HfG Ulm without at the same time accepting the conclusions relating to the design process which had occasionally been drawn from them and were regarded as absolutes. We were not dealing with these superficial results, but with the ideas on which they were based. One essential component of this Ulm identity is the conviction that design

is politically relevant, and that it has an effect on politics and society. Following the closure of HfG, a de-politicization of design set in. Designers took refuge in the fascination with technology and aesthetics, and ignored the social, political, economic and cultural transformation processes. The current disaster in design is caused, among other factors, by the absence in design of the multitude of transformations on which it is based.

After another shake-up of the Advisory Board (Ruedi Baur, Christopher Dell and Regula Stämpfli were appointed in place of Elisabeth Blum, Albert Kümmel and Raimar Zons), we drafted the first call for entries for the "Designing Politics – The Politics of Design" award, worth 50,000 euros, in 2006. We prefaced the call with a quotation from Hannah Arendt: "Culture and politics [...] belong together because it is not knowledge or truth which is at stake, but rather judgement and decision, the judicious exchange of opinion of public life and the common world, and the decision what manner of action is to be taken in it, as well as how it is to look henceforth, what kind of things are to appear in it." (Hannah Arendt, *The Crisis in Culture: Its Social and Political Significance*, in *Between Past and Future: Eight Exercises in Political Thought*, New York 1968, 223).

"Ulm is the place in the world that has set itself the task of conducting a discourse on the social responsibility of the designer and defining the democratic quality of design. What Ulm searched for and formulated is an answer by design to the crimes of the Nazi regime: The Scholl siblings fought for things to be different, and the Hochschule für Gestaltung in Ulm – as a grain of sand in the oyster – opened up different approaches to educating designers. On that basis, IFG Ulm continues to represent the conviction that the work of designers and architects cannot be reduced to aesthetic, technical and commercial factors. Design always rests on a social and political foundation, and acts upon that foundation in return. What does this vision mean to us today?

With the promotion programme 'Designing Politics – The Politics of Design', IFG Ulm is taking up this discourse which started over 50 years ago, and investigating its current relevance. Today, Ulm is once again searching for what is different:

How can designers in future define their work in an extended and mediating field of relationships which also includes social and cognitive processes? Is there a way for designers to initiate and regulate intervention and participation in the field of social transformation?

What design opportunities are linked with a view to action, networking and conditioning above and beyond formal clarity?

Ulm is looking for examples of projects which make the change from an economy of reification to an ecology of transformation. Projects which are dedicated to processes of becoming. Projects which direct their gaze behind the surface of the design process and which reveal that design diffuses transformational action into the space occupied by commercial and political decision-making. IFG Ulm's promotion programme is intended to encourage projects to develop consequences which leave a lasting mark on our social and physical environment.

By sponsoring projects, IFG Ulm is opening up space for autonomous, critical examination of current social processes in all their complexity. Here, the question of public attention and public prejudice with regard to

design as a creative process is raised anew. The focus is on four factors: establishment, strengthening, supporting and learning from and with projects. Design is also understood here as an exchange of knowledge and opinion given shape, with form expanding into trans-form and thus including action. Design is therefore always transformation.”

Three aspects of the award are worthy of special mention. Firstly, IFG explicitly also addressed projects for which there were no other means of funding: Not only was (co-)funding offered to existing projects, but start-up financing was also granted for the compilation of an application which was then submitted to a different organization.

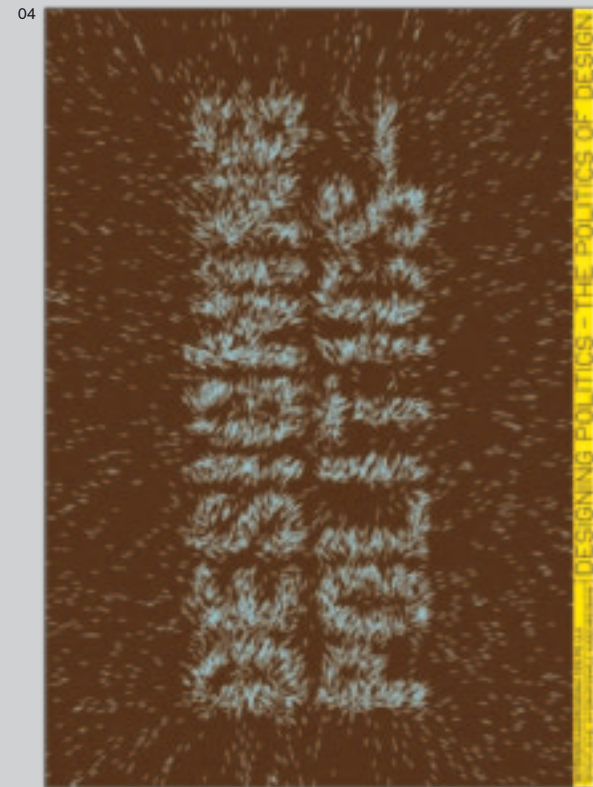
Secondly, sponsorship was not limited to financial assistance, but also included support by mentors with networking, exchange of experience and cooperation extending beyond the project itself. We, the members of the Advisory Board, took on the task of that mentoring.

Thirdly, we sifted all the entries and first selected ten projects for the short-list. The applicants received an invitation from IFG to present their proposal at the next Hearing in 2006 not only to us, the members of the Advisory Board acting as the jury, but also to the guests we had invited, and to face an open debate. This procedure was doubtless unusual. The feedback was however totally clear: In no other competition did the entrants feel they had been taken as seriously as by that system.

The competition poster was designed by Stefan Sagmeister. His first draft was a test of how seriously we were taking our own claim. It consisted of an oriental pattern composed of tesserae, with the likeness of George W. Bush. Self-critically, we were forced to admit that we lacked the courage to use that motif. Instead, we decided in favour of a second, non-political design by Sagmeister.

“Designing Politics – The Politics of Design” took place twice again thereafter, in 2007 and 2008, both times following the pattern of the first competition in 2006. In autumn 2007, together with Bernd Kniess and Klaus K. Loenhardt (and later also Christopher Dell), I left the Advisory Board, as we were anticipating substantial differences of opinion with Dieter Bosch, the newly appointed director of IFG. What was at stake was the very basis of what made Ulm Ulm: the attitude which required just as much attention to be devoted to the way in which a form is developed as to the developed form itself. Authoritarian stipulation of the results of a creative process is in that view a procedure which may be legitimate in art, but not in design.

Regula Stämpfli then took over the chair of the Advisory Board. She continued the “Designing Politics – The Politics of Design” programme together with Ruedi Baur, Christoph Böninger and Daniel van der Velden in 2008 and beyond. In a spontaneous reaction which highlights her determination and her judgement, she drew an image of herself as a woman collecting the bricks from a bomb site, a woman who had to ensure that life went on after the boys had destroyed everything they had previously built up together. Ulm owes her a debt of gratitude for not leaving the field to the other forces.



01 Hearing »Unschärfe/blur«, Plakat gestaltet von/poster designed by Alfred Kern 2004
 02 Hearing »Transformation«, Plakat gestaltet von/poster designed by Christoph Burkardt + Albrecht Hotz 2005
 03 Erster Entwurf des Plakats mit der Ausschreibung des Förderprogramms/first design of the poster with the announcement of the promotional programme »Designing Politics – The Politics of Design«, Stefan Sagmeister 2006
 04 Veröffentlichtes Plakat mit der Ausschreibung des Förderprogramms/published poster with the announcement of the promotional programme »Designing Politics – The Politics of Design«, gestaltet von/designed by Stefan Sagmeister 2006
 05 Plakat mit der Ausschreibung des Förderprogramms/poster with the announcement of the promotional programme »Designing Politics – The Politics of Design«, gestaltet von/designed by Nadine Pfeifer 2007
 06 Plakat mit der Ausschreibung des Förderprogramms/poster with the announcement of the promotional programme »Designing Politics – The Politics of Design«, gestaltet von/designed by Mary Voorhees 2008



Bernd Kniess:

Das Nachdenken über Design ist ortlos geworden

Wir befinden uns hier in der Universität der Nachbarschaften im Hamburger Stadtviertel Wilhelmsburg. Worum handelt es sich bei diesem Projekt?

Die Universität der Nachbarschaften (UdN) ist ein Kooperationsprojekt mit der Internationalen Bauausstellung 2013 (IBA) und der HafenCity Universität (HCU). Man könnte es als fast zwangsläufig annehmen, dass eine Internationale Bauausstellung und eine der Baukunst und Metropolenentwicklung sich widmende Universität eine Verbindung eingehen müssen; und so hat man um 2006/07 herum dieses Grundstück identifiziert, um es zum Gegenstand eines studentischen Wettbewerbs zu machen. Das war vor meiner Zeit. Es hieß damals »Experiment auf der Insel«. Mit der Übernahme der Professur bot man mir auch die Übernahme dieses Projekts auf der Grundlage des Wettbewerbsentscheids an.

Glücklicherweise war dies die einzige Arbeit, die sich überhaupt mit dem Bestand befasst hat. Alle anderen hatten Tabula rasa gemacht und einen mehr oder weniger schicken IBA-Pavillon entworfen. Das fand ich ganz erstaunlich. Nur eine Gruppe suchte einen strategischen Umgang mit dem Bestand, suchte ihn zu transformieren und somit die Strategie in einen Prozess zu überführen.

Ich war froh, dass die Jury so entschieden hatte, weil natürlich ein äußerst begrenztes Budget zur Verfügung stand und weil ich es auch als einzig richtige Möglichkeit empfand, mit dem Bestand zu arbeiten und ihn als Ressource zu begreifen. In unseren vertraglichen Nutzungsvereinbarungen steht, dass wir das Gebäude Ende 2013 abreißen und das Grundstück »leer« an die Stadt Hamburg zurückgeben. Insofern handelt es sich hier nicht um eine Zwischennutzung sondern um eine Restnutzung.

Das ist die Herausforderung. Lange ging es nur um Wachstumsprozesse mit positivem Vorzeichen. Die Auseinandersetzung um solche mit einem Minus als Vorzeichen ist relativ neu. Wir kennen sie seit der Erkenntnis, dass auch Städte schrumpfen können. In der Architektur ist das neu: Wie geht ein Prozess rückwärts? Parallel zur Lehre, im Rahmen des neu entwickelten Masterstudiengangs Urban Design, der Entwicklung eines eigenen Forschungsgebiets, bot sich mir mit diesem Projekt die Chance, Lehre und Forschung mit Praxis zu verbinden.

Die Nomenklatur hat mir allerdings nicht gefallen: »Experiment auf der Insel«. Das klingt nach: Hamburg, wachsende Stadt, Sprung über die Elbe, Bildungsoffensive etc. – im Sinne von: Wir springen über die Insel und experimentieren, laborieren etwas herum.

Was mich an diesem Projekt viel mehr interessiert hat, war, tatsächlich in die gegebene Situation – in die Nachbarschaft – hineinzukommen und sie aus der Perspektive der Universität zu sehen. So haben wir das Projekt dann danach benannt, was wir sind: Universität der Nachbarschaften. Aus unterschiedlichen Gründen. Nachbarschaftsbeziehungen sind vielfältig interpretierbar. Am ehesten sagen sie etwas über den Bezug zur Nachbarschaft, also zur unmittelbaren Umgebung aus. Das ist ein Selbstanspruch, das Pro-

gramm, das Spiel umzudrehen: nicht erst die Hülle fertig machen und sich dann überlegen, was man hier macht, sondern das Projekt aus sich selbst heraus entstehen zu lassen, aus dem Prozess. Das war das Programm. Wir haben damit angefangen, das Gebäude wieder in Betrieb zu nehmen. Mehr als 13 Jahre lang hatte es leer gestanden, was aber nicht heißt, dass es nicht genutzt war. Sein Gebrauch hatte es jedoch stark in Mitleidenschaft gezogen: keine Fensterscheibe war heil in ihrem Rahmen, kein Sanitärobjekt wäre funktionsfähig gewesen, Teile der dünneren Wände waren eingetreten und natürlich war es nicht mehr an das Versorgungsnetz angeschlossen und die Heizung kaputt.

Wir haben es von Bauschutt befreit, peu à peu Räume herausgearbeitet, um sie in neuen Nutzungen zu erproben. So haben wir erste Workshops machen können, um etwas über die Nutzungsmöglichkeiten zu erfahren und mögliche Programmierungen zu erproben. Im Zentrum steht dabei eine Vorgehensweise, die Nutzung mit Programmierungs-, Gestaltungs- und Bauprozessen im Spiel zu halten sucht. Und ein solcher Prozess, wenn er denn aus den dynamischen Anforderungen von Nutzung und Gebrauch entsteht, verläuft mitnichten linear.

Mit dem konzeptuellen Begriff »Ermöglichungsarchitektur« versuchen wir, diese Handlungen, Situationen und Potenziale zu reflektieren und dabei wiederum Situationen für räumliche Veränderungen zu schaffen. Und wir spielen Fußball, betreiben ein Orchester, machen Theater mit Jugendlichen, drehen Filme und feiern mit den Nachbarn ein Fest nach dem anderen... Seit heute läuft hier ein Workshop, zwei Sommercamps mit Kindern. Es geht darum, im unmittelbaren Umfeld Baumhäuser zu bauen. Das ist ein Seminar mit Studierenden aus allen Studiengängen der HCU: Bauingenieure, Architekten, Stadtplaner, Urban Designer.

Mit der anderen Gruppe arbeiten wir an einem letzten Programmpunkt. Für 2013, das Präsentationsjahr der IBA, wollen wir dieses Gebäude extrem erweitern. Wir denken an eine Übernachtungsmöglichkeit. Das Projekt heißt UdN Hotel Wilhelmsburg. In der dem Gebäude eigenen Logik suchen wir dabei den vorhandenen Massivbau zurückzubauen und ihn gleichzeitig mit einer temporären Struktur zu erweitern. Zur Verfügung haben wir dafür das Material eines Gerüstturms, den die IBA zuvor zu Werbezwecken genutzt hatte und nicht mehr benötigte. Wir konnten die IBA überzeugen, dass sie uns das Material bis zum Ende ihrer Laufzeit ausleiht.

Welche Verbindungsmomente bestehen zwischen diesem Projekt und Ihrem Engagement als IFG-Fachbeirat 2004 bis 2007?

Das ist eine gute Frage. Natürlich hat es ganz viel mit unserer Tätigkeit in Ulm zu tun, mit der Auseinandersetzung, die wir auch dort geführt haben. Wir haben uns da nicht irgendetwas ausgedacht oder sind irgendeiner Idee nachgegangen. Uns hat unser Interesse an der Frage nach Gestaltung zusammengeführt, dort in Ulm, was wir auch verhandelt haben oder zu verhandeln suchten, durchaus auch mit unseren Gästen, die wir dorthin einluden, und mit dem Programm, das wir aufgesetzt haben.

Hier in Wilhelmsburg ist es ganz handgreiflich, aber war auch Ulm in gewisser Weise vermüllt, vandalisiert, überwuchert und in Beschlag genommen, sodass es als Gedankengebäude freigelegt werden musste?

Genau. Aber ist es uns gelungen? Ich bezweifle das. Die IFG-Geschäftsführung hat uns einen Spielplatz zugewiesen, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Als wir alleine seine Begrenzungen zu erforschen suchten, hat sie uns zurückgepfiffen.

Aktiver Widerstand hätte drei Jahre lang Kampf in Vollzeit erfordert. Welcher der ehrenamtlich engagierten Fachbeiräte hatte dazu Lust?

Das hatte keiner von uns.

Damit sind wir schon am Ende Ihres IFG-Engagements. Wie war der Anfang?

Das war ein hochspannender Prozess. Aber so gut die Gespräche in den Sitzungen des Fachbeirats und in den Hearings auch waren: Zwischenzeitlich hatte ich immer ein ungutes Gefühl. Insbesondere der Rahmen der Sitzungen stimmte nie. Ich hatte den Eindruck, dass die Gespräche, die wir dort suchten und die wir unter uns führten, immer wieder unterbrochen wurden von dem formalisierten, kontrollierenden, zur Ordnung rufenden Setting. Das ging bis zu dem Punkt, an dem ich es nicht mehr ertragen habe. Daran erinnere ich mich gut, als wir Fachbeiräte am 21.11.2007 nachmittags in dem offenen Atelier von Ruedi Baur in Paris saßen und die deutsche laute Stimme des Geschäftsführers schallte durch die Hallen. Ich konnte das nicht mehr ertragen, auch körperlich. Es war furchtbar.

Wie ist es dazu gekommen, dass Ulm auf einmal Geld ausgab und Energie freisetzte für ein Projekt in einem Township in der Nähe von Johannesburg?

Das war Teil unserer Suche, was den Design-Begriff heute ausmacht. Die Suche nach seiner Aktualisierung, auf der Ebene einer für uns interessanten Beschreibung, keiner Neuerfindung oder eines Neu-definieren-Wollens. Ein Re-Design des Design-Begriffs. Darum ging es. Auf der Grundlage derjenigen, die vor uns darüber nachgedacht haben, an diesem Ort. Uns die Spuren zu erschließen und freizulegen. Mit bestimmten Fragestellungen, die wir in diese Diskussion hineintragen und die wir mit unserer Präsenz an diesen Ort bringen. Die unterschiedlichen Ebenen ließen wir aufeinandertreffen.

Sie haben das Mentoring für das KwaThema-Projekt gemeinsam mit Christopher Dell übernommen. Was bedeutete das?

Für mich war es äußerst interessant, als Außenstehender in diesen Prozess eingeladen zu sein. Um genau zu sein, über unser Förderprogramm konnten wir zum weiteren Akteur im Projekt werden. Als Vertreter der befördernden Institution waren wir in unterschiedliche Prozesse involviert, die nun tatsächlich auf unterschiedlichen Ebenen und in unterschiedlichen Wirklichkeiten stattfanden.

Zum einen gab es das studentische Projekt von Hannah le Roux. Zusammen mit ihren Studierenden hatte sie für KwaThema verschiedene Projekte erarbeitet, die teilweise auch umgesetzt werden sollten. Eines davon erschien mir sehr architektonisch-konzeptionell gedacht. Es befasste sich unter anderem mit der prägnanten, offenen Struktur eines Rohbauskeletts (die Ruine der Beer Hall) an einem zentralen Ort in der Township und ging darum, diesen Ort in irgendeiner Form zu aktivieren. Als wir im Rahmen des Mentorings nach Johannesburg kamen, fiel mir auf, dass



Fotos: Universität der Nachbarschaften/University of Neighbourhoods, Hamburg-Wilhelmsburg 2012

diese Überlegungen stattfanden, ohne dass sich die Studierenden explizit mit der Situation vor Ort befasst zu haben schienen oder einen Kontakt zu den Menschen aufgebaut hatten, die dort leben und das Feld für ihre Aktivitäten nutzen. Für mich wäre die Frage zunächst gewesen: Was eigentlich ist da, welche Akteure treffen sich dort, um welche Aktivitäten geht es hier? Das studentische Projekt war sehr abstrakt. Aus einem Entwurfsansatz sollte der Ort der Ruine aktiviert werden. Eine solche Vorgehensweise ist mir aus der Architektur sehr vertraut. Man nennt es »Konzept« und meistens geht es um eine Funktion. Außen vor bleibt oft der Prozess, das Unvorhergesehene, die Möglichkeit. Insofern wäre solcherart Vorgehen zu hinterfragen. Was ist denn ein Konzept? Worauf basiert es? Was schließlich führt zu Gestaltung? Ist nicht auch eine Handlungsform Teil dessen?

Mir gefiel Stan an einer Ecke des ausladenden freien Feldes rund um die Ruine, der mit seinen zwei Containern alles richtig gemacht hat. Sein Anspruch bestand eben nicht darin, ein »Community-Projekt« zu entwickeln. Angetrieben von seinem ökonomischen Interesse war es ihm auf einer kleinen Maßstabsebene gelungen, einen Ort zu schaffen, an dem er selbst tätig werden kann, seinen Lebensunterhalt verdient und der darüber hinaus Community ermöglicht. Das konnte man bis ins Detail studieren. Wie er mit den Dingen umging, die zur Verfügung standen, wie die Container zueinander standen, wo er welche Vordächer anbrachte, wo die Tür war, wo er Materialien lagerte, wo Abgrenzungsmäuerchen waren, die ihn zur Abendzeit die Westsonne beobachten ließen. All das war eine ausgeklügelte Architektur auf der Grundlage eines Verständnisses desjenigen, der sich dort alltäglich aufhält, sich mit den Dingen auseinandersetzt und vieles vielleicht umzusetzen versteht, ohne genau zu wissen, warum. Ein Musterbeispiel dafür, worin der Unterschied besteht zwischen einer impliziten und einer expliziten Vorgehensweise. Auf der einen Seite das Konzept, explizit erarbeitet und zur Umsetzung empfohlen, an der Uni überprüft und in Konzeptschritten dargelegt. Ohne wirklichen Abgleich mit der Situation vor Ort. Der Plan gibt es vor. Auf der anderen Seite die Sicherheit des auf Alltagswissen und Interesse basierenden Handelns, das zu einem Gebilde führt, das nicht nur im Gebrauch seine Qualität unter Beweis stellt, sondern darüber hinaus auch durchaus Gestaltqualität aufweist. Der Bau ist nicht nur Container, sondern bezieht das Handeln explizit mit ein. Das ist mir aufgefallen.

Wir versuchten, das für die Studierenden vor Ort les- und diskutierbar zu machen. Wir suchten sie dafür zu sensibilisieren, nicht einfach blind etwas zu machen, sondern – als ersten Schritt – genau hinzuschauen, zu sehen und zu begreifen, was ist, als Grundlage für das, was gestalten will. Immer ist ja bereits etwas da. Das Blatt ist nicht leer. Und davon kann ich lernen.



Ein weiterer Bestandteil des KwaThema-Projekts war die Chess Academy von Anthony Shoba. Die Studierenden entwickelten ihr Projekt aus einer bestehenden privaten Initiative und suchten die vorgefundenen Potenziale weiterzuentwickeln. Sie unterstützten Anthony dabei, seine Chess Academy weiter auszubauen. Schon seit Jahren entwickelt sich seine Schule bestens, die Kinder spielen Schach bei ihm, reisen zu Wettbewerben und sind erfolgreich. Nun ging es darum, mit einfachsten Mitteln die Idee zu befördern, die Schule zu erweitern: um ein Außenschachbrett, wo man mit großen Figuren spielen kann, und weitere Plätze zum Schachspielen, die bereits fertiggestellt waren, als wir dort waren, und wo die Kinder engagiert ihrem Spiel nachgingen. Das Außenspielbrett wurde gerade gebaut und war – prominent vor der Hütte platziert – wie ein liegendes Billboard für Anthonys Academy. Die Studierenden in diesem Projekt hatten alles richtig gemacht, als sie in der Auseinandersetzung mit Anthony die richtigen Potenziale identifiziert und ihrer Gestaltung zugrunde gelegt haben. Alleine aus der Betrachtung des Treibens muss ich sagen: Das ist eins der genialsten Bildungsprojekte, die ich bisher gesehen habe, aus dem einfachen Grund, weil sich die Kinder über das, was dort geschieht, freuen. Die Chess Academy ist ein Ort, an dem sie sich gerne aufhalten.

Was waren die Früchte Ihres Mentorings? Haben Sie die Studenten erreicht?

Ein Student spielte eine besondere Rolle: Tseleng Phala. Er stammt aus der Township und war unser und auch – wie sich herausstellte – Hannah le Rouxs Kontaktmann. Er konnte als Einziger in jede Richtung übersetzen: zwischen der Community, einzelnen Akteuren, Hannah, den Studierenden, uns. Er übersetzte ständig. Dadurch war er derjenige, der am meisten mit den Dingen befasst war und am meisten über die Zusammenhänge wusste. Ich glaube, dass er am meisten aus der Auseinandersetzung ziehen konnte, nicht zuletzt weil er die unterschiedlichen Perspektiven in sich vereinte.

Waren Sie mit dem Ergebnis Ihres Mentorings zufrieden, und wie beurteilen Sie es heute?

Ich bin zufrieden mit dem Prozess, da ich das Gefühl habe, dass eine Auseinandersetzung um Gestaltung stattgefunden hat: mit den Studierenden, mit Kollegen, aber auch mit den Nutzern. Es ging nicht darum, nach KwaThema zu fahren, um den architektonischen Entwurf einer Halle abzunehmen, sondern um den Prozess zu befördern. Und darum haben wir uns bemüht.

Wir verstehen Design nicht mehr nur objekthaft, sondern beziehen den Prozess ausdrücklich mit ein. Das ist Teil unseres gemeinsamen Verständnisses und Grundlage für das, was uns aus den unterschiedlichen disziplinären Zusammenhängen als Fachbeiräte in Ulm zusammengeführt hat. Es ist wohl auch Grundlage für das, was uns von der IFG-Geschäftsführung getrennt hat.

Welche Berechtigung hat oder hätte Ulm heute?

Das ist eine gute Frage. Jeder Ort hat seine Berechtigung, oder? Eine ganz andere Frage ist wiederum, was man aus einer Berechtigung des eigenen Seins ableitet. Ulm ist erst mal Geschichte. Das, was uns wertvoll erscheint: die Erkenntnisse, die dort gewonnen wurden, und der Ort, wie er sich ausprägt und wie er bis heute noch wirksam ist. Dass es Geschichte ist, merkt man dem Ort an. Es wird dort nicht mehr gelebt. Man spürt die zeitliche Schicht des Vergangenen. Da war irgendwann einmal etwas, aber es ist nicht mehr, nicht mehr vorhanden. Was dieser Ort hervorgebracht hat, ist in Form von Wissen überall verfügbar. Das ist weiter zu bearbeiten und zu verarbeiten.

Vielleicht hat das, was wir hier in Wilhelmsburg machen, auch etwas damit zu tun. Etwas hat einen neuen Ort gefunden. Für fünf Jahre. Dann hoffe ich, dass auch diese Idee einer Verknüpfung von Lehre, Forschung und Praxis einen Schritt weitergekommen ist und sich auch die Idee der Universität der Nachbarschaften wieder einen neuen Ort sucht – oder erst mal keinen Ort braucht und sich ortlos macht, in einer Idee von was auch immer sich verfestigt. Das kann ganz unterschiedliche Formen annehmen. Wir müssen heute nicht für jede Idee oder für jede Form des Seins einen Ort haben. Vieles wird auch ortsunabhängig oder findet an unterschiedlichen Orten seinen Widerhall.

Darum kreiste schon damals unsere Auseinandersetzung. Warum müssen wir Menschen nach Ulm holen, an den alten Kuhberg, wo man so schlecht hinkommt, außer mit dem Taxi, und auch wieder so schlecht wegkommt? Eigentlich müsste man in Ulm in Klausur gehen. Das wäre vielleicht immer noch die beste Situation, die ich mir dort vorstellen kann: ein Ort mit einer wirklich tollen Bibliothek. Die Materialien, die damals erarbeitet wurden, verfügbar machen. Ein Ort, wo man sich für eine bestimmte Zeit zurückzieht und den Ort auf sich wirken lässt – oder sich einfach nur zurückziehen kann. Wenn man es so nennen will, strahlt der Ort eine bestimmte Aura aus. Die Bedeutung des Ortes ist das, was wir ihm zumessen.



Die Hearings waren toll, es waren gute Gespräche, ein schöner Ort der Auseinandersetzung. Ich frage mich aber, ob diese Auseinandersetzung auch woanders hätte stattfinden können. Welche Relevanz hat das für uns heute? Allein an der Bar an einem geschichtsträchtigen Ort zu stehen oder in einem Vortragsraum zu sitzen?

Das Nachdenken darüber, was Design heute sein könnte und wie Gestalt entsteht, hat mir sehr gefallen. Dieses Nachdenken hatte mit den Hearings einen Ort. Jetzt ist es wieder ortlos geworden. Man weiß natürlich, wo bestimmte Akteure sitzen, mit denen wir im Geiste verbunden sind. Aber es war gut, einen Ort der Zusammenkunft zu haben, und zwar in regelmäßigen Abständen, sodass die Auseinandersetzung geführt werden konnte.

In der Welt der Wissenschaft folgen die Kongresse, Symposien und Tagungen einer eigenen Logik. Sie verfolgen unter Umständen auch andere Ziele als diese doch relativ unbeschwerte offene Diskussion in Ulm. Nachdenken über etwas hatte dort seinen Raum gefunden. Insofern war der Versuch lohnenswert. Vielleicht ist er nur unterbrochen und man muss weiter daran festhalten? Vielleicht lohnt sich das. Vielleicht waren wir nicht stark genug und haben uns von den gegebenen Rahmenbedingungen zu früh vom Weg abbringen lassen. Vielleicht muss man den Pfad wieder aufgreifen und weiterverfolgen. Das könnte sein. Zu wünschen wäre es, dass das Nachdenken

darüber, wie wir unsere Welt gestalten, wieder einen Ort findet. Auch und gerade weil es ja überall stattfinden kann. Die Frage also bleibt, wann sich wieder ein Knoten im Netz bildet und wo er seinen Raum findet.

Bernd Kniess:

Reflection on design has become placeless

We are here at the University of Neighbourhoods in Hamburg's Wilhelmsburg district. What is this project about?

The University of Neighbourhoods (UdN) is a joint project with the 2013 Internationale Bauausstellung (IBA) and the Hafencity University (HCU). It could be assumed to be almost compulsory for an international building exhibition and a university dedicated to architecture and metropolitan development to join forces, and so this site was identified in around 2006/07 as the object of a student competition. That was before my time. It was called the "Experiment on the Island". When I took over the professorship, I was also offered this project on the basis of the competition results.

Fortunately, this was the only piece of work that had considered the existing building at all. All the others had made a clean sweep and designed a more or less glitzy IBA pavilion. I found that quite astounding. Only one group had looked for a strategic approach to what was there, for a way of transforming it and thus converting the strategy into a process.

I was happy that the jury had reached that verdict, because there was naturally only an extremely limited budget available and also because I felt it was the only right way to work with the existing structure and use it as a resource. Our contract on the use of the site states that we are to demolish the building at the end of 2013 and return the site to the City of Hamburg empty. To that extent, we are not dealing with interim use, but with residual use.

That is the challenge. For a long time we were only dealing with positive growth processes. To approach processes of negative growth is something new. We have known about them since we found out that cities could also shrink. In architecture, that's new: How does a process run backwards? In parallel with teaching, in the context of the newly developed Master's course in Urban Design and with the development of my own area of research, this project offered me the opportunity to combine teaching and research with practical work.

I didn't much like the name, though: "Experiment on the Island". That sounds like Hamburg, a growing city, a leap across the Elbe, the education offensive, etc., in the sense of "we'll jump around the island and experiment, tinker about a bit".

The thing that interested me much more about this project was actually getting into a given situation – the neighbourhood – and seeing it from the perspective of the university. And so we named the project after what we are, the University of Neighbourhoods. For a variety of reasons. Neighbourhood relations can be interpreted in a variety of ways. They're

most likely to say something about the links with the neighbourhood, with the immediate vicinity. It is an inherent aspiration to turn the programme, the game, round: Not to finish the shell first and then think about what to do with it, but to let the project grow organically out of the process. That was the programme.

We started by putting the building back into operation. It had stood empty for over 13 years, which is not to say it hadn't been used. But its use had affected it badly: None of the windows was in its frame and undamaged, none of the sanitary facilities would have worked, parts of the thinner walls had been kicked in and of course there was no longer any electricity and the heating system had broken down.

We cleared out the rubble and gradually freed up spaces so as to try them out in new uses. In that way, we were able to conduct initial workshops to find out about the potential uses and test possible programmes. The focus was on a procedure that attempted to keep the use in play with the planning, design and construction processes. And processes of that kind, when they arise from the dynamic requirements of use, are by no means linear.

Under the conceptual rubric of "facilitation architecture", we are trying to ponder on these actions, situations and potentials and then create situations for spatial changes. And we play football, have an orchestra, put on plays with young people, make films and have one party after another with the neighbours...

A workshop started here today, two summer camps with children. The aim is to build tree houses in the immediate vicinity. That is a seminar with students from all the courses at the HCU: civil engineers, architects, urban planners and designers.

With the other group we're working on a final programme item. For 2013, the IBA's presentation year, we want a massive extension to this building. We're thinking of providing overnight accommodation. The project is called



UdN Hotel Wilhelmsburg. Within the building's own inherent logic we're looking for ways to dismantle the existing solid building and at the same time extend it with a temporary structure. We've got the material from a scaffolding tower that the IBA had previously used for advertising and no longer needs, and have persuaded them to lend us the material until the end of the exhibition.

What connections are there between this project and your involvement as a member of IFG's Advisory Board from 2004 to 2007?

That's a good question. Of course, it has quite a lot to do with our work in Ulm, and with the disputes we had there. We didn't just dream something up or pursue any old idea. What brought us together, there in Ulm, was our interest in the question of design, which we also debated or tried to debate, amongst ourselves and of course also with the guests we invited there, in the context of the programme we established.

Here in Wilhelmsburg it's quite palpable, but wasn't Ulm also in a certain way garbage-strewn, vandalized, overgrown and occupied, and had to be cleared to reveal it as an intellectual construct?

Precisely. But did we succeed in doing that? I doubt it. The IFG management gave us a playground, but only to a certain extent. When we started to explore its boundaries, they whistled us back.

Active resistance would have involved three years of full-time war. Which of the volunteers on the Advisory Board wanted that?

None of us did.

That brings us right to the end of your involvement with IFG. What was the start like?

That was a highly exciting process. But as good as the discussions at the Advisory Board meetings and in the Hearings were, I always felt somewhat uneasy at times. The framework of the meetings in particular was never right. I had the impression that the conversations we were looking for there and that we had amongst ourselves were interrupted again and again by the formalized, controlling setting calling us to order. That reached the point where I couldn't stand it any longer. I remember how we, as members of the Advisory Board, were sitting in Ruedi Baur's open studio in Paris on 21 November 2007 and the loud, German voice of the director resounded through the room. I couldn't bear it any more, even physically. It was frightful.

How did it come about that Ulm suddenly spent some money and released some energy for a project in a township near Johannesburg?

That was part of our search for what the concept of design means today. The search for an update, on the level of a description that interested us, not a reinvention or an attempt to redefine it. A redesign of the concept of design. That's what it was about. On the shoulders of those who thought about it before us, at that very same location. To find and uncover the tracks, with particular issues we contributed to that discussion and brought to the place by being there ourselves. We let a huge variety of levels collide.

You took on the mentoring for the KwaThema project together with Christopher Dell. What was the significance of that?

It was extremely interesting for me as an outsider to be invited to take part in that process. To be precise, our promotional programme allowed us to become a further active player in the project. As representatives of the sponsoring institution, we were then involved in a variety of processes that actually took place on different levels and in different realities. On the one hand, there was the student project by Hannah le Roux. Together with her students, she had worked out various projects for

KwaThema, some of which were also to be implemented. One of them seemed to me to be very conceptual in its approach to architecture. It dealt, among other things, with the eye-catching open structure of a building skeleton (the ruins of the Beer Hall) at a central location in the township, and was about activating that location in some way. When we arrived in Johannesburg as part of our mentoring work, I noticed that these deliberations were going on without the students apparently having familiarized themselves with the actual local situation or making contact with the people who lived there and used the site for their activities. To me, the first questions would have been what is actually there, which players meet there, and what do they do. The student project was very abstract. The ruin's location was to be activated on the basis of a design draft. I am very familiar with that sort of procedure from architecture. It's called a "concept" and it's mostly about a function. The process, the unpredictable and the potential are often left by the wayside. To that extent, such a procedure is open to question. What is a concept, then? What is it based on? What, in the end, leads to the design? Isn't a form of action also part of that?

I liked Stan, at a corner of the expansive open field around the ruin, who had done everything right with his two containers. He was not, of course, aiming at developing a "community project". Driven by personal economic interest, he had managed on a small scale to create a place where he could work, earn his living and above and beyond that create a community. That could be studied right down to the details. How he handled the things that were available, how the containers were positioned relative to each other, where he fitted which porches, where the door was, where he stored materials, where there were little boundary walls on which he could sit in the evening and watch the sun go down in the west. All that was an ingenious architecture based on the understanding of someone who was there every day, thought about things and knew how to do a lot, without knowing exactly why. A classic example of where the difference between an implicit and an explicit approach lies.

On the one hand there is the concept, explicitly compiled and recommended for implementation, checked at the university and presented in steps. Without any real comparison with the situation on the spot. The plan specifies it all. On the other hand, there is the certainty of action based on everyday knowledge and interest, which leads to a construct that not only demonstrates its quality in use but also, above and beyond that, definitely exhibits design quality. The building is not just containers, but also explicitly includes the actions that take place there. That is what struck me.

We tried to make that accessible to the students at site and encourage them to discuss it. We tried to raise their awareness and encourage them not just



to do something blindly, but as the first step to take a close look, to see and understand what there is, as the basis of what is to be designed. There is, of course, always something there. The page is not blank. And you can learn from that.

A further part of the KwaThema project was Anthony Shoba's Chess Academy. The students developed their project from a private venture that was already in existence, and looked to develop its potential further. They assisted Anthony in expanding his chess academy. For years, his school had been developing excellently, with children playing chess with him, travelling to competitions and winning. Now, the task was to promote the idea of expanding the school with very basic means: adding an outdoor chessboard where the children could play with large figures, and further tables for playing chess, which were already finished when we went there, with the children enthusiastically playing their games. The outdoor chessboard was just being built and, positioned prominently in front of the shack, was like a horizontal billboard for Anthony's academy. The students in this project had done everything right, by talking to Anthony and identifying the right potential and basing their design on that. From watching the comings and goings alone I have to say that is one of the most brilliant educational projects I have ever seen, for the simple reason that the children enjoyed what was happening there. The Chess Academy is a popular place.

**What did your mentoring accomplish?
Did you get through to the students?**

One student, Tseleng Phala, played a special part. He comes from the township and was our – and also as it turned out Hannah le Roux – contact. He was the only one who could interpret in all directions: between the community, individual players, Hannah, the students, and us. He was constantly translating. As a result, he was the one who had most to do with everything and knew most about the relationships. I believe he was able to learn the most from the interaction, not least because he himself brought all the different perspectives together.

**Were you satisfied with the results
of your mentoring, and how do you view
it today?**

I'm satisfied with the process, as I have the feeling that a debate about design took place. With the students, with colleagues, and also with the users. The point wasn't to go to KwaThema to inspect the architectural design of a building, but to promote the process. And that's what we tried to do.
We no longer understand design as bound to objects, but expressly include the process. That is part of our common understanding and the basis of what brought us together from the broadest possible range of disciplines as members of the Advisory Board in Ulm. Of course, it's also the basis of what set us apart from the IFG management.

**What justification is there or would
there be for Ulm today?**

That's a good question. Every place has its own justification, doesn't it? What you deduce from a justification of your own existence, though, is a totally different question. Firstly, Ulm is history. Everything that appears valuable to us, the findings we made there and the place, the way it took shape and the way in which it still has an impact today. You can tell it's history from the place itself. No-one lives there any more. You can feel the time stratum of the past. There was something there once, but now it's gone and no longer exists. What that place produced is available everywhere in

the form of knowledge. That is still there, to be examined and processed. Perhaps what we are doing here in Wilhelmsburg also has something to do with that. Something has found a new place to stay. For five years. Then, I hope, this idea of linking teaching, research and practice will also have taken a step forward and the idea of the University of Neighbourhoods will also be looking for a new place to stay – or for the moment not need a place at all and become placeless as a disembodied notion. That can take on quite different forms. Nowadays, we don't need a place for every idea or every form of being. Many of them become independent of location or are echoed in various places.

That was what our debate ranged around even then. Why do we have to bring people to Ulm, to the old Kuhberg that's so hard to get to except by taxi and just as hard to leave? Really, Ulm should be a kind of retreat. That's possibly still the best situation I can imagine: a place with a really superb library, making available the materials we compiled in the past. A place you could withdraw to for a certain period to let the place work on you – or just a place to escape from the world.

The place exudes a particular aura, if you so will. The meaning of the place is what we attribute to it.

The Hearings were great; there were good conversations and it was a beautiful place for debate. I wonder, however, whether that debate couldn't also have taken place somewhere else. What does that matter to us today? Standing at the bar in a historical location, or sitting in a lecture hall?

I greatly enjoyed the reflection on what design could be today and how things take shape. The Hearings provided a place for that reflection. Now it has become placeless again. We know, of course, where certain like-minded people are based. But it was good to have a place to meet, and that at regular intervals, so that the debate could go on.

In the academic world, the congresses, symposiums and conferences follow a logic of their own. They may also pursue other objectives than those of what was after all that relatively carefree, open discussion in Ulm. Pondering on things found its space there. To that extent, the experiment was worthwhile. Perhaps it has just been interrupted, and we'll have to grasp hold of it again. Perhaps that would be worth it. Perhaps we were not strong enough and were led astray too early by the prevailing conditions. Perhaps we have to find the path again and go further along it. That might be so. It would be good for there to be a place again for thinking about how we design our world. Even though, and precisely because, that can be done anywhere at all. The question remains, then, as to when a node will form again in the network and where it will find its space.





01 Uta Brandes 2004
02 Anne Toft 2004
03 Hearing 2004
04 John Maeda 2004



05 Bernd Kniess 2004
06 Ruedi Baur, Christopher Dell 2004
07 René Spitz 2004
08 Adrian Hochstrasser 2004



09 André Vladimir Heiz,
Anja Baumhoff 2004
10 Erhard Schüttpelz 2004
11 Pierre Bélanger 2004
12 Heinz Hahn



13 Hearing 2004
14 Gerda Breuer 2004
15 Ed Annink 2004
16 Ralph Bruder 2004



01



01 Ilse und Fred Hochstrasser
2004
02 Hearing 2004

02



07



06 Elisabeth Blum, René Spitz,
Bernd Kniess, Klaus K. Loenhardt
2004
07 Hannes Wettstein 2004

06



03



04



03 Walter Prigge 2004
04 Christian Kassung 2004
05 Jochen Becker,
Klaus K. Loenhardt 2004

05



08



09



08 Ivo Gönner 2004
09 Thomas Edelmann 2004
10 Olaf Nicolai 2004

10



11



11 Olaf Arndt 2004
12 John Maeda,
Erhard Schüttpelz,
Christian Kassung,
Uta Brandes 2004

12





Regula Stämpfli:

Die Faszination der Leiche

Frau Dr. Stämpfli, Sie sind Historikerin und politische Philosophin. Wie sind Sie mit Ulm in Berührung gekommen?

Schon vor zehn Jahren habe ich über den Zusammenhang von Formen, Räumen und Kleidung geforscht. Mich hat insbesondere die Frage interessiert, was Mode und Raum mit Philosophie zu tun haben. In diesem Kontext wurde ich auf Ruedi Baur aufmerksam, weil er sich mit den Verbindungen zwischen Demokratie und Formen beschäftigt. Er lud mich ein, 2004 auf einem Kongress über Demokratie und Design einen Vortrag zum Thema »Wie demokratisch ist Design?« zu halten. Die Zusage gab ich ihm sofort, im Überschwang meines jugendlichen Leichtsinns, nicht ahnend, dass mich die Vorbereitung vier Monate lang von morgens bis abends beschäftigen würde. Aber es gab mir die Gelegenheit, die vielen Facetten des Themas auszuloten: vom Waren-Fetischismus über Aristoteles' Raum-Zeit-Verständnis und die Quantenphysik bis zu Judith Butler. Es war wahnsinnig spannend, darüber nachzudenken, ob Design nur eine Geschichte der Wahrnehmungsinstrumente ist, ob Design auch Politik macht oder ob es nur die Attribute sind, die Politik machen und die Form gestalten.

Ruedi Baur war seit 2004 Mitglied des IFG-Fachbeirats und hat vorgeschlagen, Sie 2005 zum Hearing »Transformation« als Teilnehmerin einzuladen. Was haben Sie damals mit Ulm verbunden?

Die Weiße Rose. Ulm war für mich viel mehr als ein Ort: ein Gefühl und eine Erinnerung. Als Gymnasiastin hatte ich 1982 den Film »Die Weiße Rose« gesehen. Das hat mich als junger Mensch enorm geprägt. Es war der Auslöser dafür, dass ich Geschichte studiert habe. Als ich beim Einführungsvortrag des Hearings erfuhr, dass es eine direkte Linie gibt zu Sophie und Hans Scholl, war es für mich mehr als ein Zufall. Eine Verbindung von Ort, Engagement und Raum. Es gibt Schritte im Leben, die wir zwar als Kinder und Jugendliche zurücklegen, die aber erst dann plötzlich einen Sinn ergeben, wenn wir längst erwachsen sind.

Was haben Sie sich vom Hearing versprochen und was hat das IFG von Ihnen erwartet?

Ich wusste, was mich erwartet, denn die Einladung enthielt einen ganz klaren Auftrag: »Bitte bereiten Sie sich vor. Bringen Sie konkrete Vorschläge mit.« Die Übernachtungs- und Reisekosten wurden übernommen, und dafür konnten wir drei Tage lang über Formen, Ästhetik, Raum und Zeit nachdenken. Ich brachte tatsächlich einen Fragenkatalog mit. Zum Beispiel regte ich an, über die Inszenierung der Politik in der Form nachzudenken. Das war etwas Neues für die Designer, die sich lieber mit dem Feststofflichen beschäftigen und das auch wichtiger finden als den politischen Diskurs. Oder dass auch die Nachrichten in den Medien in eine Form gebracht werden – wie ein Bild am TV-Bildschirm aussieht: Das ist auch Design. An dieser Stelle wollten wir unbedingt einen Design-Diskurs eröffnen, um kritisch auch auf solche Formen zu schauen: die Bluebox, nicht nur die Farben in Gebäuden und in der Signalistik, sondern die Lehrstellen von Farben in der Kommunikation, die fehlende Vielfalt in den kommunikativen Kanälen, Transportmitteln, Diskussionen. Es war lange vor

der Popularität von Facebook und Google, dass wir spannende Gespräche in den Kaffeepausen hatten mit John Maeda über das Aufkommen von Phänomenen, die heute jedermann als soziale Netzwerke geläufig sind. Wir haben das schon auf diesem Hearing 2005 als Form der gesellschaftlichen Verbindung aus einer nichtstofflichen Verbindung diskutiert. Wir haben uns darüber ausgetauscht, wie die Körper der Menschen im öffentlichen Raum integriert werden. Während die Designer sofort fragen, wie Menschen den Raum gestalten, wollte ich wissen, welche Auswirkung der Raum auf die Körper der Menschen hat. Seitdem denke ich, dass es einen Dialog gibt zwischen Dingen und Menschen. Ich sage immer, Menschen sind wie verzauberte Dinge, und Dinge sind wie verzauberte Menschen. Die Verdinglichung, von der Marx gesprochen hat, findet statt. Wir werden verdinglicht, »commodified« im Englischen.

Kurzum: Es war eine wirklich wahnsinnig bewegende, wunderbar organisierte und inhaltlich strukturierte Tagung mit spannenden Menschen.

Die Stiftung hat Ihnen danach die Mitgliedschaft im Fachbeirat angeboten. Was hat Sie daran gereizt, sich in Ulm zu engagieren?

Es war vor allem der Begriff »Transformation«. Er wurde im Hearing in großer Offenheit diskutiert, und erst dadurch ist die Transformation des IFG Ulm möglich geworden. Ausgehend vom Hearing hat der Fachbeirat viele Themen vorweggenommen, die die Öffentlichkeit erst seit kurzer Zeit beschäftigen: Occupy, Globalisierung, Virtualität, Verlust der Realität durch eine sich automatisierende Finanzgesellschaft. Das ist auch heute noch spannend zu sehen: Vieles von dem, was jetzt groß in den Feuilletons der Leitmedien diskutiert wird, als wäre es gerade erst entdeckt worden, haben wir durch den Input verschiedener Menschen im Voraus diskutiert.

Aber auch der Ort strahlt eine Magie aus. Die Diskussionen hier können sehr utopisch verlaufen, im ursprünglichen Sinn des Begriffs: kein Ort und trotzdem an einen Ort gebunden. Um zu verdeutlichen, was ich damit meine, muss ich etwas ausholen. Seit der Beschäftigung mit dem Begriff »Transformation« denke ich, dass wir heute in der dinglichen Verknüpfung von Lebendigem und Artefakten schon so weit sind, dass ich eine Kommunikation herstellen möchte zwischen Dingen und Menschen. Eine Kommunikation, die einem deliberativen Diskurs in der Demokratie entspricht. Als Science-Fiction-Fan habe ich schon früh darüber diskutiert, wo die Grenzen des Roboters sind: Wann wird der Roboter menschlich und wann wird der Mensch zum Roboter? Können Roboter vielleicht sogar eine größere Ethik entwickeln als Menschen? An diesem Beispiel wird deutlich, dass die Dinge, die wir gestalten und mit denen wir kommunizieren, manchmal auch mit uns kommunizieren. Ich glaube, einen solchen Diskurs hätte ich nie entwickelt, wenn ich nicht hier mit diesen Menschen an diesem Ort gewesen wäre, der offenbar auch eine Aura hat. Ganz im Sinne Walter Benjamins – etwas Originäres, Wahrhaftiges, Authentisches, das es erlaubt, darüber nachzudenken: »Plötzlich gestalte nicht ich den Raum, sondern wie gestaltet der Raum mich?«

Welche Aufgabe hatten Sie als Mitglied des Fachbeirats, und wie hat sie sich geändert?

Es war die schöne Aufgabe, das neue Programm »Designing Politics – The Politics of Design« gemeinsam zu formulieren. Ich musste dafür nur meine Person, meine Gedanken einbringen und zuhören, wie die anderen sich einbringen. Ich glaube, so eine Aufgabe gibt es selten. Ich war in einigen anderen Stiftungen tätig, die alle outputorientiert sind. Die Ulmer

Stiftung ist nicht im oberflächlichen Sinn outputorientiert – und hat den größten Output gebracht für alle Menschen, die beteiligt waren. Das zeigt sich in den Schriften, die langfristig wirken, und in den Ideen, die die Menschen von Ulm aus weitertragen. Jetzt haben wir etwas von Ulm in Buenos Aires, Johannesburg, New York, Jerusalem und Kairo. Dieser Prozess wurde 2007 brutal unterbrochen. Im Fachbeirat haben wir uns nie vorstellen können, dass uns das passieren könnte, weil unsere intellektuelle und persönliche Unabhängigkeit so groß war, auch untereinander. Wir befanden uns nicht in Konkurrenz zueinander, sondern haben wirklich sach- und projektorientiert gearbeitet. Gerade Ulm ist durch eine jahrzehntelange Historie persönlicher Konflikte geprägt, die menschlich tief verletzt haben. Wir haben nicht eine Sekunde darüber nachgedacht, dass es uns früher oder später auch einholen wird.

Im Sommer 2007 hat René Spitz seine Intendanz nach einer Auseinandersetzung mit dem Geschäftsführer des IFG niedergelegt. Ruedi Baur und ich waren fassungslos angesichts des Geschehens und der Eskalation, die nach dem Hearing 2007 zum Austritt von Spitz, Dell, Kniess und Loenhart aus dem Fachbeirat führten. Aber wir haben auch pragmatisch gesehen, dass die Stiftung für 2008 erneut 50.000 Euro Preisgeld zur Verfügung stellte. Deshalb wollten wir unbedingt um der Projekte willen die Kontinuität wahren und veröffentlichten wieder die Ausschreibung »Designing Politics – The Politics of Design«.

Nach der großen Explosion habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, als Trümmerfrau das zu retten, was zu retten war. Dann erfuhren wir 2008 von Plänen der IFG-Geschäftsführung, den Gebäudekomplex in einen sogenannten »Designpark« zu verwandeln. »Ulm« sollte ein banales Etikett zum Zwecke der Vermarktung von Immobilien werden. Das war das krasse Gegenteil all dessen, wofür Ulm in der Welt steht. Diese Pläne offenbarten ein unglaubliches Unverständnis von der Sache.

Heute, vier Jahre später, kann ich feststellen, dass es bis zu einem gewissen Grad gelungen ist, den Kern dessen, was Ulm zu Ulm macht, zu bewahren. Wir sehen es aktuell in den Ulmer Gesprächen, die ich seit dem Frühling 2012 kuratiere, und in den Begleitpublikationen. Wir sehen es an den Hearings, die in veränderter Form sehr zukunftsorientiert ausgerichtet sind. Dafür steht erheblich weniger Geld zur Verfügung als in den Jahren bis 2008. Dennoch, es hat sich gelohnt, dass ausgerechnet ich dabei geblieben bin, denn Stück für Stück haben wir wieder viel zusammengebracht. Ich bin mir sicher: Wäre ich es nicht gewesen, wäre viel mehr vom Kern verloren gegangen.

Was hat Sie dabei bewegt und was wollten Sie bewegen?

Das ist eine geschlechtsspezifische Frage: Männer gestalten wahnsinnig gerne, es ist Ausdruck von Freiheit, und Freiheit ist das Thema des Mannes. Das Thema der Frauen ist eher die Symbiose oder die Verwaltung. Ich sage immer, Männer gestalten, Frauen verwalten. Deshalb habe ich mich auch als Trümmerfrau bezeichnet. Ich habe den Kern verwaltet. Ich habe etwas gerettet, was in der Gestaltungswut der männlichen Auseinandersetzung – und Ulm ist ein sehr männlicher Ort mit sehr weiblicher Inspiration – zu Bruch gegangen ist.

In Ulm habe ich nicht die Bewegung gesucht, sondern das Zuhören. Ich wollte den Ort reden lassen. Dass der Ort bewegen kann. Dass nicht ich mich bewegen muss oder ich etwas bewegen muss.

Heute bewegt mich die Überzeugung, dass es Ulm als Schule braucht. Aber es gibt so viel Neid, so viel Engherzigkeit, so viel Bologna-Schrott, so viel bürokratischen und finanzmathematischen Unsinn. So viel Zahlenspiele, so wenig Sprache, wenig Bildverständnis, kein Begehren nach etwas Eigenem und Neuem.

Dabei hat die HfG kein staatlich sanktioniertes Diplom verliehen. Es war einfach ein Zettel. Sein Wert ist erst dadurch entstanden, dass die Ausbildung als besonders wertvoll anerkannt wurde.

Dann teilen wir einfach wieder Zettel aus. Stellen wir uns doch einmal vor: eine zweijährige Ausbildung für 20 bis 30 Studierende, die einmal im Monat von donnerstags bis sonntags in diesen Gebäuden zusammenkommen. Die sich aus allen Disziplinen – von Biochemie über Philosophie, Gestaltung, Fotografie bis zum Handwerk – treffen und in ähnlichen Formen wie bei den ersten Hearings in den Diskurs begeben. Mit der Kaffeepause als Diskussionsformat. Es geht um die »in-betweens«, die Transformation, die nicht outputorientierte Ausbildung der Menschen, die Herzensbildung, die Ulm auch immer gesucht und gefunden hat. Herzensbildung ist ein wahn-sinnig schöner Begriff, altmodisch, aber es passt zu Immanuel Kants Diktum, dass Intelligenz nicht nur eine Frage des Geistes ist, sondern eine des Herzens. Genau das fehlt heute: die Verbindung von intellektuellen Leistungen mit der körperlichen Wahrnehmung. Die Kommunikation zwischen Raum und Subjekt, zwischen oberflächlicher Aufklärung (damit meine ich nicht die Ratio der Erbsenzähler) und realistischer, sinnlicher Erfahrung. Wenn beides zugelassen wird, entstehen so großartige Resultate wie hier in Ulm. Ulm ist heute überall: in Apple, in Haushaltsgeräten, in der Signaletik (auch in der schlechten), in der Medienkritik (man denke nur an Alexander Kluge). Die Ursache für diese nachhaltige Wirkung Ulms war doch nicht, dass es sich um eine bessere Generation von Studenten gehandelt hat. Es liegt daran, dass sie mehr Räume zur Verfügung hatten. Das ist es, was wir versuchen, hier aufrechtzuerhalten.

Welche Konflikte sind für Sie mit Ulm verbunden?

So frei dieser Ort auch ist, Ulm weckt auch Neid und Besitzanspruch. Alle, die in irgendeiner Form mit Ulm involviert waren, haben eine Begehrlichkeit entwickelt nach dem Motto: Das ist mein Zuhause, das gehört mir. Bei den Ulmer Konflikten geht es im Wesentlichen um eminent wichtige Form-Fragen. Sie sind untrennbar mit Ethik und Haltung verbunden. Die Moral der Dinge ist von herausragender Bedeutung. Dazu kommt die fehlende menschliche Größe der Akteure, die großartige Projekte wirklich zerstören können. Aber leider sehen wir das wie in der Geschichte überall. Das ist das, was Adorno die Faszination der Leiche genannt hat. Eine ständige Obsession am Ding, am Stil, an der Inszenierung. Diese Inszenierung folgt keiner Moral. Es zeigt sich besonders deutlich, dass sich dies auch in der Politik etabliert hat.

Was bedeutet Ulm für Sie heute?

Ulm ist jetzt Kommunikation. Ulm ist in Stockholm, in Amsterdam, in Paris, Ulm sollte eigentlich überall sein. Das ist zum Teil den persönlichen Netzwerken der Menschen zu verdanken, die hier Vorträge hielten, an einem Hearing teilnahmen oder gefördert wurden. Das ist Ulm. Aber über all diese Netzwerke und Diskurse hinaus braucht es auch, wie bei der arabischen Revolution, die Demonstration am Platz.

Regula Stämpfli:

The fascination of the corpse

Dr. Stämpfli, you are a historian and political philosopher. How did you come into contact with Ulm?

Ten years ago, I was already researching into the relationships between forms, spaces and clothing. I was especially interested in what fashion and space have to do with philosophy. In that context, I came across Ruedi Baur, because he was dealing with the connections between democracy and forms. He invited me to give a presentation on the subject of “How democratic is design?” at a congress on democracy and design in 2004. I accepted immediately in my youthful exuberance, not suspecting that I would be busy preparing it from morning to evening every day for four months. But it gave me the opportunity to explore the many facets of the topic, from commodity fetishism through Aristotle’s understanding of space and time and quantum physics, right up to Judith Butler. It was amazingly exciting to think about whether design is just a history of the instruments of perception, whether design can be political or whether it is just the attributes that make the policy and shape the form.

Ruedi Baur had been a member of the IFG Advisory Board since 2004, and proposed to invite you to take part in the “Transformation” Hearing in 2005. What did you associate with Ulm at that time?

The White Rose. Ulm was much more than a place to me: It was an emotion and a memory. In 1982, when I was at high school, I saw the film, “The White Rose”. That was an enormous influence on me as a young person. It was the reason why I decided to study history. When I learned in the introductory lecture to the Hearing that there was a direct line to Sophie and Hans Scholl, I thought that was more than just chance. A conjunction of place, commitment and space. There are steps in our lives that we take as children and adolescents but which only suddenly make sense when we have long become adults.

What did you expect from the Hearing, and what did IFG expect from you?

I knew what to expect because the invitation was quite clear about what was wanted: “Please prepare. Bring firm proposals with you.” The travelling and accommodation costs were paid, and we could spend three days reflecting on forms, aesthetics, space and time. I actually took a list of questions with me. For instance, I suggested we consider the ways in which politics is reflected in form. That was something new for the designers, who prefer to deal with solid objects and find that more important than political debate. Or that the news in the media is also given a particular form: What an image looks like on the TV screen is also design. At that point we were determined to launch a design debate and look critically at forms like that: the blue box, not only the colours in buildings and signage, but the colour theory taught in communications, the lack of variety in the communicative channels, means of transport, discussions. Long before Facebook and Google became popular we had stimulating conversations with John Maeda in the coffee breaks on the appearance of phenomena with which everyone is now familiar as social networks. We already discussed that at the Hearing in 2005 as a form of social coherence emerging from a non-material connection. We swapped ideas on how human beings can be physically integrated in public spaces. While the designers immediately asked how people designed the space, I wanted to know what effects spaces had on the human body. Since then, I have thought that there is a dialogue between objects and people.

I always say that people are like objects under a spell, and objects are like people under a spell. The reification Marx spoke of is taking place. We are being reified, objectified and commodified.

In short, it was a really amazingly moving, wonderfully organized and structured conference with stimulating people.

The Foundation then offered you a seat on the Advisory Board. What tempted you to become involved in Ulm?

It was above all the concept of “Transformation”. That was discussed with great frankness at the Hearing, and only that made the transformation of IFG Ulm possible. Starting with the Hearing, the Advisory Board anticipated many topics which have only attracted the interest of the public in recent times: the Occupy movement, globalization, virtuality, and reality loss in a financial community that is becoming automated. It’s still exciting to see that: Much of what is now discussed as major topics in the features sections of the leading media as if it had just been discovered was discussed in advance by us with input from various people.

But the place also exudes a certain magic. The discussions can take a highly utopian form here, in the original sense of the word: no place, and nevertheless bound to a place. I’ll have to digress a little to illustrate what I mean by that. Ever since I turned my attention to the concept of “transformation”, I have thought that we have already come so far in the material linking of living beings and artefacts that I would like to establish communication between things and people. A kind of communication which corresponds to a deliberative discourse in democracy. As a science fiction fan, I often talked earlier to people about where the limits of robots are: When does the robot become human and when do people become robots? Can robots perhaps even develop greater ethics than people? This example make it clear the things we design and communicate with sometimes also communicate with us. I think I would never have developed such an idea if I hadn’t been here with those people at this place, which obviously has an aura. Just what Walter Benjamin was talking about – something original, real, authentic, that allows us to reflect, “Suddenly I’m not the one designing the space, but how is the space designing me?”

What was your job as a member of the Advisory Board, and how did it change?

It was the pleasant task of helping to formulate the new programme, “Designing Politics – The Politics of Design”. To do that, I only had to apply myself and contribute my ideas, just as the others played and active part. I think jobs like that are rare. I have worked in a few other foundations, but all of them were output-oriented. The Ulm Foundation is not output-oriented in the superficial sense, and nevertheless produced the maximum output for all the people involved. That becomes apparent in the writings, which have a long-term effect, and in the ideas people carry away from Ulm. We’ve now got something of Ulm in Buenos Aires, Johannesburg, New York, Jerusalem and Cairo.

This process was brutally interrupted in 2007. On the Advisory Board, we never imagined that could happen to us, as our intellectual and personal independence was so great, even amongst ourselves. We were not in competition with each other, but really worked objectively and with the aim of promoting the project at hand. Ulm, of all places, is shaped by a decade-long history of personal conflicts which were deeply hurtful on a personal level. We never thought for a second that that would sooner or later catch up with us.

In summer 2007, René Spitz resigned as chairman following an argument with the director of IFG. Ruedi Baur and I were stunned by the events and the escalation which led to the departure of Spitz, Dell, Kniess and Loenhardt from the Advisory Board after the 2007 Hearing. But we were also pragmatic enough to see that the foundation had made another 50,000 euros available in prize money for 2008. That's why we thought it was absolutely necessary to preserve continuity for the sake of the projects and again published a call for entries to "Designing Politics – The Politics of Design".

After the great explosion, I made it my business to save everything that could be saved, like the women who picked up the bricks from bombed-out buildings after the war. But then we learned in 2008 that the IFG board was planning to turn the building complex into a "Design Park". "Ulm" was to become a banal label used to market property. That was the absolute opposite of everything Ulm stood for in the world. Those plans revealed an incredible lack of understanding of what the place was about.

Today, four years later, I can see that we have been able to a certain degree to preserve the core of what makes Ulm Ulm. We can currently see it in the Ulm Conversations, of which I have been curator since spring 2012, and in the accompanying publications. We can see it in the Hearings, which in changed form are extremely future-oriented. There is significantly less money available for all this than in the years up to 2008. Nevertheless, it was worthwhile for me of all people to stay, as piece by piece we have put many things back together again. I'm sure that if I hadn't stayed, much more of the core would have been lost.

What motivated you, and what do you want to accomplish?

That's a gender-specific question: men love to design things, it's an expression of freedom, and freedom is a man's topic. The woman's topic is more symbiosis or administration. As I often say, men create and women administrate. That's why I compared myself with the women collecting bricks from the ruins. I looked after the core. I saved something that got broken in the creative rage of the male argument – and Ulm is a very male place with very female inspiration.

At Ulm, I not only sought to set things in motion, but also to listen. I wanted the let the place speak. So that the place can move, and I do not have to move or move something else.

What keeps me moving today is the conviction that there is a need for Ulm as a school. But there is so much envy, so much meanness, so much Bologna rubbish, so much bureaucratic and accounting nonsense. So much playing with figures, so little language, little understanding of images and no desire for something distinct and new.

Of course, HfG didn't award an officially recognized degree. It was simply a piece of paper. Its value only arose because education at Ulm came to be regarded as something especially worthwhile.

Then we'll just hand out pieces of paper again. Just imagine: a two year course for 20 to 30 students who come together in these buildings from Thursday to Sunday once each month. Who come from all the disciplines – from biochemistry through philosophy, design and photography to the craft trades – and enter into debates here in a similar way to those at the first Hearings. With the coffee break as a discussion format. What is at stake is the "in-betweens", the transformation, the non-output-oriented education of human beings, the development of that nobleness of heart that Ulm always looked for and found. Nobleness of heart is an amazingly beautiful term,

old-fashioned, but it fits in with Immanuel Kant's dictum that intelligence is not only a question of the mind, but also one of the heart. That's exactly what is missing today: the combination of intellectual achievement with physical perception. Communication between space and subject, between superficial clarification (and I do not mean the rationale of nit-pickers) and realistic, sensory experience. When both of these are permitted, great results like those here in Ulm are obtained. Now, Ulm is everywhere: in Apple, in household appliances, in signage systems (including the bad ones), and in media criticism (to think of Alexander Kluge for one). The cause of this sustained effect of Ulm was not however that it had a better generation of students. It was that they had more space. That is what we are trying to preserve here.

What conflicts are associated with Ulm in your view?

As free as this place may be, Ulm also generates envy and possessiveness. All those who have been involved with Ulm in one way or another have developed a certain covetousness along the lines of "That is my home. That belongs to me."

The Ulm conflicts essentially revolve around eminently important questions of form. They are inseparably intertwined with ethics and attitude. The morality of objects is of outstanding importance. Add to those the lack of magnanimity of the players, who can really destroy brilliant projects. But unfortunately there are examples of that in history everywhere.

That is what Adorno called the fascination of the corpse. A constant obsession with the thing, the style, the staging. That staging follows no morality. It is particularly clear that this has also become an established custom in politics.

What does Ulm mean to you now?

Ulm is now communication. Ulm is in Stockholm, in Amsterdam, in Paris, and Ulm should really be everywhere. That is partly due to personal networking by the people who delivered presentations here, took part in a Hearing here or received sponsorship. That is Ulm. But above and beyond all these networks and debates, there is also a need, as in the Arab Revolution, for demonstrations on the spot.



01



10

10 Bernd Kniess 2005
11 Jochen Becker 2005



11



02

01 Ralf Schlüter, Kathrin Spohr 2005
02 Raimar Zons 2005
03 Olaf Arndt 2005



03



12



13



04



05

04 Regula Stämpfli 2005
05 Raoul Bunschoten 2005



12 Meyer Voggenreiter 2005
13 Jean-Philippe Vassal 2005
14 Claudia Tabora 2005



14



06 M.P. Ranjan 2005
07 Kathrin Spohr 2005
08 Torsten Bröhan 2005
09 Markus Miessen 2005



06



07



15



16

15 Hearing 2005
16 Susanne Hauser 2005



08



09



10 Peter Sloterdijk 2005
11 Anne Toft 2005
12 Ivo Gönner 2005



01 Dieter Bosch 2005
02 Regula Stämpfli, Christian Dell,
Thomas Macho 2005
03 Stefanie-Vera Kockot 2005
04 Bernd Kniess 2005



05 Bernd Kniess,
Raoul Bunschoten 2005
06 Philipp Misselwitz 2005



13 René Spitz 2005
14 Michael Erlhoff 2005



07 Uta Brandes 2005
08 Klaus K. Loenhart 2005
09 Nikolaus Kuhnert 2005

15 Regula Stämpfli, Christian Dell,
Markus Miessen 2005
16 Sophie Lovell 2005
17 Heinz Hahn, Paolo Tumminelli
2005





Peter Sloterdijk:

Design als Kunst der Transformation

Vom Autor redigierte Fassung seines Vortrags vom 22. September 2005, im Ulmer Stadthaus gehalten anlässlich des IFG-Hearings »Transformation«

1

Das Tausendjährige Reich der Kompetenz –
Zum Selbstbegriff der modernen Welt

Es besteht bei fast allen, die über das Wesen der Modernität nachgedacht haben, ein mehr oder weniger ausdrücklicher Konsensus darüber, dass das Weltalter, in dem wir leben, ein riesiges Experiment der primären technologiefähigen Nationen über das Motiv der grenzenlosen Steigerung von Macht und der immer währenden Intensivierung des Lebens darstellt. In diesem Weltexperiment entdecken sich die modernen Subjekte – fortschreitend von Generation zu Generation – als Träger eines spezifischen Willens zur Macht. Es ist freilich durchaus nicht wahr, dass mit Männern vom Schlege eines Kolumbus oder eines Descartes, eines Cosimo oder eines Bacon mit einem Mal ein neues fertiges Geschlecht von theoretischen und praktischen Machtmenschen auf den Plan getreten sei, die nun nach einem gewalttätigen Meisterplan ein von vornherein intendiertes Imperium des Könnens ohne Grenzen aufgerichtet hätten. Die genannten Namen stehen als personale Symbole für einen transpersonalen Wirbel, in dem sich das epochale Experiment der fortgehenden Macht- und Könnenssteigerungen aufschaukelt. Nicht einzelne Individuen sind Initiatoren und erste Ursachen des großen neuzeitlichen Ausgriffs in die Seinsweise der neuen Kompetenzen, sondern eine autonome, durch aktive Subjekte hindurchgreifende Kompetenzsteigerungsspirale ist es, die sich mit den schöpferischen Geistern der frühen Moderne zu drehen beginnt, indem sie den Erfindungswillen und die Initiativität jener Männer rekrutiert. Die großen Namen aus der Frühzeit der europäischen Ermächtigungsgeschichte sind gewissermaßen die Namen von experimentellen Aposteln – sie bezeichnen Individuen, die als die Erstberufenen einer neuen globalen europäischen Mission gelten können; sie waren die Träger eines ursprünglichen Apostolats der Wissensmacht, das sich mit der Unwiderstehlichkeit einer siegreichen Religion fortpflanzte, immer neue Berufungen hervorbringend und zu immer neuen Sukzessionen inspirierend. Die Macht- und Kompetenzerweiterungsspirale der europäischen Neuzeit lässt sich als eine Art Fortsetzungsspiel beschreiben, in dem jeweils neue Generationen – vom Könnensniveau der älteren ausgehend – ihr eigentümliches Kapitel in den epochalen Steigerungsroman einfügten. Vor dem Drama sind alle Akteure gleich, und vor dem Ruf zur Macht verschwinden zu Beginn der Neuzeit die ständischen Differenzen; Kaiser und Bürger sind gleichzeitig Medien der autonomen Machtspirale, Fürsten hören wie Ingenieure den Ruf der neuen Könnens-Horizonte. Plus ultra lautete das Motto des habsburgischen Kaisers Karl V., und auf den Weltmeeren des frühen 16. Jahrhunderts kreuzten die spanischen Flotten unter diesem Zeichen, von dem man behaupten darf, es sei das maßgebliche Europäer-

wort der Neuzeit. Nur wer dem inneren Modus Operandi seines Lebens nach an diesem Immer-Weiter Anteil hat, ist im präzisen Sinn des Wortes ein moderner Europäer. Erst nach der Einnistung des Steigerungsmotivs in den Pilot-Individuen der Neuzeitspirale wird Subjektivität modernen Typs im eigentlichen Sinne möglich und wirklich. Im Willen zum Immer-Weiter sind Zwang und Spontaneität untrennbar ineinander verschmolzen, sodass sich nie mehr sagen lässt, ob die Spirale ihre Dynamik eher aus Könnenwollen oder Könnenmüssen zieht – gewiss ist nur, dass ihre Schwungmasse zuletzt immer subjektiver, also kompetenzhafter wird, sodass sich Könnenwollen in Wollenkönnen und Könnenmüssen in Müssenkönnen verwandelt. So wird, mit anderen Worten, jedes Mal das Kompetenzmoment führend, und das Subjekt kristallisiert sich fortschreitend heraus als eines, das sein Handeln, sein Wissen, sein Begehren, sein Wollen auf einem subjektiven Kapitalstock von Kompetenzen gründet. Es ist dies alles nur eine andere Art zu sagen, dass moderne Subjekte diskrete Medien von Macht sind; die modernisierte Macht ist aber mehr als ein träger Schatz; sie ruht nicht nur auf einem Bestand aus einfacher Macht, sondern entwickelt sich als Macht mit einem Steigerungsindex, als Ermächtigungsmacht – wenn man so will. Wer auf moderne Weise etwas kann, der kann es so, dass ein Zuwachs an Können samt einem Willen zum Mehrkönnen a priori schon mitgemeint und mitgekonnt wird.

Ich möchte diese Andeutungen über die Dynamisierung von Macht und Kompetenz für die Charakterbestimmung des gegenwärtigen Zeitalters nutzen. Ein in der westlichen Welt weit verbreitetes Sprachspiel legt uns die Meinung in den Mund, wir lebten in einer postmodernen Zeit. Darunter ist entweder eine epigonale Position gegenüber der heroischen und avantgardistischen Modernität, vor allem in den Künsten, zu verstehen oder eine ernüchterte Position gegenüber exaltierten Vorstellungen von Geschichtsplanung und Naturbeherrschung. Wenn die Moderne ein Kompositum aus Genialität und Konstruktivismus war, so wäre die Postmoderne eines aus Mediokrität und Chaosmanagement. Ich möchte demgegenüber zeigen, dass solche Entgegensetzungen sich unter kompetenzgeschichtlichen Gesichtspunkten nicht halten lassen. Denn über die beiden Positionen hinweg, und durch sie hindurch, zieht sich die unaufgehaltene Bewegung der Machtsteigerungsspirale; ja man kann sogar der Meinung sein, dass die sogenannte Postmoderne nur eine weitere Landmarke in der seit Jahrhunderten akkumulierenden Ermächtigungsdynamik festsetzt. Was sie auszeichnet, ist die soziale Vermassung der vormaligen Avantgardequalitäten und die Übersetzung von einst pathetischer Kreativität in alltägliche Manipulation von Materialien und Zeichen durch die Angehörigen einer weltumspannenden Design-Zivilisation, sprich durch die übernationalen neuen smarten Mittelschichten. In dieser Sicht sind Moderne und Postmoderne durch ein überwältigendes Kontinuum verbunden. Ohne Zweifel ist auch die Postmoderne nur eine Phase in der Geschichte des euro-amerikanischen Plus-Ultra. Sie hat keine Entspannung vom Zwang zur Macht mit sich gebracht, allenfalls hat sie das Könnenmüssen dem neuesten Stand der Technologie angepasst und ein wenig Spiel in den zeitgenössischen Kompetenzstil eingeführt. Es gibt keine Anzeichen für einen wirklichen Epochenbruch im Sinne eines Abbruchs der Kompetenz-Eskalation. Solange nicht eine höhere Gewalt die Spirale der Könnenssteigerungen sprengt, bleibt

ihre Aufschraubung als kinetisches Herzstück der Modernität ungebremst in Fahrt. Auch was ihr widerstehen möchte, scheint zu ihrem Auftrieb beizutragen; wer sie bekämpft, treibt sie voran. Was auf die Modernität folgen wird, kann darum nur ein weiteres höheres Modernitätsniveau sein. Unser Zeitalter hat, solange der Weltlauf dieser seiner Eigendynamik überlassen bleibt, nichts vor sich außer der Fortschreibung und Steigerung seiner selbst ins Unabsehbare und doch prinzipiell Immergleiche – bis hin zu Grenzwerten, von denen man gleichwohl annimmt, auch sie ließen sich überspielen und immer weiter hinausrücken. Die Modernität ist somit die Endzeit ihrer selbst, und sie kann wesenhaft für sich selbst nichts anderes als ihre eigene Zukunftsquelle sein, sofern sie die Drehung der Kompetenzspirale bleibt. In diesem Sinn muss man sie als ein dynamisches Millennium verstehen. Wer auch immer sein Leben als genuiner Teilnehmer am Weltexperiment der Neuzeit vollzieht, muss sich Rechenschaft ablegen über seine spontane Beteiligung an einer millennarischen Operation. Für diese gilt seit dem europäischen 16. Jahrhundert die noch immer unüberwindliche imperiale Devise. Gleich ob wir in Kolumbus oder Karl V., in den Ingenieuren der Renaissance oder den Utopikern des Barock die ursprünglichen Apostel des neuzeitlichen Kompetenz-Evangeliums sehen: Wir stehen noch immer mit jeder aktuellen Lebensäußerung in ihrer Sukzession. Ob wir Jahrhunderte rückwärts schauen oder die Gegenwart in die Zukunft weiterdenken – wir sind zunächst und zumeist Agenten und Medien für ein Tausendjähriges Reich der Kompetenz.

2

Simulation von Souveränität –
Über die Geburt des Designs aus dem Geist des Rituals

Dieses unruhige Reich ist, soviel wir wissen, kein bequemer Ort. In der agitierten Endzeit ohne Ende wird dem Leben der Einzelnen eine neuartige wettlaufartige Leistungsverfassung aufgeprägt; diese erzwingt die Entwicklung des Individuums zu einer adaptionsbereiten Biomachine. Als Könnler oder Inhaber von Kompetenz muss das einzelne Subjekt zu einem Träger von abstrakter Leistungsbereitschaft und konkreter Leistungsfähigkeit werden. Sein sozialer Stolz und seine private Würde begründen sich aus dem Bewusstsein seiner Beitragsfähigkeit zu einer Totalität von steigenden Leistungen. Der Einzelne im Kompetenz-Universum muss sich selber als relativer Souverän in seiner Wirkungssphäre verstehen. Eben dadurch gerät der moderne Einzelne in eine Falle, aus der es kein Entrinnen – zumindest kein direktes – gibt. Die Falle klafft unweigerlich dadurch auf, dass das leistungstolle Subjekt des Kompetenzsteigerungszeitalters im Gesamtwirbel der Kompetenzspirale nur eine immer kleinere, immer weiter relativierte und spezialisierte Position einnehmen kann. Der moderne Könnler kann immer weniger immer besser. Was einerseits gerechter Grund seines existenziellen Stolzes ist, – die aufgeweckte Mobilisierung von Wollen und Können in offenen Horizonten, wird zugleich zum Grund einer fundamentalen und unausweichlichen Demütigung. Die Kompetenzmasse der experimentell mobilisierten Welt im Ganzen wächst exponentiell im Verhältnis zu den Lernfortschritten der einzelnen Könnlersträger. Je mehr Kompetenz der Einzelne erwirbt, umso gewisser ist er Mitspieler in einem Gesamtspiel, in dem sein Kompetenzradius – so groß er auch sein mag – nichtig erscheinen

muss. Dieses Paradox der zugleich steigenden und sinkenden Individualkompetenz bildet den Hintergrund, vor dem sich das System des neuzeitlichen Individualismus entwickelt. Die individualistische Zivilisation steht vor der paradoxen Aufgabe, die Fähigkeiten und Ansprüche der Einzelnen so aufzuwirbeln, dass die ambitioniert aufgestachelten kompetenten Einzelnen nicht in vernichtende Depressionen fallen durch die unvermeidliche Entdeckung ihrer jetzt erst sichtbar werdenden unermesslichen Inkompetenz in allem Übrigen. Individualismus schafft das psychosoziale Reizklima, das die Souveränität der Einzelnen zugleich provoziert und annulliert. Genau mit der dramatischen Entfaltung dieser Verlegenheit findet das Prinzip Design seinen Ort im System. Denn Design ist – von einem kompetenzökologischen Ansatz her gesehen – nichts anderes als die gekonnte Abwicklung des Nichtgekonnten. Es sichert die Kompetenzgrenzen der Einzelnen, indem es dem Subjekt Verfahren und Gesten an die Hand gibt, im Ozean seiner Inkompetenz als Könnler zu navigieren. Insofern darf man Design als Souveränitäts-Simulation definieren: Design ist, wenn man trotzdem kann.

Ich denke, es lohnt sich, diesem Sachverhalt ein wenig weiter auf den Grund zu gehen. Dieser liegt, wie man sich nach dem Gesagten vorstellen kann, keineswegs in unmittelbarer Nähe zum manifesten Thema. So wie Martin Heidegger in einem bekannten Diktum darauf insistierte, dass das Wesen der Technik selbst nichts Technisches sei, so muss man im Blick auf unser Sujet deutlich machen, dass das Wesen des Designs selbst nichts Designartiges ist. Ich habe soeben Design als Können des Nichtkönnens definiert, und möchte nun diese Formel mit einigen anthropologischen Überlegungen unterbauen. Die Wurzeln des gekonnten Nichtkönnens reichen natürlich weit vor die moderne Kompetenzwelt zurück, ja sie durchziehen das gesamte Feld der menschlichen Urgeschichte und der Frühkulturen; in denen driftet der Homo sapiens als Werkzeugmacher und Mythenzähler in Horden und Stämmen durch eine noch weithin technisch unbewältigte und analytisch undurchdrungene Naturwirklichkeit. Für ihn ist das Nichtkönnen – das Nichtvielmachenkönnen, Nichtvielverändernkönnen in Bezug auf seine Umwelt, zumindest verglichen mit dem Machtradius der Spätkultur – gleichsam seine erste Natur. Nichtsdestoweniger sind die frühen Menschen alles andere als hilflose angstüberschwemmte Opfer einer übermächtigen Außenwelt. Sie sind im Gegenteil lebhaft, erfinderische, hochbewegliche Akteure eines Überlebensspiels, das sie mit großem Erfolg betreiben, auch wenn sie vom Kompetenzhorizont eines mittelmäßigen modernen Individuums nur wie von einem Dasein in göttlichen Vollmachten hätten träumen können. Wenn ihre Lebensformen aus heutiger Sicht als schiere Ohnmachtkulturen erscheinen, so haben wir es mit einer optischen Täuschung zu tun. In Wahrheit sind moderne Subjekte wegen der breiten Entfaltung ihres Kompetenzenfächers viel mehr ohnmachtsgefährdet als die vorgeschichtlichen Menschen. Sie riskieren öfter und an vermehrten Fronten, ihr Scheitern durch Inkompetenz zu erfahren. Der Frühmensch hingegen profitiert davon, dass er zumeist fast alle Griffe kann, die er zu seiner persönlichen und sozialen Selbsterhaltung braucht, während er alles, was nicht gekonnt werden kann, im Schutz von Ritualen mehr oder weniger routiniert übersteht. Nehmen Sie an, die Sintflut fällt unter Blitz und Donner vom Himmel auf Ihr Blätterdach, dann können Sie, wenn sich das Unwetter überhaupt überstehen lässt, es besser überstehen, wenn Sie

ein Lied für den Wettergott rezitieren. Es ist nicht wichtig, dass Sie selber Wetter machen können – auch die modernen Techniken reichen noch nicht ganz bis dorthin –, sondern dass sie eine Technik kennen, bei schlechtem Wetter in Form zu bleiben; es muss in Ihrer Kompetenz liegen, auch dann etwas zu tun, wenn man ansonsten nichts tun kann. Nur wer weiß, was man tut, wenn nichts zu machen ist, verfügt über hinreichend effiziente weiterlaufende Lebensspiele, die ihm dabei helfen, nicht in auflösende Panik oder seelentötende Starre zu verfallen. Gekonntes Nichtkönnen stiftet eine Art Leerlaufverhalten oder einen Parallelprozess, in dem das Leben auch in Gegenwart des Ohnmächtigmachenden weitergehen kann. Ich verwende für solche Parallelprozesse den religionswissenschaftlichen und ethnologischen Ausdruck Ritual. In Ritualen spüren die Menschen der Frühzeit den existenziellen Boden unter den Füßen; Riten scheinen der Stoff zu sein, aus dem die Kohärenz der Welt gemacht ist. Zwar konnten auch die frühen Menschen nicht ganz dessen gewiss sein, ob die Sonne wirklich deswegen aufgeht, weil sie schon vor ihr wach waren und ihren Aufgang mit einem Rundtanz förderten; aber sie waren auf diese Weise den Dämonen der Morgendämmerung gewachsen und konnten sich rituell in ihren Tag hineinspielen und ihre mythische Identität als Kinder des hellen Gestirns und der dunklen Erde bewahren. Die Lücke, durch die Ohnmacht, Panik und Tod ins Leben eindringen, wird von archaischen Zeiten an durch Rituale geschlossen. In diesem Sinn darf man von der Geburt des Designs aus dem Geist des Rituals sprechen. Denn wenn auch Design im exakten Sinn des Wortes eine unverkennbar moderne Erscheinung ist und sich eher an Dingen als an Gesten manifestiert, so ist sein gestisches Substrat, das Können im Ungekonnten, das Informbleiben inmitten des Formzersetzenden, doch präfiguriert in der uralten Geschichte jener gestischen und symbolischen Parallelhandlungen, die wir auch heute noch Rituale nennen. Ohne selbst ursächlich auf die Ereignisse in der autonomen Umwelt einzuwirken, halten Rituale die Lebensvollzüge ihrer Praktikanten zusammen und besitzen in diesem wohlverstandenen Sinn die Macht, eine ansonsten nicht zu meisternde Welt in Ordnung zu bringen. *Extra ritum nulla salus*. Vor allem für die unverfügbaren Schwellenereignisse des Lebens – insbesondere beim Tod von nahestehenden Menschen – haben auch viele moderne Individuen noch Reste von Ritualkompetenz bewahrt; diese erlaubt es ihnen, parallel zum nicht beherrschbaren Ereignis die Fortsetzung ihres Lebensspiels durch Minimalschemata des richtigen Weitermachens und Darüberhinkommens zu bewerkstelligen. Ähnliches lässt sich auch für Geburten und Geburtstage, Hochzeiten und Trennungen, sowie für Jahreswechsel und Jubiläen sagen. Sie sind von Ritualresten unterfütterte Schwellen, deren Überschreitung ein Minimum an formaler Fitness erforderlich macht. Das Ritual, als elementare Spielregel und soziale Formquelle, liefert das hierzu notwendige gestische Repertoire.

Von hier aus ist die Rückkehr zu den aktuellen Gestalten des designgetragenen Inkompetenz-Managements nicht allzu schwierig. In der Not nimmt auch der Teufel den Farbeimer in die Hand. Als in den 1970er Jahren auf dem Flugplatz von Athen eine Maschine der Suisse Air abgestürzt war, kam es neben den selbstverständlichen Bergungsmaßnahmen für die überlebenden und toten Passagiere auch zu der bedenkenswerten Anordnung seitens der Fluggesellschaft, dass das hoch aufragende Heck der zerbrochen am

Boden liegenden Maschine mit dem allzu sichtbaren weißen Kreuz auf rotem Grund von einem Flughafenarbeiter auf der Stelle übermalt werden sollte. Man mag das Erste Hilfe für ein verunglücktes Firmenzeichen nennen. Sie lässt mit einiger Präzision erkennen, was Design im Extremfall will und kann: Die Heckübermalung ist ein Beweis dafür, dass man noch immer etwas tun kann, wenn nichts mehr zu tun ist.

Aber es wäre frivol, die Design-Frage ausschließlich von Inkompetenzkatastrophen der erwähnten Art her zu entwickeln. Kompetenter Umgang mit Verhältnissen und Geräten, für die man nicht recht kompetent sein kann, macht ja einen übergroßen Teil des modernen Berufslebens und Freizeitalltags aus. Alle technischen Systeme, die auf der Basis von höherer Feinmechanik, von Verbrennungstechnik, von Nukleartechnologie, von Elektrik und Elektronik funktionieren, sind für die durchschnittlichen Benutzer völlig undurchsichtige Größen. Nichtsdestoweniger ist unser Leben alltäglich längst in den Umgang mit solcher Technologie installiert. Die Basismaschinen der gegenwärtigen Welt, die Uhren, die Automobile, die Computer, der Gerätepark der Unterhaltungselektronik, die höheren Werkzeuge und dergleichen – sie sind allesamt für die absolute Mehrheit der Benutzer nur glitzernde Oberflächen, deren Innenwelten unmöglich zu betreten sind, es sei denn dilettantisch und zerstörerisch. Nach traditioneller Rhetorik würde man hier von Büchern mit sieben Siegeln sprechen, in zeitgenössischer Sprache heißen solche undurchdringlich komplexen Blöcke in der Umwelt der Benutzer schwarze Kästen. Infolge der technologischen Revolution ist die Lebenswelt der Individuen vollgestellt mit solchen Gerätschaften, die zu zauberallogischen telepathischen Operationen ermächtigen – wie Fernhören, Fernsehen, Fernsprechen, Fernsteuern: Fernlesen – allesamt Leistungen, die sich auf dem Benutzer abgewandte apparatinnerliche Prozesse stützen. Design kommt unweigerlich überall ins Spiel, wo der schwarze Kasten dem Benutzer eine Kontaktseite zuwenden muss, um sich ihm trotz seiner internen Hermetik nützlich zu machen. Design schafft den dunklen Rätselkästen ein aufgeschlossenes Äußeres. Diese Benutzeroberflächen sind gleichsam die Gesichter der Boxen, genauer: das Make-up der Maschinen; sie simulieren eine Art von Verwandtschaft zwischen Mensch und Kasten und flüstern dem Benutzer Appetite, Berührungslüste, Handlichkeitsempfindungen und Initiativen ein. Je unbegreiflicher und transzendenter das Innenleben des Kastens ist, desto auffordernder muss das Kastengesicht dem Kunden ins Naturgesicht lächeln und ihm signalisieren: Du und ich, wir können es miteinander; ich drücke in meiner PVC-Physiognomie meine ungeheuchelte dienstbereite Sympathie für dich aus. Durch Design lässt sich die Überzeugung stiften, dass ein Mann und sein Trockenrasierer Mannschaftskameraden sind, kaum anders als die Hausfrau und ihr Lavamat. Design schafft bei komplexem Gerät jene Fassade aus Zeichen und Berührungspunkten, an welcher der Benutzer ohne spürbare Demütigung durch seine evidente Inkompetenz fürs Innere sein Spiel anschließen lassen kann. Aus der Benutzerperspektive muss Unwissen Macht werden können. Ich tele-faxe, also bin ich. Das Universum des Produktdesigns dreht sich weitgehend um das sensitive Sujet des Dienstes am Kompetenz-Bedarf strukturinkompetenter Benutzer. Ein Kunde ist aus solcher Sicht immer ein Idiot, der Souveränität kaufen möchte. Und der Designer liegt – in strategischer Allianz mit den Herstellern und den Experten für das Innere der

schwarzen Kästen – immer auf dem Sprung, um neue Wendungen auf dem Souveränitätsmarkt hervorzubringen oder nachzuvollziehen. Als Benutzer von undurchsichtiger Technologie ist der moderne Kunde ein ins Alltägliche abgesunkener Scharlatan – ein Illuminist mit Kippschalter und Dimmer, ein Telepathiekünstler mit dem Faxgerät, ein kinetischer Gaukler am Steuer eines Wagens, ein Levitationsmeister im Linienflugzeug. Und insofern all diese dunklen technischen Objekte ohne den Beitrag von Designern nicht wären, wie sie sind, kann man den Beruf des Designers als den eines Scharlatanenausstatters bezeichnen – er liefert Alltagsscharlatanen wie mir und Ihnen und jedermann das Zubehör für ihre fortlaufenden Souveränitäts-Simulationen. Umgangssprachlich nennt man dieselbe Leistung Mithilfe zur Lebenserleichterung. Dieser Dienst hat Vorbilder und Verwandte in einer Sphäre, die dem technischen Element ganz fern, ja entgegengesetzt zu sein scheint – bei den Rhetorik- und Grammatiklehrern der Antike und den Tanz- und Manierenlehrern aristokratischer Zeiten. Beide lieferten Trainings in sprachlichen und körperlichen Haltungen, die den Individuen auch in bodenlosen Situationen den Absturz in Sprach- und Haltlosigkeit ersparten. Wenn kein Wort mehr passend ist, ist immer noch ein Wort am Platz; wo aller Halt verloren ging, ist immer noch gute Haltung möglich. Design wiederholt diese Ausstattung mit Souveränitätsmitteln im Horizont einer technologischen Zivilisation; es liefert das technische Zeug zur Macht für Menschen, die versuchen, in der ungeheuren Machtsteigerungsspirale der Gegenwart nicht nur als ohnmächtige Kompetenz-Marionetten vorgeführt zu werden. Ob dieser Versuch gelingen kann, darüber streiten heute die humanistischen und die technizistischen Parteien der Kulturkritik.

3

Kompetenz als Revisionskompetenz –
Design unter dem kategorischen Imperativ der Warenwelt

Nachdem von der Geburt des Designs aus dem Geist des Rituals die Rede war, muss von einer zweiten spezifisch modernen Quelle der Design-Zivilisation gesprochen werden. Die moderne Welt als Experimentalkultur ist in ihrem Betrieb der praktische Vollzug der Überzeugung, dass Dinge nicht Wesen oder Kreaturen sind, sondern Funktionen oder verstofflichte Handlungen. Wären Dinge Wesen aus eigenem Recht und Ursprung – gewissermaßen Dinge von Gottes Gnaden –, so wäre der Versuch, Hand an sie zu legen, latent oder manifest blasphemisch; jedes Design – sofern Design Neuzeichnung von Dingen meint – wäre dann ein Aufstand gegen die anerschaffene oder naturgeborene Essenz. Sind Dinge jedoch Träger von Funktionen, so sind sie durch kein Ursprungssiegel geschützt und geheiligt und stehen von ihnen selbst her einer ständigen Verbesserung und Neuschöpfung offen. In diesem Sinn ist Design als Haltung und Beruf im elementaren Revisionismus der pragmatischen Modernität verankert; Revisionismus aber ist Meliorismus, Neumachen meint Bessermachen. Design ist also die Vollzugsform des Funktionalismus – wer Design betreibt, bekennt sich als praktizierender Funktionalist, er ist Täter des Verbs »Funktionieren«, Apostel des in alle Welt hinausgesandten Glaubens an den Vorrang der Funktion vor Struktur und Wesen. Treten wir einen Schritt von solchen Selbstverständlichkeiten zurück und fragen nach dem Sinn dieser allzu einleuchtenden Ausdrücke, so gelangen wir auf ein Feld, wo

der Zusammenhang zwischen dem Ding und seiner Funktion oder der Funktion und ihrem Ding in einer durchaus zwielfichtigen Weise sichtbar wird. Martin Heidegger hat in seiner berühmten dunklen Rede über »das Ding« die hier gestellten Fragen am Beispiel eines Kruges erläutert. Die Funktion des Kruges – darüber sind nicht viele Worte zu verlieren – zeigt sich in seiner Eignung zu der Aufgabe, in seinem hohlen Innern Wasser oder Wein zu fassen und zum Ausschütten zur Verfügung zu stellen – deswegen vereinigt er in seinem Aussehen notwendigerweise die drei Merkmale Hohlbauch, Griff und Schnabel. Die Funktion des Dings wäre demnach einfachhin dessen Dienst oder Nutzen. Vom diesem Beispiel her gedacht sind Dinge allgemein gesprochen nützliches zuhandenes Zeug. Aber als dienendes Zeug sind Dinge zugleich auch diskret souveräne Geber – Gebe-Wesen sozusagen in den Händen von sterblichen Lebewesen. Dies zeigt sich am Krugbeispiel besonders klar. Der Krug ist von Amtes wegen zum Ausschütten da, sodass sich an ihm ohne Umschweife verdeutlicht, wie dieses Ding, indem es dient, zugleich auch schenkt. Man muss zugeben, dass Heidegger zu recht keinen Grund sah, vor der Aussage zurückzuschrecken, das Wesen des Kruges sei das Schenken. Von hier aus ist es nur ein Schritt zu dem ding-ontologischen Hauptsatz, das Wesen des Dings überhaupt sei das Ge-Schenk. Wir erreichen mit diesem überraschenden Theorem ein doppeltes Dingverständnis – eines, das den funktionalen Dienst des Dings an den Anfang stellt und von diesem her auf den Menschen als Herrn und Nutzer kommt, und eines, das vom Geschenkcharakter des Dings ausgeht und den Menschen als Empfänger von Gaben der Dinge kennzeichnet. Die zweite Auffassung ist nach Tenor und Logik natürlich in einer vormodernen Welt- und Seinsauslegung zu Hause, weil sie dem Subjekt – statt seinen Willen zur Mehrkompetenz zu bedienen – seine fällige Dankbarkeit gegenüber den sich schenkenden Dingen in Erinnerung ruft. Sie markiert die Position des Anti-Designs schlechthin. Wer sie sinnetreu in die Tat umsetzte, wäre kein Souveränität suchender kompetent-inkompetenter Benutzer von Zeug zur Macht, sondern ein Meditierender und ein dingfrommer Empfänger von Geschenk im Gewand von Werkzeug, Stoff und Lebensmittel. Cum grano salis entspräche dies einer katholischen Handwerks- und Bauernphilosophie; für diese beginnt jeder Gebrauch von Werkzeugen oder Apparaten rechtens immer mit einer Dingandacht, so wie das Essen mit einem Tischgebet.

Auf diese Weise ist noch kein Designer entstanden. Designer mögen alles mögliche von sich halten, sie sind jedenfalls keine Handlanger Gottes und keine Arbeiter im Weinberg des Seins. Ein Designer kann sich nie nur als Kurator des schon Vorhandenen verstehen. Alles Design entspringt aus einer Anti-Andacht; es beginnt mit der Entscheidung, die Frage nach der Form und Funktion der Dinge neu zu stellen. Souverän ist, wer in Formfragen über den Ausnahmezustand entscheidet. Und Design ist der permanente Ausnahmezustand in Dingformangelegenheiten – es erklärt ein Ende der Bescheidenheit gegenüber überlieferten Dingverfassungen und manifestiert den Willen zur Neufassung aller Dinge aus dem Geist eines radikalisierten Fragens nach der Funktion und ihrem Herrn und Nutzer. Jedem Funktionalismus wohnt ein dingstürmerischer Funke inne. Während man beim Geschenk nicht an den Preis zu denken hat, ist das Designer-Ding von Anfang an für Preisfragen und Revisionen offen: Statt das Ding zu nehmen,

wie es sich gibt, stellt das Design die Funktion an den Anfang und macht aus dem Ding eine variable Erfüllung der Funktion. Design ist möglich, weil und insofern der Satz gilt, dass jedes Ding seinen Preis hat.

Man muss die Geschichte vom Aufstieg des Designs zum fast unumschränkten Machthaber über die Neufassung von Dingen natürlich auch in einer ökonomischen Tonart erzählen. Denn was hier im ontologischen Jargon als Ding bezeichnet wurde, heißt ökonomisch unmissverständlich Ware. Ein Ding, das Wert trägt, ist ein Gut. Wenn ein werttragendes Ding auf den Markt gebracht wird, um dort mit anderen Dingen gleicher Orientierung zu konkurrieren, so wird die Ware, wenn sie erfolgswillig und erfolgfähig ist, im Wettlauf mit ihresgleichen zum vergleichsweise besseren Gut – mit einem Wort, sie wird vom Gut zur Besserung. Dies scheint fürs erste nur ein Wortspiel zu sein – ist aber für den zweiten Blick der gültige Begriff für das dynamisierte Wertobjekt. Das zur Besserung gesteigerte Gut als Erfolg suchendes, Wert tragendes Ding ist seiner dynamischen Seinsweise auf dem Markt gemäß von sich her schon eine Sache, die den Vergleich sucht, um ihn zu ihren Gunsten zu bestehen. Man könnte sagen, sie gehorcht dem kategorischen Komparativ: Präsentiere deine Erscheinung auf dem Gütermarkt immer so, dass das Motiv deines Daseins jederzeit als Ausdruck und Anreiz des Strebens nach Besserung verstanden werden könnte! Weil nun gerade Design-Güter per se als Verkörperungen des Anspruchs auf Vorzüglichkeit gegenüber konkurrierenden Gütern hervorgebracht werden, sind sie sozusagen die real existierenden Komparative der Dinge. In der modernisierten Warenwelt gibt es – idealtypisch gesprochen – der Tendenz des Marktverlaufs nach keine statischen Güter mehr, sondern nur noch Besserungen – keine stabilen Qualitäten, sondern nur Überbietungs- und Steigerungswaren. Die revisionistische Ding-Auffassung im Design artikuliert sich genau am Schnittpunkt zwischen Experiment und Konkurrenz, zwischen Funktionsverbesserung und Verwertungsverbesserung. Zu diesen beiden Verbesserungen tritt eine dritte hinzu, wenn man berücksichtigt, dass ein Design-Ding selten, ja nie allein kommt. Jedes einzelne Design-Objekt profitiert von Nachbarschaften zu seinesgleichen – es nimmt von ihnen einen atmosphärischen Mehrwert auf, der von der Familienähnlichkeit mit verwandten optimierten, stilisierten, neu gedachten, weiter gedachten und zugespitzten Produkten, also Besserungen herrührt. Von Besserungen-Gruppen handelt die kritische Theorie des Sortiments. Aber ob im Ensemble oder als Einzelstück aufgefasst, nach der Verjüngung im Design ist das Ding immer ein komparatives Objekt – es ist der Nachfolger eines abgelösten oder überbotenen Dings, Ergebnis einer nach vorne offenen Optimierungsgeschichte. Wenn der Designer als Homo aestheticus und psychologicus, wie gesagt, ein Zulieferer für Souveränitäts-Simulationen ist, so ist er als Homo oeconomicus der Ausstatter für Güter auf dem Weg zur Besserung; er ist der Mann des unbedingten Komparativs – Entwicklungshelfer für aufstrebende Dinge. Man könnte ihn als Generalisten für Ding-Revisionen bezeichnen. In dieser Eigenschaft fungiert er als Zeugmeister für die Machtkämpfe der Eigentümer an variablem Kapital, das in Gestalt von Besserungswaren zirkuliert. Und in dem Maß, wie der aktuelle Weltmarkt tatsächlich Besserung honoriert, wird Design nicht nur zu einem Erfolgs-Faktor unter anderen, sondern mehr noch zum Grundelement und zur Nährlösung für den modernisierten, das heißt klüger gemachten Erfolg überhaupt.

Nach Ritual und Kapital ist eine dritte Quelle zu nennen, aus der das Design im aktuellen Machtraum Bedeutungen ansaugt. Das Stichwort lautet angewandte Kunst. Ich möchte hier keine Exkursion in die Sumpflandschaften von Theorien moderner Kunst beginnen. Auch den marxistischen Klassiker Warenästhetik und den liberalen Schlager Konsumästhetik will ich hier unberücksichtigt lassen. Ich spreche also nicht über »die Rolle des Ästhetischen bei der Scheinlösung von Grundwidersprüchen der kapitalistischen Gesellschaft« – wir sind nicht mehr in den 70er Jahren. Ich setze voraus, dass bekannt ist, wie Designer als Maskenbildner der Waren mitwirken an der Erwirtschaftung eines Aufmachungsmehrwerts. Auch dass Scheinbesserungen, Vortäuschung von Qualitätsdifferenzen, Erzeugung der Illusion von Auswahl beim Kunden seit Langem problematische Domänen von Design als angewandter Kunst auf Abwegen darstellen, ist eine Prämisse, die ich hier ohne weiteren Kommentar in Ansatz bringen darf. In einer Identitätskultur wird Differenz notwendigerweise zur knappen Ressource.

Was angewandte Kunst angeht, so ist sie, wie jeder weiß, nicht nur ein Kontakthof für Begegnungen zwischen Schönheiten und Techniken, sondern auch ein Inbegriff von Verfahren, den Schein des schönen Lebens zu regenerieren. Insofern besitzt die angewandte Kunst einen privilegierten Zugang zu den Traumfabriken, ohne deren Beitrag die komplizierte psychopolitische Maschinerie moderner Massengesellschaften nicht in Gang gehalten werden könnte. Modernität ist ja, wie sich inzwischen auch bei Ideologiekritikern herumgesprochen hat, nur ein anderer Name für die Verlegenheit, zwischen Abbau und Aufbau von Illusionen eine Balance finden zu müssen. Design als angewandte Kunst ist darum immer auch ein Regulator in der subjektiven Ökologie der individualistischen Zivilisation; es klimatisiert nervöse Großgesellschaften und wirkt mit an der Feineinstellung von Illusions- und Elan-Systemen. Es motiviert und tonisiert die Spieler in den Gewinnspielen der Leistungs- und Erlebnisgesellschaft, indem es die Prämie Souveränität samt ihren Simulationsmitteln so breit ausschüttet wie irgend möglich. Alle sollen Zugang zu Gewinner-Gefühlen haben – so lautet die Regel für inklusive Spiele. Solange im avancierten Illusions-Design demokratische Konzepte Regie führen, wird der technologische Fortschritt sich immer auch als Gewinnspiel für viele, wenn nicht alle präsentieren. So hat die französische SNCF ihre Hochgeschwindigkeitszüge-Politik ins Volk getragen mit dem Slogan: Le progrès ne vaut que s'il est partagé par tous. Auf der Kehrseite dieses generösen Illusionismus wächst jedoch eine harte Nüchternheit heran. Deren Zeichen spuken durch alle Medien, und die Trendpresse sendet seit Langem nur noch auf dieser Welle. Angewandte Kunst – mit neuer Illusionslosigkeit in exklusiven Spielen kombiniert – ergibt die Modernisierung des Egoismus, und dieses Ergebnis aus dem neuen massenhaften Self-designing ist es, was einen kalten Zug ins postmoderne Illusionen-Treibhaus des Westens vor dem Jahr 2000 bringt. Design als auf das Ego angewandte Kunst erzeugt an ihrem smarten Träger ein hochaktuelles Kompetenzbündel aus Tempo, Information, Ironie, Geschmack und zweiter Rücksichtslosigkeit. Die vormalige Avantgarde-Idee, das Leben des Einzelnen selbst zum Kunstwerk zu machen, hat nun, mit einer Verzögerung

von kaum drei Generationen, die Basis erreicht. Was man Lifestyle nennt, ist der Durchbruch von Design auf die Ebene der Selbststilisierungen und der Biografien. Das Individuum greift jetzt nach der Kompetenz, sich selber als Kompromiss zwischen Kunstwerk und Maschine auszuführen – etwa nach dem Vorbild von Andy Warhol, der längst weltweit als Patriarch des designgestützten Neo-Individualismus rezipiert wird. Von ihm haben nachrückende Generationen gelernt, dass Souveränität ein Effekt aus der Investition von Energie in flache Prozesse ist. Und insofern das Individuum im Design-Zeitalter selbst der Operator von flachen Prozessen am eigenen Leib werden will, dürfen wir uns darauf gefasst machen, in eine neue psychosoziale Ära hineinzusteuern, ja vielleicht sogar auf einen anthropologischen Quantensprung zu. In der Folgezeit muss es, wenn das Trendbild nicht trügt, zu einem Gestaltwandel in der tradierten menschlichen Imago kommen muss, bis hin zur Neuprägung von psychophysiologischen und neuronalen Prozessen. Es hat den Anschein, als sollte ein Typus von Homo semioticus den hochkulturellen Homo psychologicus ablösen; die manifesten Träger dieser Entwicklung sind bereits volljährig, unsere Kinder, unsere Mutanten; bei ihnen würde die klassische »tiefe« Trias von Psyche, Erinnerung, Innenwelt ersetzt durch die neue flache von Operator, Speicher, Bildraum. Die »Seele im technischen Zeitalter« könnte so etwas werden wie ein lebender Cursor in turbulenten Ereignisräumen – ein Cursor auf der Suche nach seinem Curriculum, ein Läufer auf der Suche nach einer Bahn, die seine »eigene« wäre.

5

Im Titanenkampf

Wie immer man über solche Tendenzvermutungen urteilen mag – auf jeden Fall ist Design in allen seinen drei Stämmen in eine Art von psychopolitische Titanenschlacht verwickelt, in der Hoffnungskräfte und Verzweiflungskräfte wie zwei Weltmächte oder Atmosphäre-Ganzheiten miteinander ringen. Insofern ist mit dem Kollaps des Kommunismus keineswegs ein Ende dessen erreicht, was man die bipolare Ära genannt. Man kann allenfalls sagen, dass der überflüssige Titanenkampf, die Ost-West-Bipolarität, verschwunden ist, um Platz zu machen für den notwendigen Titanenkampf – den menschheitsweit schicksalhaften Streit zwischen der Zuversicht, samt dem, was ihr Gründe gibt, und der Verzweiflung, samt dem, was sie nährt und zuspitzt. Es ist der Kampf um die Lebensgründe einer Menschheit, die es im Zuge ihrer Modernisierung lernen musste, ihre Verhältnisse mit nüchternen Augen anzusehen. In dieser Bipolarität haben alle Arbeiten und Künste der Gegenwart ihren Ort; in der Schlacht der Motive, die Hoffnung gründen oder in Verzweiflung treiben, kommen die Lebensantriebe der aktuellen und künftigen Generationen zu sich – oder lösen sich in ihr auf zu nichts. Dieses psychodynamische Endspiel der Gattungsentelligenz ist von den Medien weithin unbegriffen, obwohl sie allesamt längst wie Kombattanten im Nebel durcheinander schreien; es ist von den politischen Klassen kaum erfasst, obwohl sie selbst längst in mehr oder wenigen wirren Manövern auf dem Schlachtfeld operieren. Kein Institut für strategische Studien hat je über den Verlauf des ultimativen psychopolitischen Dramas ein Wort verloren, geschweige denn eine These über seinen Ausgang gewagt. Auch über der Intelligenz liegt ein merkwürdiger Bann, der sie daran hindert,

ihr Weltzeugenamt in gehöriger Weise wahrzunehmen. Offenbar ist es für Menschen unserer Zeit noch immer zu schwer, inmitten einer Titanenschlacht zugleich Kombattant und Beobachter zu sein. Wer sieht, so scheint die Regel zu lauten, der kämpft nicht, und wer kämpft, der sieht nicht. Und doch wäre ein sehendes Kämpfen und ein kämpferisches Sehen an der Zeit – vor allem deswegen, weil kaum jemand noch weiß oder wissen kann, auf welcher Seite der Schlacht er oder sie eigentlich angeworben wurde. Das ist Rahmen für die heute allenthalben wahrgenommene Krise der Visionen. Die Sicht als solche ist im verworrenen Titanenkampf getrübt. Des einen Grund zur Zuversicht ist des anderen Verzweiflung; des einen Verzweiflung ist des anderen Grund zur Zuversicht. Auch die letzte Bipolarität hat ihre toten Räume und Niemandsländer; zwischen den Fronten irren die Doppelagenten hin und her, und die Szenarien des Tiefenweltkriegs verbergen sich hinter Wolken von Mehrdeutigkeit. Wo aber Ambivalenz herrscht, ist Design nicht weit. Designer sind auch Maskenbildner für bodenlose Zuversicht und Schöpfer von Simulationsmitteln für trügerische Hoffnungen und falsche Auswege. Sie sind die Kerntruppe der Doppelagenten in der Titanomachie, indem sie mit der Zuversicht am Neuen und Zukunftsfähigen arbeiten und mit der Verzweiflung in Selbsterhaltungspanik blind die immer gleichen Pfade rennen. Sie geben beiden Seiten recht und rüsten beide mit Zeichen und Geräten aus. Als Mitglieder der unentschiedenen Klasse par excellence sind die Designer zugleich Lieferanten von Spielzeug für letzte Menschen und Erfinder von Werkzeug, das sich in Zukunftswerkstätten bewähren soll. Aber die Unentschiedenheit der Designer ist nicht bloß Laune oder private Schwäche, sie spiegelt die mentale Verfassung aller Kompetenzträger im aktuellen Weltaugenblick wider. Sie zeigt, dass wir zurzeit nicht wissen, mit welchen Kompetenzen man ausgestattet sein müsste, wollte man der Verzweiflung keine weiteren Gründe in den Dingen liefern.



Ruedi Baur:

Die Aktualität der Ulmer Transformation

Herr Professor Baur, Sie zählen seit vielen Jahren zu den am meisten gefragten europäischen Designern. Wie sind Sie nach Ulm gekommen?

Ganz einfach, ich habe eine Einladung zum Hearing 2004 erhalten und mit Freude angenommen.

Was haben Sie mit Ulm verbunden, bevor Sie zum Hearing gefahren sind?

Ich hatte mich selbstverständlich schon vorher mit Ulm beschäftigt. Die Ausstellung im Centre Pompidou gab mir ein klares Bild. Aber schon zuvor, Ende der 1970er Jahre, las ich die in Französisch übersetzten Texte von Tomás Maldonado. Das Konzept der Semiotischen Abfälle gefiel mir. Von seiner Verbindung mit Ulm habe ich erst später erfahren. Dann habe ich Ende der 1980er Jahre in der Galerie Projets in Villeurbanne bei Lyon die Arbeiten Otl Aichers in einer gemeinsamen Schau mit Anton Stankowski und Dieter Rams ausgestellt. In Deutschland wäre dies damals absolut nicht möglich gewesen, diese drei gemeinsam für eine Ausstellung an einem Ort zu gewinnen!

Zwischenfrage: Wie haben Sie es denn geschafft, dazu Aichers Placet zu erhalten?

Ich bin zu ihm nach Rotis gefahren, in seine autonome Republik, und brachte ihm die Einladungskarte der Ausstellung. In Futura gesetzt! Ich war halt noch jung und naiv. Otl Aicher sagte nur: »Ja, diese Schrift können wir hier nicht lesen.« Ich antwortete ihm: »Es ist für Frankreich, dort kann man es lesen ...«

Zu dieser Zeit, 1988, zeigte das Pariser Centre Pompidou seine Version der großen Wanderausstellung über die HfG Ulm unter dem Titel »L'Ecole d'Ulm«.

Ja, damit und mit dem Begleitbuch habe ich mich ziemlich intensiv auseinandergesetzt. Seither faszinieren mich die politische und die humanistische Dimension von Ulm: die Möglichkeit der Utopie, die mit Design für die ganze Gesellschaft verwirklicht werden kann. Aktuell beschäftige ich mich wieder intensiv mit der Geschichte der HfG Ulm. Ich arbeite an Entwürfen für die Signalistik des Gebäudes und die Inszenierung des HfG-Archivs. Ich stelle dabei fest, dass das erste Konzept von Otl Aicher, Max Bill und dem Ulmer Kreis zur Gründung einer neuen Hochschule immer noch ein unerreichtes Modell bleibt. Es vereint Informationsdesign, Architektur, Stadtplanung, visuelle Gestaltung und Produktgestaltung. Ich finde es bemerkenswert, dass sie schon damals einen Unterschied gemacht haben zwischen Information und visueller Gestaltung. Dass sie schon damals Architektur und Stadtplanung integriert haben in die Problematik des Designs. Ich halte das für wichtiger als die so oft bemühte Verbindung zwischen Kunst, Medien und Design. Ganz zu schweigen von dem lächerlichen Trend-Design der ZHdK zum Beispiel. Die humanistische Dimension des Gründungsimpulses besteht in dem Anspruch, dass man für den Menschen gestaltet. Der Mensch steht im Zentrum. Diese Haltung Otl Aichers hat mich immer fasziniert. Auch die »Stunde Null« nach 1945, in der alles zu überdenken war, bleibt faszinierend. Sie hat den Geist der Schule geprägt. Wir würden diesen Mut wieder brauchen.

Kritisch sehe ich hingegen alle ästhetischen Folgerungen, die er aus seinen Überlegungen und Überzeugungen ableitet. Dabei bleibe ich auch. Es besteht eine große Antinomie zwischen einerseits der weiten Öffnung der Gestaltung gegenüber dem Menschen, der Art, wie man den Menschen behandelte und respektierte als Ziel für die Gestaltung, und andererseits dem Dogmatismus, der unmöglichen Enge in der Ästhetik. Schon im ersten Bild vom Kuhberg wird das sichtbar. Max Bill steht mit seinem Bentley auf der Kuhbergwiese, lange vor Baubeginn. Was dieses Foto nicht zeigt, muss der Betrachter in seiner Vorstellung selbst vervollständigen: den Blick vom Kuhberg hinab auf die Stadt Ulm, deren Erscheinung noch Anfang der 1950er Jahre vielfach von Kriegsrüinen geprägt war. Welch ein Kontrast zwischen diesen zwei Realitäten! Es war eindeutig der unbewusste, aber latente Konflikt zwischen den luxuriösen Schweizern, die im Grunde das legendäre Bauhaus ohne große Veränderung eins zu eins nach Ulm übertragen wollten, und der von Aicher identifizierten Dringlichkeit, wieder die Industrie in Gang zu bringen mithilfe von Qualität in der Gestaltung.

Dazu gehört die Geschichte, dass die mittellosen Dozenten und Studenten, die nur ein paar Schuhe besaßen, im Winter barfuß von der Bushaltestelle zum Kuhberg stapften, wenn es geschneit hatte. Die Linie endete auf halber Strecke. Ihre Ledersohlen durften nicht nass werden, denn sonst hätten sie den ganzen Tag in nassen Schuhen gehen müssen. Während Bill im Bentley, Gugelot im Porsche und Aicher im Alfa an ihnen vorbei die Straße hochbrausten.

Was hat Sie daran gereizt, sich im Fachbeirat des IFG ab 2005 zu engagieren?

Solche Kontraste sieht man heute wieder sehr ausgeprägt. Das hat eine große Aktualität. Die Armut wächst in Europa. Heute hat Design erneut dieselbe Dringlichkeit wie zur Gründung der HfG. Man darf Design nur nicht auf Verschönerungseffekte reduzieren. Wir müssen wieder fragen, wie Design dazu beitragen kann, die Gesellschaft auf einen besseren Weg zu bringen.

Erstens hat mir die Qualität des Disputs im ersten Hearing gefallen. Sie hatte die Höhe, die man erwarten muss. Auf diesem Niveau wollte ich gerne weiterarbeiten, den Diskurs wollte ich permanent weiterführen. Zweitens gefiel mir die Interdisziplinarität der Zusammensetzung, für die René Spitz gesorgt hatte: Stadtplaner, Improvisationsmusiker, Geisteswissenschaftler und Gestalter aller Art. Drittens interessierte es mich, das Erbe von Ulm zu aktualisieren. Aber ich habe sofort gesagt: »Achtung, ich bin kein Ulmer Fanatiker! Ich unterstütze die politisch-humanistische Substanz, aber nicht die ästhetische Form.« In unserer Komfort-Gesellschaft, in der nicht gerne hinterfragt wird, finde ich diese Haltung, Streit auszutragen, um so interessanter. Zumindest solange sich der Streit um Inhalte und nicht um Fragen der Organisation und Verwaltung dreht. Was nicht immer der Fall ist. Das gibt es auch in Ulm, auch wenn man es hier vielleicht am allerwenigsten erwarten würde. Aber Ulm hat auch seine unerwarteten Seiten. Dazu gehört zum Beispiel die Geschichte, dass ich Anfang 2005 René Spitz noch eine Antwort auf sein Angebot schuldig war, ob ich die Mitgliedschaft im Fachbeirat annehmen wollte. Ich rief ihn zurück und ließ mich schließlich überreden. Später hat er mir erzählt, dass er bei diesem halbstündigen Telefonat nackt in der Umkleidekabine in einem Dresdner Schwimmbad herumliefe.

Das kommt aber nicht in das Buch.	Warum eigentlich nicht? Das Bild vorne ist der seriöse Dreiteiler, dabei ist man hinten nackt in der Sauna.
Worin haben Sie Ihre Aufgabe in Ulm gesehen?	Die Aufgabe hat René Spitz extrem klar gestellt: »Worin sehen wir überhaupt die Zukunft des IFG?« Das war eine sehr offene Frage. Mein Interesse richtete sich darauf, aus den Tagungen etwas anderes zu machen. Es ging um eine Transformation. Sie mündete in der Unterstützung von atypischen Forschungen, deren Problematiken wir nach Ulm zurückholten, weil sie schon von längerer Zeit von Ulm weggegangen sind. Die Stadt, der Ort, die Gestalterszene sind so bürgerlich geworden. Dieses Interesse hält mich nach wie vor in Ulm. Solch ein Anliegen darf man nicht aufgeben. Ich habe die Verantwortung dafür übernommen, zumindest ein Minimum in gute Hände zu übergeben, welche es weiterführen werden. Dafür müssen das Geld und der institutionelle Rahmen gesichert sein. Und wir dürfen nicht vergessen, dass gewisse Rituale und Gewohnheiten notwendig sind. In diesem Sinn muss Ulm bald wieder präsent sein.
Wie hat sich diese Aufgabe bis heute geändert?	Die Hearings und das Programm »Designing Politics – The Politics of Design« waren sehr erfolgreich. Unser Programm hat weltweit viele Schulen dazu angeregt, vergleichbare Themen in den Lehrplan aufzunehmen. Die politische Dimension der Gestaltung ist heute eine ganz normale Fragestellung. Deshalb muss Ulm jetzt die nächste Stufe erfinden. Wir müssen wieder überlegen, welche Rolle das IFG jetzt übernehmen muss, um spezifisch zu bleiben. Zudem haben sich die Rahmenbedingungen erneut geändert. Das Gebäude wird seit dem Bezug des HfG-Archivs international stärker wahrgenommen.
Welche Konflikte gab es?	Innerhalb des Fachbeirats waren wir uns völlig einig, dass der Zusammenhang von Gestaltung und Politik das zentrale Thema Ulms ist. Aber in der Stiftung gab es auch Widerspruch und Skepsis. Ich glaube, wenn wir von dort kontinuierlich Unterstützung erfahren hätten, wäre Ulm heute wieder im Zentrum der internationalen Debatte. Soweit haben wir es nicht geschafft.
Was verbinden Sie heute mit Ulm?	Es ist höchste Zeit zu erkennen, dass die Moderne heute Geschichte ist. Die Moderne ist abgeschlossen. Wir müssen das akzeptieren. Wir dürfen Ulm nicht unter dem Blickwinkel sehen, als ob die Moderne immer noch existierte. Diese Zeit ist vorbei. Sie war interessant. Ein Platz für Historiker. Diese Distanz ist notwendig, um die Problematiken unserer Zeit korrekt anzugehen. Diese Geschichte begann mit einer Rede von Adolf Loos gegen das Lallen der Gesellschaft, und sie könnte identisch enden. Wir sind nicht mehr von der industriellen Reproduktion des Objekts fasziniert. Die Zeiten haben sich geändert. Wir dürfen diese historischen Modelle nicht eins zu eins in unsere Gegenwart übertragen. Etwas anderes ist es hingegen mit den Denkstrukturen und allem, was damit zusammenhängt: die Ulmer Interdisziplinarität; ihre Art, die Gesellschaft zu hinterfragen; wie sie mit großem Selbstverständnis als Designer in der Gesellschaft agieren wollten, nicht als Diener, sondern als Initiator. Hier sehe ich nach wie vor große Aktualität. Deshalb muss das IFG jetzt wieder nach vorne schauen und die Konsequenzen der Ulmer Geschichte für die heutige Gesellschaft als Thema annehmen.

Ruedi Baur:

The topicality of the Ulm transformation

Professor Baur, you have been one of the most sought-after European designers for many years. How did you come to Ulm?

Quite simply. I received an invitation to the 2004 Hearing and was pleased to accept it.

What did you associate with Ulm before you went to the Hearing?

I had of course devoted some attention to Ulm before. The exhibition at the Pompidou Centre gave me a clear idea. But even before that, at the end of the 1970s, I read the works of Tomás Maldonado translated into French. I liked the concept of semiotic waste. I only found out later that he had been connected with Ulm. Then, in the late 1980s, I exhibited the works of Otl Aicher in a joint show with Anton Stankowski and Dieter Rams at the Galerie Projets in Villeurbanne near Lyons. In Germany, at the time, it would have been absolutely impossible to get those three together for an exhibition in one place!

Sorry to interrupt, but how did you manage to get Aicher to agree?

I went to see him in Rotis, in his autonomous republic, and took him the invitation card to the exhibition. Set in Futura! I was still young and naïve, after all. Otl Aicher just said, "Well, we can't read that typeface here." I replied, "It's for France. They can read it there ..."

At around that time, in 1988, the Pompidou Centre in Paris was showing its version of HfG Ulm's great travelling exhibition under the title of "L'École d'Ulm".

Yes, I spent rather a lot of time with that and the accompanying book. Since then, I've been fascinated by the political and humanist dimension of Ulm: the possibility of a utopia that can be made a reality with design, for the whole of society. I'm now looking closely again at the history of HfG Ulm. I'm working on designs for the building's signage and the presentation of the HfG archive. In that context, I've found that the original conceptual plan by Otl Aicher, Max Bill and the Ulm Group for the foundation of a new university is still an unsurpassed model. It combines information design, architecture, urban planning, visual design and product design. I find it remarkable that they made a distinction between information and visual design even then, and that they integrated architecture and urban planning in the design issue. I think that's more important than the tired attempts to link art, the media and design. Not to mention the ridiculous trend design at the Zurich University of the Arts.

The humanistic dimension of the motivation to found HfG lies in the aspiration to design for people. Human beings are at the centre. I have always been fascinated by this attitude of Otl Aicher's. The "zero hour" after 1945, when everything had to be rethought, also remains fascinating. It put its stamp on the spirit of the school. We could use that courage again. On the other hand, I have a critical view of all the aesthetic conclusions he draws from his considerations and convictions, and I'll stick to that. There's a great contradiction between, on the one hand, the broad opening up of design to the people, the way people were treated and respected as the aim of design, and on the other hand the dogmatism, the impossible narrowness of the aesthetics. That even becomes visible in the first picture of Kuhberg. Max Bill is standing beside his Bentley on the Kuhberg meadow, long before the start of construction. The viewer has to fill in what the photo

doesn't show in his imagination: the view down from Kuhberg to the city of Ulm, whose appearance was still scarred in the early 1950s by ruins from the war. What a contrast there is between these two realities! It was clearly the unconscious but latent conflict between the sybaritic Swiss, who fundamentally wanted to create a one-to-one copy of the legendary Bauhaus in Ulm without any great changes, and the necessity identified by Aicher to jump-start industry again with the aid of quality in design.

There's also the story that the penniless lecturers and students, who only possessed one pair of shoes, plodded barefoot from the bus stop to Kuhberg in winter when it had snowed. The bus only went half way. They couldn't get their leather soles wet, as otherwise they would have had to walk around in wet shoes all day. While Bill in his Bentley, Gugelot in his Porsche and Aicher in his Alfa roared past them up the road.

What tempted you to get involved in IFG's Advisory Board in 2005?

You can see contrasts like that very clearly again today. It's highly topical. Poverty is increasing in Europe. Today, design once again has the same urgency as when HfG was founded. Design mustn't be reduced to prettification. We have to ask again how design can help to put society on a better track.

Firstly, I was impressed by the quality of the debate at the first Hearing. It was on the high level one ought to expect. I wanted to continue working on that level and continue the debate on a permanent basis. Secondly, I liked the multidisciplinary composition of the group that René Spitz had brought together: urban planners, musical improvisers, humanities scholars and designers of all kinds. Thirdly, I was interested in bringing Ulm's heritage up to date. But I said right at the start, "Careful, I'm not an Ulm fanatic! I support the political and humanistic substance, but not the aesthetic form." In our comfort society, where people do not like to challenge ideas, I find this attitude of having it out all the more interesting. At least as long as the dispute is about content and not about questions of organization and administration. Which is not always the case. There's that, too, at Ulm, even if should possibly be least expected there. But Ulm also has its unexpected sides. They include, for example, the story that I still owed René Spitz a reply to his offer to join the Advisory Board in early 2005. I rang him back and allowed myself to be persuaded. He told me later that during our thirty minute conversation he'd been walking around naked in the changing room at a swimming bath in Dresden.

That's not going into the book.

Why on earth not? The picture at the front's the serious three-piece suit, and at the back there's the naked man in the sauna.

What did you see your job at Ulm as being?

René Spitz set out the problem very clearly: "What, if there is one, is the future of IFG?" That was a very open question. My interest was in making something different out of the conferences. Bringing about a transformation. That led to support for atypical research projects, to issues that we brought back to Ulm because they had left Ulm a long time ago. The town, the place and the designer scene had become so bourgeois. That interest still keeps me in Ulm. You can't give up an objective like that. I have taken on responsibility for passing over at least a minimum into good hands that will keep it going. If that is to happen, the money and the

institutional framework have to be secure. And we mustn't forget that certain rituals and customs are necessary. In that spirit, Ulm has to be present again soon.

How has that job changed up to the present day?

The Hearings and the "Designing Politics – The Politics of Design" programme were very successful. Our programme motivated a lot of schools across the globe to incorporate comparable topics in their curricula. The political dimension of design has become a completely normal issue now. That's why Ulm now has to invent the next stage. We'll have to think again about what role IFG now has to play to remain specific. Furthermore, the background conditions have once again changed. The building is attracting more international attention now that the HfG archive has moved in.

What conflicts have there been?

Within the Advisory Board, we were all totally agreed that the relationship between design and politics is the central topic for Ulm. But there were also objections and scepticism in the Foundation. I believe that if we had had continuous support from there, Ulm would now be at the centre of the international debate. We haven't managed to get that far.

What do you associate with Ulm today?

It's high time we realized that modernism is now history. Modernism is finished, we have to accept that. We mustn't look at Ulm as if modernism still existed. It was an interesting time, but it's over now, a place for historians. That distance is necessary if we are to approach the problems of our time correctly. That history began with a speech by Adolf Loos attacking the babbling of society, and it could end in the same way. We are no longer fascinated by the industrial reproduction of objects. Times have changed. We mustn't apply these historical models to our present age on a one-to-one basis. The situation however is somewhat different with the thought structures and everything associated with them: Ulm's multidisciplinary nature, its way of questioning society, and how the people there wanted to act with great self-confidence as designers in society – not as servants, but as initiators. That's where I still see a great amount of topicality. That's why IFG now has to look to the future again and take up the consequences of Ulm's history for today's society as its theme.



10 Hearing 2006
11 Hannah leRoux 2006



01 Ton Matton 2006
02 Tim Vermeulen 2006
03 Lars Müller 2006
04 Julia Weinmann,
Markus Ort 2006
05 Astrid Wege 2006
06 Tamar Meshulam 2006



12 Hansjerg Maier-Aichen 2006
13 Hearing 2006



07 Lisa Schmuckli 2006
08 Kadambari Baxi 2006



09 Matthias Rick, Ton Matton
2006
10 Jesko Fezer 2006



14 Annette Diefenthaler 2006
15 Xavier Costa, Bernd Knies
2006



Christopher Dell:
Improvisation

Herr Dell, Sie zählen zu den führenden Improvisationsmusikern Europas und haben mehrfach Gastprofessuren für Architektur- und Stadttheorie übernommen. Wie sind Sie nach Ulm gekommen?

Bernd Kniess lud mich 2004 auf das Hearing zum Thema »Unschärfe – blur« ein. Das hat mich damals sehr interessiert, weil der Begriff »Unschärfe« unscharf geworden war. Eigentlich war Unschärfe während der postmodernen Diskussion und in den 1990er Jahren ein Begriff, den man auf alles und nichts anwenden konnte, der aber seinen Ressourcencharakter dadurch verlor, sodass man keinen Zugriff mehr auf die Unschärfe hatte.

Das trieb mich um, da ich immer schon der Überzeugung war, dass die Unbestimmtheit genau dann zum grundlegenden Material wird, wenn wir die Fragestellung der Bestimmtheit selbst in Zweifel ziehen. Bestimmtheit in Zweifel zu ziehen ist eine ganz alte Angelegenheit, vielleicht sogar die Grundfragestellung des zwanzigsten Jahrhunderts: Was hat es mit der Unbestimmtheit auf sich und wie kann man Ordnungen schaffen, die dieser Unbestimmtheit Rechnung tragen?

Für mich waren auch viele Designbemühungen mit dieser Fragestellung konnotiert. Schon als Hannes Meyer sagte: »Wir komponieren nicht mehr. Komposition ist obsolet. Wir sind mit Funktionen und Bedürfnissen beschäftigt.«, zeigte sich schon als einer der ersten Versuche, dieser Unschärfe, die in den Bedürfnissen steckt, Rechnung zu tragen. Natürlich wird das nachher unter Funktionalismus subsumiert, ebenso wie der Versuch, diese Bedürfnisse einzuteilen. Später versucht der funktionalistische Städtebau mit der Charta von Athen die Stadt in ganz basale Gruppen der Funktionen einzuteilen, nach denen dann die Gestaltung sich ausrichtet. Städtebau mutiert zum rein rationalen Ordnungsraum. Als solcher hat er sich legitimiert. Nicht nur einen neutralen Ordnungsfilter über die Unordnung der Stadt zu legen, war radikal, sondern auch von der Komposition, also dem formellen architektonischen Ordnungsinstrument des 18. und 19. Jahrhunderts sich loszusagen. Die russischen Konstruktivisten haben versucht, eine bestimmte Debatte zwischen Konstruktion und Komposition zu generieren zur Frage, was überhaupt die Differenz ist. Dann kam Theo van Doesburg, der sagte, er macht jetzt Gegenkomposition und löst das in seine Bestandteile auf – dies führte zum Generalbass der Architektur und der Malerei.

Trotzdem verblieben die Konstruktivisten, ebenso wie die Funktionalisten, in einem euklidischen Raumverständnis hängen. Sie haben sich den Bedürfnissen der Unschärfe gewidmet, sind aber in diesem euklidischen Raum, dem Tabula-rasa-Gedanken verblieben und haben gedacht, sie könnten immer noch nach dem Verfahren des »Ordnungen über Unordnungen legen« arbeiten.

In den 1960er Jahren wird das Ganze noch weiter gedreht: Das Informelle kommt nach oben. Die Fragestellung der »Calculated Uncertainty« entsteht bei Cedric Price. Sie ist an bestimmte Diskurse angeknüpft.

Cedric Price, Archigram und andere knüpfen an die Kybernetik an, ähnlich wie es in Ulm passiert ist, nur dass es dort ganz anders konnotiert war.

Ulm hatte ein anderes Systemverständnis. Bei Cedric Price, Archigram und anderen zeigte sich der Versuch zu sagen, dass die Unordnung der Status quo ist, dass man aber mit den neuen Rechenmaschinen eine Rechenleistung erzeugen könnte, die eine kontrollierte Fassung dieser Unsicherheit durch Gestaltung gewährleistet. Aber auch das war noch ein Externalisierungsprogramm: »Hier sind wir im Studio und dort ist die Welt. Wir haben aber jetzt noch bessere Rechenmodelle, mit deren Hilfe wir es schaffen können. Daher können wir sagen, dass die Welt ein Prozess ist, den wir im Griff haben.«

Ähnliches ist auch in Ulm geschehen. Nicht umsonst verortet sich die HfG oben auf dem Kuhberg: als der rein externalisierte Raum der Vernunft, der noch vernünftiger ist als alles, was wir bis jetzt hatten, und über den Begriff der Funktion wieder in die Welt zurückkehren kann.

Im 19. Jahrhundert war es die kompositionale Form, die sichergestellt hat, dass man vom Studio, vom Labor in die Welt kommen konnte durch Projektion. Nun war es der Funktionsbegriff: Er zeigt an, was die Menschen mit Design machen und wie sie es machen und dass es dann immer funktioniert. Dann kommt eine Unordnung auf, die unordentlich ist. Gleichwohl hatte sich ja schon eine andere Fragestellung offenbart, möglicherweise nur im Hintergrund. Jane Jacobs hat gefragt, was eigentlich in unseren Städten passiert: Geht trotz all der funktionalen Ordnung eine Lebendigkeit verloren? Dann hat Kevin Lynch versucht zu sagen, dass man diese funktionalen Dinge nicht ganz abdecken könne und man neue Kartierungsformen bräuchte, um zu sehen, wie wir uns eigentlich in der Stadt bewegen. Das sind die ersten Vorboten eines anderen Schauens auf die Stadt, das versucht, aus diesem Externalisierungsraum heraus- und wieder in die Stadt (oder die Welt) hineinzukommen.

Schon die Chicago School hat das mit ihrem Journalismus vorgemacht. Die sind mit ihrer Methode der teilnehmenden Beobachtung in die Stadt reingegangen und haben es einfach laufen gelassen, haben in der Stadt selbst dokumentiert. Noch radikaler waren die Situationisten, die das Herumhängen, dieses Ungeordnete, zum Programm erhoben haben, um Situationen der Stadt analysieren zu können und um diese Subjektivität als ein Material in die Stadt hineinzubringen, entgegengestellt zum Funktionalismus. Ob die Situationisten in diesem Zusammenhang einem naiven Funktionalitätsbegriff anhängen, sei dahingestellt.

Zu dieser Zeit geschieht es, dass Henri Lefebvre mal wieder eine junge Freundin hat, die wiederum eine Freundin von der Freundin von Guy Debord war. Die beiden Männer trafen sich. Henri Lefebvre hatte zuvor seine bahnbrechende Studie zur Kritik des Alltagslebens ausgearbeitet. Es war vermutlich die Kriegserfahrung, die ihm gezeigt hatte, dass Revolutionen nicht mehr von diesem externalisierten Raum der Vernunft kommen, nicht mehr von Lenin oder Marx, sogar überhaupt nicht mehr als teleologisches Programm. Die Transformationen werden im Alltag passieren. Also werden wir den Alltag analysieren müssen.

Lefebvre war der Erste, der sagte, dass dem Alltag als Totalität philosophischer Rang zukommt. Früher galt das als Doxosophie. Das hatte nichts mit Vernunft zu tun. Dann kam Lefebvre mit der Kritik des Alltagslebens. Natürlich hat er kritisiert, dass wir den Alltag gar nicht lesen können, weil wir durch ihn durchhuschen. Aber in diesem Alltag sind gewisse Ressourcen, die mit dieser Ungewissheit konnotiert sind, die wir nicht lesen können, weil

uns der Alltag, laut der Marx'schen Kategorie, »entfremdet« gegenübertritt. Das ist das erste Mal, soweit ich weiß, dass der Marx'sche Entfremdungsbegriff auf den alltäglichen Raum angewendet wird.

Marx und Engels haben beide zur Stadt gearbeitet: »Zur Wohnungsfrage«. Darin behandeln sie aber nur Zusatzfragen zum Kernprogramm des Kapitals, in dem wirklich nur die Form des Warentauschs analysiert werden sollte, als Kern dessen, was sich drum herum abspielte: die Warenwertform und die Äquivalenzform, die an sich noch keine Ausbeutung darstellt. Denn wo getauscht wird, wird getauscht. Das stellt kein Problem dar. Die Ausbeutung findet im Produktionsprozess statt. Marx sagte, man müsse sich den Prozess anschauen. Aber Marx bezog sich vor allem auf die Produkte, die aus der Fabrik kamen. Natürlich ist alles, was drum herum passiert, genau darauf fixiert. Aber Marx sagte, dass man sich da die Fabriken anschauen müsse. Was passiert, wenn uns das Produkt, das wir produzieren, im Tauschprogramm mit Preiskärtchen etikettiert wird und uns als Entfremdetes und – das ist das Wichtige daran – als Naturalisiertes gegenübertritt? Wir erkennen uns nicht mehr in diesem Ding. Es tritt uns als Fremdes gegenüber. Die Produziertheit dieses Produkts geht verloren. Dann gebrauchen wir das in diesem Gebrauchswert. Aber die Verschraubung von Tausch und Gebrauchswert tritt uns fast wie ein Geheimnis oder Fetisch oder Gespenst gegenüber.

Lefebvre sagt, dass uns das auch im Alltag passiert, obwohl wir ihn selber gestalten mit unserem Leben. Da hat er noch gar nicht über Gestaltung nachgedacht, sondern nur, wie Transformation, wie unser Leben gestaltet ist. Wenn wir nicht mehr nur vom kapitalistischen Warenmechanismus hinausschauen können – weil wir wissen, dass dort keine Revolution mehr entstehen wird –, dann gibt es etwas Interessantes, um noch einmal auf die Entfremdungsfrage zurückzukommen, von der nach dem Poststrukturalismus gesagt wird, dass der Entfremdungsdiskurs keine Rolle mehr spielen würde.

Interessant ist, dass dieser Entfremdungsdiskurs dann keine Rolle spielt, wenn man von den Subjekten ausgeht und von der Entfremdung der Objekte von sich selbst. Das ist ein Modus der Entfremdung, der wirklich hinfällig ist, weil man davon ausginge, dass Subjekte feste Formen seien, die sich von einer Natur entfremdeten, die sie in Wirklichkeit seien. Das setzt immer voraus, dass es in Wirklichkeit etwas gäbe, was man sei, und man unterläge nur Verblendungszusammenhängen in einer Kulturindustrie, die uns nur von unserem wahren Selbst ablenkte. Diese Entfremdungsdebatte ist schon längst usurpiert vom Kapitalismus selbst, der uns dauernd eine vermeintliche Authentizität verkauft, oder Identität.

Das ist eine echte Katastrophe. Dieser falsche Identitätsbegriff ist wirklich das letzte Ausverkaufsschild des Designs. Dieser Konnex zur Entfremdung hat wirklich überhaupt keine Relevanz. Es gibt aber den anderen Entfremdungsmodus, auf den ich schon hingewiesen hatte: den Modus der Entfremdung vom Ding. Der bleibt für das Design relevant, weil die Dinge tatsächlich dazu tendieren, sich von uns zu entfremden, da wir dazu tendieren, sie zum naturalisierten Objekt zu machen, das jenseits aller Produktionsprozesse entsteht und dadurch für uns nicht mehr durchsichtig ist.

Wir hatten zum Hearing 2005 Peter Sloterdijk als Gastredner eingeladen. Sloterdijk hat den Designer denunziert als denjenigen, der fröhlich dazu beiträgt, indem er schöne Förmchen und Hüllen um Objekte macht. Das ist die

Hüllendebatte. Ehrlich gesagt: Wir hatten von Sloterdijk, Direktor der HfG Karlsruhe, etwas Originelleres erwartet. Natürlich trägt der Designer dazu bei, dass wir nicht mehr sehen, wie die Dinge produziert werden.

Der Konnex für Henri Lefebvre besteht darin zu sagen, dass der Alltag auch so ein Produkt ist, das wir herstellen und das uns als Entfremdetes gegenübertritt. Das ist die entscheidende Schnittstelle gewesen dafür, dass er die nächste Ebene erreicht hat. Er hatte eine kurze Schleife gedreht. Er ging noch mal zur Ästhetik, zur dialektischen und zur logischen Form. Dann ging er noch mal zu Hegel und hat sein Buch »Metaphilosophie« geschrieben, wo er noch einmal alles aufgerollt und gesagt hat, dass man Philosophie eigentlich gar nicht mehr betreiben kann. Aber sie wird noch gebraucht, um ein Konzept des Realen zu verstehen. Es wird also eine Metaphilosophie gebraucht. In dieser tauchen schon Fragen zu einem Ort auf, vielleicht inspiriert durch seine intensive Lektüre Heideggers – noch vor den Poststrukturalisten –, den er auch übersetzen konnte und den er als Kommunist nie hätte lesen dürfen, weil Heidegger anfänglich dem Faschismus nahestand und in philosophischen Deutschland eine Persona non grata war (für die Kritische Schule in Frankfurt war der Heidegger-Jargon der Eigentlichkeit eine Unmöglichkeit). Da greift also der Kommunist Lefebvre in Frankreich Heidegger auf und stellt fest: In Heideggers Begriff vom Wohnen steckt etwas Wichtiges. Denn der Ort, dieses Produkt, wird von Heidegger bestimmt. Heidegger stellt die Frage nach unserem Verhältnis zu diesem Ort, der als Raum kein Gegenüber oder ein euklidischer Raum ist, sondern etwas, mit dem wir irgendwie zusammenhängen, zu dem wir uns verhalten und in dem unser Verhalten zu uns und anderen irgendwie »erscheint« (als Phänomen, als *fainómenon*, ein sich Zeigendes, ein Erscheinendes). Wir machen Raum irgendwie, wir wissen nur nicht, wie.

Dann trifft Lefebvre Guy Debord. Gemeinsam kommen sie auf die Fragestellung der Stadt. Da fällt es Henri Lefebvre wie Schuppen von den Augen. Er beschließt, dass er noch einmal zurück muss. Dann gibt es parallele Entwicklungen. Er schreibt noch einmal ein Buch: »Die Stadt im marxistischen Denken«. Darin rollt er noch einmal komplett alle Fragen von Marx und Engels zur Stadt und zur Rolle der Stadt in den Produktionsverhältnissen auf. Daher erkennt er, dass es eine Geschichte der Stadtform gibt. Sie beginnt mit der politischen Stadt, der griechischen Polis. Im Mittelalter wird sie zur Handelsstadt, die eine bestimmte Form hat. In der Renaissance wird die Form der Stadt zum Werk. Lefebvre sagt, dass dort der Gebrauchswert, also das, was in der Stadt gemacht wurde, im Vordergrund stand. Es gab verschiedene Schichten und Klassen, die in Konflikt standen um diesen Gebrauchswert: Was wird in und mit der Stadt gemacht? Wie sieht die Stadt aus?

Bezogen auf den Heideggerschen Werkbegriff handelt es sich bei der Stadt der Renaissance um ein Werk, das kein Produkt ist. Henri Lefebvre sagt, es gibt Dinge, die überhaupt keine Produkte sind, sondern Werke von einer bestimmten Qualität, weil sie über diese Entfremdung hinausweisen, weil sie eine bestimmte Gebrauchsform haben und weil sie uns ihr Gemachtsein zeigen. In ihrem Zeigen des Gemachtseins führen sie uns weiter ins Zukünftige als Möglichkeit. Sie öffnen etwas.

Dann aber kommt die Industrialisierung. Sie überschreibt diesen Gebrauchswert mit dem Tauschwert. Es gibt jetzt den Konflikt nicht nur zwischen Klassen, sondern auch zwischen Formen: zwischen den alten Stadtformen,

die sich als urbane Kerne bereitstellen, und der Industrialisierung. Die Industrialisierung dockt sich an die alte Stadtform an, weil dort die Wegesysteme schon existieren. Sie überschreibt alte Städte oder bildet neue Agglomerationen wie das Ruhrgebiet, woraus aber wiederum eine andere Art Stadtform erschaffen wurde, welche von ihrem Bild her immer noch am Bild einer alten Stadt hing: einer alten Stadt mit Marktplatz, Vergemeinschaftung und so weiter. Diese Städte waren aber schon etwas ganz anderes durch die Industrialisierung, eine Art Negation.

Lefebvre hat dies erkannt durch seine Analyse von Marx. Gleichwohl ist ihm aufgefallen, dass er die Marx'schen Kategorien nicht mehr anwenden kann, weil es das Telos der Arbeiterklasse nicht mehr gibt. Die gesamte Teleologie eines bestimmten Prozesses, von dem der Marxismus später behauptete, es sei ein Ziel angelegt in diesem Klassenkampf, gab es nicht mehr. Sondern es gab nur eine dauernd wechselnde Unschärfe. Damit komme ich wieder zu unserem »blur« zurück, zu Unbestimmtheiten, mit denen wir zu arbeiten haben. Die Unschärfen spielen sich nicht in einem postmodern freien Raum ab, sondern in einem Konfliktraum, in dem Tausch- und Gebrauchswert aufeinanderprallen. In diesem Aufeinanderprallen entsteht eine neue Berufsform: das Design. Das hätte es sonst nie gegeben. Man hatte auch Städte vorher nie planen müssen, weil es ja ein Werk war. Dann haben sich Leute zusammengetan und irgendwie gebaut. Es gab keine richtigen Städtebauer. Trotzdem wurden unglaubliche Städte gebaut. Das hat sich nach bestimmten Prinzipien, die ich hier gar nicht erläutern will oder kann, entwickelt. Ich möchte hier aber ausdrücklich den Begriff »organisch« nicht verwenden, weil das biologistisch ist. Es hat sich aus politischen Auseinandersetzungen und bestimmten topologischen Gegebenheiten herauskristallisiert. In der Industrialisierung sagte man das erste Mal, dass man plant. Man plant auf die Fläche. Dieses planerische Denken der Industrialisierung gelangt in den Städtebau. Am Anfang war der wichtigste Städtebauer Baron Haussmann, ein Jurist. Er musste nur den Kapitalmarkt ankurbeln. Er brauchte neben der Beruhigung der Stadt durch Baumaßnahmen eine neue Kapitalzirkulation. Die Dritte Republik mit Napoleon III. war am Ende, ebenso die Produktionszirkulation und die Finanzzirkulation. Der Dritte Zirkulationsmodus musste eingeführt werden: Das Produkt »Wohnen« wurde erfunden. Es wurde erfunden als ein Kapitalzirkulationsding, was uns bis heute als etwas Natürliches gegenübertritt. So liest man heute im Kölner Stadt-Anzeiger: »Apartment, ruhige Lage, Ehrenstraße, 65 Quadratmeter Fläche, Miete 10 Euro.« Das ist total abstrakt, wie bei Marx. Total abstrakte Zahlen, aber total konkret, weil es mit unserem Wohnen zu tun hat.

Interessanterweise ist dieses Erklären – Wohnen als Produkt – die nächste Stufe nach der Metaphilosophie nach Heidegger, die von Lefebvre aufgenommen wird, der noch die Wohnungsfrage von Engels dazunimmt und dann in »Le Droit à la Ville« veröffentlicht: »Recht auf Stadt«, was jetzt im Moment als Slogan überall zu hören ist. Diese Problematik hatte Lefebvre schon 1967 erkannt.

Mit diesem Produkt »Wohnen« kamen die Städtebauer und später die Designer überhaupt erst auf den Plan, die sich aber an einem Produktionsablauf der Industrialisierung abgearbeitet haben. Le Corbusier hat nie Philosophie gelesen, oder kaum. Er hat vor allem Taylorismus und Fordismus studiert. Denn die Fabriken in ihrem Ablauf waren für ihn das beste Design, das er je gesehen hat. So sollte die Stadt auch funktionieren.

Ich hatte ja gesagt, dass mit Jane Jacobs und Henri Lefebvre eine bestimmte Fragestellung zum Vorschein kommt. Sie stellen die Externalisierung infrage und problematisieren zumindest den alltäglichen Raum. Das Design hat das zu ihrer Zeit nicht gemacht. Das Design hat gesagt, dass es bestimmte Dinge gibt, die es kennt und deren Probleme es sieht. Und Designer sind die, die die Probleme lösen. Das ist bis heute als das Wesentliche vom Designer geblieben. Die Probleme des Alltags und das Versprechen ihrer Lösung sind es, die den Berufsstand sichern und gesichert haben.

Bernd Kniess sagt immer, wenn man so in der Gestaltung vorgeht, erhält man für jedes gelöste Problem mindestens 25 neue Probleme, weil die Fragestellung nicht geklärt ist. Meine These dazu ist, dass es daran liegt, dass man externalisiert. Daher ist zu der Arbeitsweise von Ruedi Baur und Bernd Kniess, die sich mit der Internalisierung von Alltag auseinandersetzen, zu sagen, dass sie konnotiert ist mit einem epistemologischen Wandel, der die Naturalisierung, die Objektivierung infrage stellt. Gleichzeitig stellen sie die Frage: Wenn die Subjektivierung eine so große Rolle spielt, dass man in Situationen hinein muss, um dort subjektive Recherchen durchzuführen, wie besteht dann die Möglichkeit, diese Subjektivität wieder allgemeingültig zu machen, ohne sie abzuschließen, denn sie soll ja vermittelt werden. Das ist Punkt A.

Punkt B: Wie kann ich vermitteln, dass man sich in diese Situationen hineinbegeben muss, ohne eine Unmittelbarkeit zu hypostasieren, die es nicht gibt.

Adorno, sich auf Hegel berufend, sagt dazu, dass natürlich alles schon gesellschaftlich vermittelt ist und es überhaupt keine Unmittelbarkeit gibt. – Trotzdem muss ich rein. Ich muss mit einer Tiefenbohrung hinein in die Situation, um deren Ressourcen komplett zu scannen und zerlegen zu können, um sie in anderer Weise wieder versammeln zu können oder zu redesignen, wie Bernd Kniess sagen würde. Das stellt natürlich den Designbegriff, wie er aus Ulm kommt, erheblich infrage, obwohl doch der gleiche Impetus dahinter ist. Daher war es folgerichtig, dass wir uns dort getroffen haben. Wir haben diese Fragestellung, wie die Welt besser werden kann, wieder aufgegriffen. Aber wir wussten schon um Cage, der sagte: »Wer die Welt besser machen will, macht sie nur noch schlechter.« Dieses in Betracht zu ziehen, ohne in postmoderne Larmoyanz zu verfallen, war unser Ziel und unser Auftrag als IFG-Fachbeiräte. Dafür haben wir uns dort getroffen. Deshalb war es auch so wichtig, gleich zu Beginn den Begriff »Unschärfe« auf das Tablett zu bringen als einen Begriff, der im 20. Jahrhundert vieles hervorgebracht hat, was ich gerade versucht habe, schlaglichtartig zu umreißen. Der Begriff war für uns neu zu bespielen. Er stellte uns neues Denkmateriale zur Verfügung, als unabgeholtenes Darin. Bernd Kniess und ich hatten 2003 die Ausstellung »Processing Uncertainty« im Museum für Angewandte Kunst Köln kuratiert, die sich genau in diese Fragestellung hineinbegab. Es war eine der ersten Ausstellungen, die Gruppen versammelte, die jetzt schon zu den Inkunabeln einer bestimmten Bewegung gehören. Insofern sind wir immer noch bei dieser Arbeit. Sie ist noch nicht abgeschlossen.

Fred Hochstrasser sagte mir 2004, als ich in den IFG-Fachbeirat aufgenommen wurde, dass man erst 2013 sagen muss, dass wir etwas angestoßen haben, worüber 2013 alle Welt spricht. Natürlich nicht mit dem Pathos, aber die Fragestellung ist dieselbe. Wir haben in den Hearings

eine eigene Form von Tisch-Workshops in kleinen Gruppen praktiziert, was ich für sehr wertvoll gehalten habe, weil man solche Veranstaltungen nur so bespielen kann. In dieser Form bestand auch der große Unterschied zu den vorherigen Tagungen. Diese waren auch schön, aber dort lieferte man einfach sein Ding ab und dann abends beim Rotwein sagt man, dass man ehrlich gesagt kein Wort von dem glaubt, was man da behauptet hat, dass es aber einfach mal sein musste.

Die Hearings waren wirklich ganz anders aufgezogen. Es ging nur darum zu schauen, wo jeder gerade steht. Man hatte bestimmte Interessen, Motive und Themen, die man artikuliert und dann an den einzelnen Tischen in Unterthemen heruntergebrochen hat. Alle haben wie eine Jazzband zusammengearbeitet. Das geht nur mit Leuten, die wirklich scharfkantig an einer Fragestellung sind. Da kann dann auch nichts schiefgehen. Die sitzen da am Tisch und verhandeln darüber. Das ist nie richtig dokumentiert worden. Dazu hat uns das IFG nicht die Mittel zur Verfügung gestellt. Wenn man auf der nächsten Ebene prozessual zu arbeiten versucht, braucht man andere Dokumentationsmittel, die man anders aufarbeitet. Es braucht andere Repräsentationsformen. Die Repräsentationsformen der HfG reichen nicht mehr, weil sie nichts mehr offen lassen. Wir brauchen Dokumentationsformen, die dem Anderen, Epistemologischen Rechnung tragen, dass wir Wissen haben, welches wir nicht abschließend formulieren, aber trotzdem nicht so liegen lassen können, denn sonst ist es ja – postmodern – sowieso egal. Das Material aufdecken, damit es wieder neu versammelt werden kann, wie eine Art materiale Kultur. Wie gesagt, wir hatten die Mittel nicht, aber für uns selbst schrieb sich das in den Körper rein.

Ich bin immer vom Kuhberg runtergekommen mit ganz viel Material. Das ist so, wie wenn man früher nach New York gefahren ist. Ich war dann immer voll aufgeladen mit Energie, weil sich dort ein bestimmter Kreis begegnet. Da haben sich viele Solitäre getroffen, das darf man nicht vergessen. Sie haben sich darüber gefreut, dass sie einen Sozialisationsort gefunden hatten, um sich auszutauschen.

Die Hearings haben immer Bezug genommen auf eine Debatte, die Entfremdungs- oder Identitätsdebatte genannt werden kann; auf die Produktion des Raums; auf die Produziertheit der Dinge; darauf, wie uns Dinge affizieren; wie wir Dinge neu versammeln; wie wir aus dem Naturalisierungsfetisch des Designs herauskommen zum Re-Design. All dies und auch die Politisierung des Designs, die politische Fragestellung des Designs, möchte ich zusammenfassen unter dem Oberbegriff »Die Erweiterung des Design- oder Gestaltungsbegriffs«. Das war der Kern. Weil wir aus den unterschiedlichsten Disziplinen kamen, mussten wir einen Modus des Disziplinübergreifenden finden, der auf das Verfahren rekurriert. Wie wird das gemacht? Man kommt automatisch zur Produziertheit. Dann kommt man automatisch zum Prozess, den man so darstellen muss, dass er verhandelbar wird und dass wir untereinander verhandeln können, egal ob man topografisch, städtebaulich, architektonisch, landschaftsarchitektonisch, historisch, kompositorisch oder soziologisch arbeitet. Der Prozess ist selbst Gestaltung gewesen. Insofern war auch das Mentoring-Programm eine Gestaltungsfrage.

Die Antragsteller, die wir vorausgewählt und zur Präsentation beim Hearing eingeladen haben, führten eine Performance vor. Dann sollte das Mentoring nicht heißen, dass man den Ausgezeichneten sagt, wie es geht. Das IFG sollte vielmehr mit den beschränkten Mitteln in Spiel- und Verschaltssitua-

tionen gelangen und dadurch selbst im Bearbeiten, durch das Mentoring, den Gestaltungsbegriff auch räumlich und schnittstellenmäßig erweitern – anstatt wie üblich zu sagen: »Ihr bekommt das Geld und macht das dann.« Nein, das IFG wollte auch etwas damit zu tun haben und selbst durch das Befördern lernen. Denn nur dann kann die Subjektivierung als ein Soziales oder Mediales funktionieren, wenn es sich selbst immer wieder in neue Zusammenhänge wirft. Das ist das Wesentliche daran.

Uns fehlten die finanziellen Mittel. Wir wollten aber etwas tun. Das Fruchtbare an diesen Umständen war, dass wir die begrenzten Mittel nur für Hebelwirkungen nutzen konnten. Wenn wir schon nicht eigenständig fördern konnten, so wollten wir wenigstens eine Beförderungsstruktur etablieren, die die erste Schwelle zu einem größeren Projekt fördert. Das war eine wirkliche Lücke. Heute heißt das Crowdfunding.

In den Debatten im Hearing kam in nuce auch das zur Sprache, was schon bei Lefebvre auftaucht: Wenn Design nicht mehr im externen Raum der Vernunft ist, sondern sich in die Debatte und die Situationen einklinkt, dann kommt das wieder zum Tragen, was Hannah Arendt in ihren letzten Seminaren an der New School for Social Research in New York zu Kant schon beschrieben hat. Nach Kant gibt es die reflexive und die bestimmende Urteilskraft. Die bestimmende wendet nur an. Die reflexive aber reflektiert darüber, was Regeln, was Strukturen sind.

Diese Fragestellung ist für Kant immer an einen Ort der Versammlung gebunden. Lange vor Bruno Latour. Das nennt Kant Sensus communis. Das kann klein sein. Es kann sich um nur fünf Leute handeln. Sie gründen einen Sensus communis, eine Gruppe, die reflexiv über diese Regelung verhandelt. Natürlich ist das nicht abgeschlossen. Von Hegel kommt später der Vorwurf, dass bei Kant alles viel zu perfekt läuft. Dass es einfach nicht sein kann. Dass man annehmen muss, dass bei Kant die Negation nur strukturell und in Tafeln vorliegt: alles, was nicht klappt, was schief läuft, was wir nicht erkennen und hoffen können, was prozesshaft ist.

Ja! Aber das muss auch so sein, denn sonst kommt man überhaupt nicht in den Prozess. Hegel wusste das, aber das ist hinterher verloren gegangen. Man braucht diese Tafeln und die Kategorien, um dann diesen Sensus communis zu gründen und zu verhandeln. Hannah Arendt sagt darüber: »Was in der Welt erscheinen soll.« Wenn das nicht Design ist, dann weiß ich es auch nicht. Wie die Welt gestaltet werden soll. Das ist das, was jetzt Bruno Latour vor zwei Jahren wieder in seinem »Manifest des Kompositionismus« aufgegriffen hat: die Verhandlung über die »Composition Provisoire du Monde Commun«. Das ist eigentlich der Punkt. Darüber haben wir schon vor zehn Jahren verhandelt. Man muss mal bei »Pro Quadratmeter« gucken, das ist voller Bücher über Design und Politics. Wir haben das schon vor zehn Jahren gemacht. (Jetzt klinge ich wie ein Alt-68er.)

Nach dem Hearing 2005 haben wir das Programm formuliert und »Designing Politics« genannt. Mit den bescheidenen Mitteln, die wir hatten, schrieben wir es aus. Alles lief gut. 2006, beim dritten Hearing, haben wir zum ersten Mal den ausgeschriebenen Preis vergeben. Ich kam gerade von einer Tournee zurück aus São Paulo. Wir hatten im Hearing einen vehementen Austausch untereinander und in den Gruppen, die performativ ihre Projekte dargestellt haben. Wir hatten relativ viele – zehn – Antragsteller aus aller Welt eingeladen, die aufgetreten sind und ihren Vorschlag präsentierten. Wir wollten es auch so performativ haben. Dieses performative Darstellen der eigenen

Designvorstellung spielte eine große Rolle. Es half auch den Protagonisten selbst, ihre Disposition zu ordnen, als eine Art Versuch, der damit noch nicht abgeschlossen ist.

Aber ein halbes Jahr später zerfiel die Gruppe. Das passiert einfach, wenn man sich die ganze Zeit mit der Politik des Außen beschäftigt und behauptet, man müsse Internalisierungsprozesse schaffen, und dann hinter sich selbst zurückfällt. Wir sind hinter uns selbst zurückgefallen und haben versagt. Das ist bei Idealisten, die wir ja waren, die sich in ihrem Fach als Materialisten äußern, ganz oft so. Idealisten, die eine materiale Kultur haben, dann aber aus dem Blick verlieren, was um sie herum ist. Wir haben Design und Politik in unserem eigenen Ding nicht mehr im Blick gehabt. Und dann liefen die seltsamsten Dinge ab, die wir nicht sehen wollten, weil es inhaltlich an anderer Stelle so interessant war. Ich persönlich weiß gar nicht, was im IFG im Hintergrund gelaufen ist. Ich wollte es auch gar nicht wissen, selbst schuld.

Ab Sommer 2007 wurde es besonders seltsam. Es war für nichts Geld da, aber plötzlich hatte der neue IFG-Geschäftsführer von oben herab ein Erscheinungsbild und eine Ausstellungsgestaltung in Auftrag gegeben. Zeug, das man als Designer nie durchgewunken hätte. Ruedi war außer sich. Wir hatten nichts gecheckt. Es liefen Prozesse ab, die wir nicht mehr unter Kontrolle hatte. Es war ein Desaster. Ich hefte mir das auch selbst an, ich habe da auch einfach versagt. Wir haben alle versagt. René Spitz ist als Erster gegangen, schon am 28. Juni 2007. Am 21.11.2007 trafen wir uns zur Sitzung des IFG-Fachbeirats im Atelier von Ruedi Baur in Paris. Es war nicht mehr zum Aushalten. Das Labor, das wir in Ulm aufgebaut haben, war so zerfräst von Bullshit, dass es am Ende war. Noch während der Sitzung in Paris sind Bernd Kniess und Klaus K. Loenhardt ebenfalls zurückgetreten. Ich habe länger durchgehalten, weil ich mich in der Verantwortung gesehen habe, das Projekt von Ton Matton als Mentor weiter zu betreuen. Ein Fehler. So hat sich das, was wir seit 2004 aufgebaut hatten, wieder aufgelöst. Aber wir alle arbeiten ja weiter an der Geschichte. Es wird immer wieder Formen geben, wo man zusammenkommt, und Formen, wo man sich auflöst. Mit Bernd Kniess habe ich danach zwei Jahre lang an der Harvard University genau diese Fragestellung weitergeführt. Auch wenn ich jetzt nicht mehr da bin, so wird doch die Fragestellung in anderer Form weiterverfolgt. Gemeinsam haben wir für eine Veröffentlichung und eine Ausstellung einen Beitrag geleistet, die von René Spitz initiiert worden waren. Dann diskutiert man weiter. Zuletzt habe ich mit Ruedi Baur in Zürich und Genf zusammengearbeitet – und auch dort diskutieren wir weiter. Es geht nur so. Immer weitermachen, sich nicht vom Irrsinn entmutigen und von den Verhältnissen verdummen lassen.

Christopher Dell:

Improvisation

Mr. Dell, you rank among the leading musical improvisers in Europe, and have accepted several visiting professorships for architectural and urban planning theory. How did you come to be associated with Ulm?

Bernd Kniess invited me to the Hearing on the subject of “Uncertainty – Blur” in 2004. That interested me a lot at the time, as the term “uncertainty” had already become blurred. During the postmodernist discussion and in the 1990s, uncertainty had become a term that could be applied to everything and nothing, and therefore lost its referential capacity, with the result that the blurred or uncertain could no longer be grasped.

That worried me, as I had always been convinced that uncertainty became a fundamental resource at the precise moment when we cast doubt on certainty itself. Casting doubt on certainty is by no means new; perhaps even the fundamental question of the twentieth century. What is uncertainty all about, and how can one create regulated systems that take account of that uncertainty? As I saw it, many design efforts were also associated with that question. When Hannes Meyer said, “We no longer compose. Composition is obsolete. What we are dealing with is functions and needs,” that revealed itself as one of the first attempts to take account of the uncertainty inherent in those needs. Of course, that was later subsumed under functionalism, as was the attempt to classify those needs. Later again, with the Athens Charter, functionalist urban planning tried to divide the city into fundamental groups of functions which would then determine the design. Urban development mutated into purely rational zoning, and became legitimate as such. Not only the casting of a neutral net of order over the clutter of the city, but also the renunciation of composition, the formal architectural development tool of the 18th and 19th centuries, was radical.

The Russian constructivists tried to spark off a debate on construction and composition, and how they really differed. Then came Theo van Doesburg, who said he was doing counter-composition and split that up into its constituent parts – and that became the basso continuo of architecture and painting.

Nevertheless, the constructivists like the functionalists remained caught up in a Euclidian concept of space. They dedicated themselves to the needs of uncertainty, but stayed in that Euclidian space, the tabula rasa idea, and thought they could still work by superimposing order on disorder.

In the 1960s, all that took another turn, with the informal coming to the top. Cedric Price developed the concept of “calculated uncertainty”, which is linked to various debates.

Cedric Price, Archigram and others attempted to assert that disorder was the status quo, but the new computers could provide a calculating power which ensured that that uncertainty could be brought under control by design. But that too was still an externalization programme: “Here we are in the studio, and there is the world. But now we have even better computational models that can help us to succeed. We can therefore say that the world is a process which we have under control.”

Similar things also happened in Ulm. Not for nothing was HfG located up high on the Kuhberg, as the pure, externalized space of reason which was even more reasonable than everything we previously had, and which could return to the world in the vehicle of function.

In the 19th century, it was the compositional form that ensured projection from the studio or laboratory into the world. Now, it was the concept of function. That indicates what people do with design and how they do it, and that once it is done it always works.

Then, a truly disorderly disorder appeared. Nevertheless, a different issue had already surfaced, perhaps only in the background. Jane Jacobs asked what was really going on in our cities: Is vitality being lost, in spite of all the functional order? Then Kevin Lynch tried to say that all these functional things couldn't be completely covered, and that we needed new forms of mapping to see how we really navigated around the urban landscape. They are the first harbingers of a new way of looking at cities, attempting to escape from the area of externalization and return to the city (or the world). The Chicago School had already done that with their journalism. They went right into the city with their method of participatory observation and simply let things flow, documenting the city themselves. Even more radical were the situationists, who elevated disorderly hanging around to a programme allowing urban situations to be analyzed and imported that subjectivity into the city as a material, in opposition to functionalism. Whether the situationists were adherents of a naïve concept of functionality in that context can remain a matter for speculation.

It was around that time that Henri Lefebvre once again had a young girlfriend, who herself was a friend of the girlfriend of Guy Debord. The two men met. Henri Lefebvre had previously produced a seminal study, *The Critique of Everyday Life*. It was presumably his war experience that had shown him that revolutions no longer come from that externalized space of reason, no longer from Lenin or Marx, and on no account any longer as a teleological programme. The transformations take place in everyday life. So we have to analyze everyday life.

Lefebvre was the first to say that everyday life as a totality deserves philosophical status. That had earlier been regarded as doxosophy. It had nothing to do with reason. Then he came up with the *Critique of Everyday Life*. Of course he criticized our inability to read everyday life because we are too busy scurrying through it. But that everyday life contains certain resources which are associated with uncertainty and which we cannot read because our everyday lives are, in Marxian categorization, "alienated" from us. That is the first time, as far as I know, that the Marxian concept of alienation has been applied to the space we inhabit day by day.

Marx and Engels both did work on cities: "The Housing Question". But there they only deal with issues which are peripheral to the main theme of "Capital", which was really only intended to analyze the way in which goods are exchanged as the core of what took place around that exchange: the form of the commodity's value and the form of the equivalent value, which itself does not per se constitute exploitation. For wherever there is barter, a bargain is struck. That is not a problem. The exploitation takes place in the production process. Marx said the process had to be examined. But Marx was referring above all to products that came from factories. Everything revolving around the exchange is of course focused on them. But Marx also said we should have a look at the factories. What happens when the product we make has a price label attached to it in preparation for exchange and appears to us as something alienated and – this is the important thing – something naturalized? We no longer recognize ourselves in the thing. It

appears to us as something foreign. The product's history in the production process, its artefactuality, is lost. Then we focus on the utility value, but the intermeshing of exchange and utility value confronts us almost like a mystery, or fetish, or ghost.

Lefebvre says that that also happens to us in everyday life, although we shape it ourselves simply by living. There, he has not yet reflected on design at all, but only on how our lives are shaped and transformed. If we can no longer look out from the capitalist commodity mechanism – because we know there will be no further revolution starting there – then there is something interesting, to return to the alienation debate, which, according to post-structuralists, has ceased to have any significance.

It is interesting that the point at which this alienation debate plays no role at all is when one proceeds from the subjects and from the alienation of objects from themselves. That is a mode of alienation which is really untenable, as it relies on the assumption that subjects are fixed forms which become alienated from a nature which in reality they are. That always presupposes that there must be something in reality which one is, and that we are merely subject to delusional relationships in a culture industry which only diverts us from our true selves. This alienation debate has long been usurped by capitalism itself, which continually sells us a supposed authenticity or identity.

That is a real catastrophe. This false concept of identity is really the last closing down sale sign of design. This connection with alienation actually has no relevance at all. There is, however, the other mode of alienation which I have already referred to: the mode of alienation from a thing. That remains relevant to design, because things actually tend to alienate themselves from us, as we tend to make them into naturalized objects which arise somewhere beyond any production process and are therefore no longer transparent to us.

We invited Peter Sloterdijk to the 2005 Hearing as a guest speaker. Sloterdijk denounced designers as people who happily contribute to that alienation by giving objects nice little shapes and putting them into casings. That is the casing debate. To be honest, we had expected something more original from Sloterdijk, the Director of HfG Karlsruhe. Of course designers play a part in hiding how things are made from our prying eyes. For Henri Lefebvre, the nexus consists in saying that everyday life is also a product which we manufacture and which confronts us as something alien. That was the decisive step allowing him to reach the next level. He had made a brief detour, returning to aesthetics, to dialectical and logical form. Then he went back to Hegel and wrote his book "Métaphilosophie", in which he rolls it all out again and says that philosophy cannot really be pursued any more. But it is still needed if we are to understand a concept of the real. There is, then, a need for a metaphilosophy. Questions on a place already appear in this, perhaps inspired by his intensive reading of Heidegger – even before the post-structuralists – whom he also translated and whom he had never been allowed to read as a communist because Heidegger was initially close to the fascists and a persona non grata in German philosophical circles. (For the Frankfurt School, Heidegger's jargon of authenticity was utterly unacceptable.) So communist Lefebvre in France picks up Heidegger and discovers that there is something important in Heidegger's concept of dwelling. For the place of dwelling is defined by

Heidegger as a product. Heidegger poses the question of our relationship with that place, which as a space is not our opposite or a Euclidian space, but something with which we are somehow related, to which we comport ourselves and in which our behaviour towards ourselves and others somehow “appears” (as a phenomenon, something that shows itself). We make space somehow, but we do not know how.

Then Lefebvre meets Guy Debord. Together, they come upon the issue of the city. Then the scales fall from Henri Lefebvre's eyes. He decides he has to go back again. Then there are parallel developments. He writes another book, “La pensée marxiste et la ville”, once again completely rolling out all the questions Marx and Engels asked about the city and the role of the city in production conditions. He realizes then that the form of the city has a history. It starts with the political city, the Greek polis. In the Middle Ages, it becomes the trading city, which also has a particular form. In the Renaissance, the form of the city becomes a work. Lefebvre says that the focus then was on utility value, on what was made in the city. There were various social strata and classes competing for that utility value: What is made in the city and what is done with it? What does the city look like? In relation to Heidegger's concept of a work, the Renaissance city is a work which is not a product. Henri Lefebvre says there are things which are not products at all, but rather works of a certain quality, because they point beyond that alienation, because they have a certain form of use, and because they show us that they have been made. In showing us that they have been made, they lead us on into the possibility of the future. They open something up.

Then, however, comes industrialization. It replaces that utility value with the exchange value. There are now conflicts not only between classes, but also between forms: between the old forms of city which make themselves available as urban cores, and industrialization. Industrialization latches on to the old form of city because the transport routes are already there. It assimilates old cities or forms new agglomerations like the Ruhr, from which then a different form of city, which nevertheless still clung to the appearance of an old city with a market square, communal spaces and so on, was created. As a result of industrialization, however, these cities were already something quite different, a kind of negation.

Lefebvre discovered this from his analysis of Marx. He realized however that he could no longer apply the Marxian categories, because the telos of the working class no longer existed. The entire teleology of a certain process which Marxists later asserted was an aim embedded in the class war, was no longer there. Instead, there was only a constantly changing uncertainty. And so I come back to our “blur”, to uncertainties with which we have to work.

The uncertainties do not occur in a postmodernist empty space, but in a space of conflicts, where exchange and utility value clash. Out of that clash, a new kind of profession arises: design. Otherwise, it would never have come about. Formerly, cities never had to be planned, because of course they were works. Then, people got together and just built things. There were no real urban planners. Nevertheless, incredible cities were built. That developed in accordance with certain principles which I am neither willing nor able to explain here. I expressly wish not to use the term “organic” here, because that smacks of biology. It arose from political disputes and

particular topological circumstances. The age of industrialization was the first time people said they were planning something, planning a particular area. This thinking from the industrial revolution developed into urban planning.

At the start, the most important urban planner was Baron Haussmann, a lawyer. He only had to stimulate the money market, to bring about a new circulation of capital in addition to calming the bustle of the city with new buildings. The Third Republic with Napoleon III was on its last legs, as were production circulation and financial circulation. The third mode of circulation had to be introduced, and the product “housing” was invented. It was invented as a means of circulating capital, which we still regard as something natural today. Today, you can read in the local newspaper here in Cologne, “Apartment, quiet location, Ehrenstrasse, 65 m², rent 10 euros.” That is totally abstract, as if it came from Marx. Totally abstract figures, but totally concrete because it has to do with where we live.

Interestingly, this explanation – housing as a product – is the next stage in the metaphilosophy based on Heidegger and taken up by Lefebvre, who added the housing question as addressed by Engels and then published it in “Le Droit à la Ville” – the right to a city – which can now be heard as a slogan everywhere. Lefebvre identified that problem complex as early as 1967.

This product, “housing”, was what initially brought urban planners and later the designers onto the scene, but they were slaving away at a production sequence from industrialization. Le Corbusier never read any philosophy, or hardly any. Above all, he studied Taylorism and Fordism. For he thought the workflows of the factories were the best design he had ever seen. That's how the city was also supposed to function.

I said earlier that a particular issue came to light with Jane Jacobs and Henri Lefebvre. They called externalization into question and exposed the problems at least of everyday space. Design did not do that at the time. Design said it knew about certain things and the problems they had. And designers were the people who solved those problems. That has remained the essence of the designer up to the present day. The problems of everyday life and the promise to solve them are what has secured and continues to secure the profession.

Bernd Kniess says that if you adopt that procedure in design, you encounter at least 25 new problems for every problem solved, because the question at stake has not been clarified. My theory on that is that externalizing is the trouble. The way in which Ruedi Baur and Bernd Kniess work, dealing with the internalization of everyday life, can therefore be said to be associated with an epistemological transformation that calls naturalization and objectification into question. At the same time, they ask the following question: If subjectivization plays such a major role that you have to enter into situations in order to conduct subjective research there, how can there then be an opportunity to make that subjective experience universally valid again without terminating it, as the intention of course is to disseminate it? That is point A. Point B: How can I put it across that one has to enter into this situation without hypostatizing an immediacy which does not exist?

Adorno, invoking Hegel, says that of course everything has already been mediated by society and there is no immediacy at all. Nevertheless, I have to go in. I have to penetrate the situation with a deep borehole in order to

be able to scan and dismantle it completely, so as then to reassemble it or redesign it. That of course places a large question mark over the concept of design that comes from Ulm, even though the same impetus is behind it. It was therefore logical for us to meet there.

We once again took up the question of how the world can become a better place. But we already knew about Cage, who said that if you want to improve the world you will end up making matters worse. To consider this, without falling into postmodernist lachrymosity, was our objective and our job as members of the IFG Advisory Board. That was why we met there. That was why it was also so important to serve up the term “uncertainty” right at the start as a concept that had generated so much in the 20th century, as I have just attempted to outline. We were to fill the term with new meaning. It provided us with new food for thought, as unresolved content. In 2003, Bernd Kniess and I were the curators of the exhibition “Processing Uncertainty” at the Museum of Applied Art in Cologne, which examined this very issue. It was one of the first exhibitions that brought groups together which are now regarded as the founders of certain movements. In that respect, we are still continuing that work. It is not yet complete.

Fred Hochstrasser said to me in 2004, when I had been appointed to the IFG Advisory Board, that we would have to wait until 2013 to say we had started something the whole world was now talking about. Not, of course, with that amount of pathos, but the question is the same. At the Hearings, we adopted our own form of workshops in small groups around a table, and I thought that was very valuable because you can only really conduct events like that in that way. That arrangement was also the great difference from the previous conferences. They were good too, but there you just did your thing and then said over a glass of red wine in the evening that you honestly didn't believe a word of what you had said, but it just had to be done. The Hearings were really organized quite differently. The main thing was to find out where everybody stood. People expressed certain interests, motives and topics which were then broken down into sub-topics at the individual tables. Everyone worked together like a jazz band. You can only do that with people who are really at the cutting edge of an issue. Then, nothing can go wrong. They sit there at the table and discuss the matters. That was never properly documented. IFG didn't provide us with the funds for that. If you are trying to proceed to work on the next level, you need different means of documentation which are handled differently. You need different forms of representation. The forms of representation inherited from HfG are no longer sufficient because they leave nothing unresolved. We need forms of documentation that allow for the other, the epistemological, and for the fact that we possess knowledge which we cannot finally formulate but cannot just leave aside, for otherwise, in the postmodernist age, nothing would matter anyway. We need to lay bare the material so that it can be collected and arranged again, like a kind of material culture. As I said, we didn't have the funds, but I made a note of that for ourselves.

I always had a lot of material when I came back down from Kuhberg. It was like going to New York in the old days. I was always full of energy, because a special group of people had met there. Many of them were on their own, it should not be forgotten. They were pleased to have found a place to meet, to socialize and swap ideas.

The Hearings were always related to a debate that can be called the alienation or identity debate, to the production of space, to the artefactual nature of things, to how things affect us, how we rearrange things and how we emerge from the naturalization fetish of design and arrive at redesign. I should like to subsume all that and also the politicization of design, the political dimension of design, under the heading of “The expansion of the design concept”. That was the heart of the matter. Because we came from such a wide range of disciplines, we had to find a cross-disciplinary mode that drew upon the process. How is that made? One arrives automatically at artefactuality. Then one comes automatically to the process, which has to be described in such a way that it can be discussed and that we can discuss it amongst ourselves, no matter whether our approach is one of topography, urban planning, architecture, landscape architecture, history, composition or sociology. The process itself was design. To that extent, the mentoring programme was also a question of design.

The applicants we had shortlisted and invited to make a presentation at the Hearing staged performances. The mentoring that followed was not intended to be us telling the award-winner how things are done. On the contrary, IFG with its limited means was intended to become involved in game scenarios and interconnections, and thus itself by mentoring in the process expand the concept of design both spatially and in terms of interfaces – instead of the usual “You get the cash and do that.” No, IFG wanted to become involved itself and learn from its promotional activities. For subjectivization can only work as a social or medial tool when it repeatedly casts itself into new relationships. That is the essential thing. We lacked the funds, but wanted to do something. The productive thing about those circumstances was that we could only use the limited funds for leverage. If we couldn't make independent grants ourselves, we at least wanted to establish a promotional structure that assisted in crossing the first threshold towards a larger project. That was a real need. Today it's called crowd funding.

The debates at the Hearing also, in a nutshell, addressed issues which already appear in Lefebvre's work. If design is no longer in the external space of reason, but engages in the debate and the situations, what Hannah Arendt said about Kant in her last seminars at the New School for Social Research in New York again comes to bear. According to Kant, there is reflective and determinative judgement. Determinative judgement merely applies criteria, subsuming particulars under universals we already know. Reflective judgement on the other hand considers what rules and structures are, seeking new universals.

Kant, long before Bruno Latour, sees this question as always bound to a meeting, a “sensus communis”. It can be small, comprising perhaps only five people. They found a sensus communis, a like-minded group, which reflects upon the rules and structures. Of course, that is not all of it. Hegel later accused Kant of making everything much too perfect. So perfect that it is simply impossible and we have to assume that in Kant negation only takes place structurally and in tables, comprising everything that doesn't work, that goes wrong, that we can't see or hope for; everything that is processual. Indeed! But it has to be so, as otherwise we couldn't embark on the process at all. Hegel knew that, but the idea was then lost. We need those tables and the categories in order to establish the sensus communis and

to debate. Hannah Arendt calls it “what is to appear in the world”. If that’s not design, I don’t know what is. How the world is to be shaped. That is what Bruno Latour seized upon again two years ago in his “Compositionist Manifesto”: the debate about the provisional composition of the common world.

That is actually the issue at stake. We talked about that even ten years ago. Just have a look in the specialist bookshops – they’re full of books on design and politics. We were already doing that ten years ago. (Now I’m sounding like a relic from the 1968 generation.)

After the 2005 Hearing, we established the programme and called it “Designing Politics”. We used the modest funds we had to offer a prize. Everything went well. In 2006, at the third Hearing, we awarded the prize for the first time. I had just come back from a tour to São Paulo. At the Hearing, there were vehement disputes among ourselves and in the groups who had delivered performances on their projects. We had invited a relatively large number of applicants – ten from across the globe – to appear and present their proposals. We wanted it to be a performance. That kind of presentation of design ideas by their originators is very important, and also helped the protagonists themselves to arrange their presentations as a kind of unfinished experiment.

But six months later the group fell apart. That just happens when you deal with the politics of the external all the time, maintaining that internalization processes have to be created, and then don’t keep up with your own ideas. We didn’t keep up with our own ideas, and we failed. That’s often the case with idealists, which we of course were, who act as materialists in their professions. Idealists who have a material culture but then lose sight of what surrounds it. Doing our own thing, we no longer had our sights on design and politics. And then the strangest things happened and we ignored them, as other things were so interesting. Personally, I have no idea what was going on in the background at IFG. I didn’t want to know, either. It’s my own fault.

Things got particularly strange from the summer of 2007 onwards. There wasn’t any cash available for anything, but suddenly the new IFG Director, as if acting from on high, commissioned a new corporate image and exhibition design. Stuff we would never have approved as designers. Ruedi was beside himself. We hadn’t twigged to anything. There were processes under way that we no longer had under control. It was a disaster. I also blame myself for that – I simply failed. We all failed. René Spitz was the first to go, as early as 28 June 2007. On 21 November 2007 we gathered at Ruedi Baur’s studio in Paris for a meeting of the IFG Advisory Board. It was utterly unbearable. The laboratory we had established in Ulm was so peppered with bullshit that it was finished. Bernd Kniess and Klaus K. Loenhardt also resigned even before the meeting in Paris ended. I held on for longer, as I felt responsible for supporting Ton Matton’s project as a mentor. That was a mistake.

And so, everything we had built up since 2004 fell apart again. But of course we’re all still working on it. There will always be ways of getting together again and ways of drifting apart. I then spent two years at Harvard University together with Bernd Kniess examining exactly the same issues. Even though I’m not there now, the questions are still being pursued in a different form. Together, we contributed to a publication and an exhibition

initiated by René Spitz. The discussions go on. Most recently, I worked with Ruedi Baur in Zurich and Geneva, and the discussions go on there too. That’s the only way. Keep on going, don’t be daunted by the idiocy or stultified by the circumstances.



01-05 D.M. Calderwood, Native Housing in South Africa, Johannesburg: University of the Witwatersrand 1953



Photo 22. Aerial view of the development, Kwa-Thema.

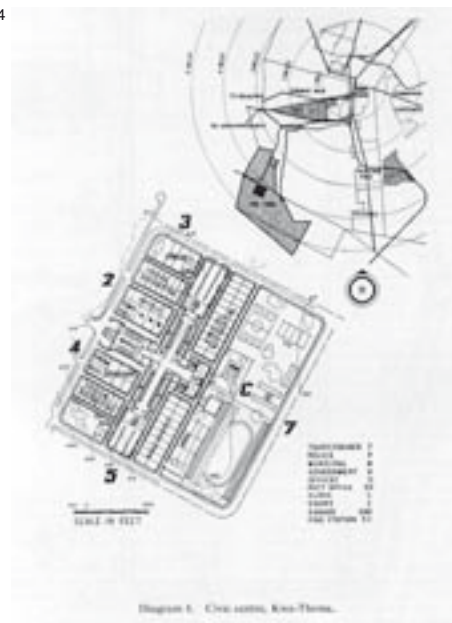


Diagram 5. Site plan, Kwa-Thema.



Diagram 6. Preliminary plan of Kwa-Thema, Kwa-Thema.



06-07 KwaThema 2007
08 Johannesburg 2007
09-10 KwaThema 2007
11-12 Johannesburg 2007



Das KwaThema-Projekt: Zum Verhältnis von Macht und Gestaltung

Das KwaThema-Projekt geht der Frage nach, auf welche Weise sich zwei unterschiedliche Formen der Macht – eine die Rassentrennung fördernde Gestaltung und gewalttätige Proteste – an ein und demselben Standort manifestierten: in einer geplanten »native« Township mit Modellcharakter. Konkret geht es um die Art der Auseinandersetzung, die zwischen Planung und Gewalt stattfindet. Bei beiden handelt es sich um Formen der Macht, die im selben Raum ausgeübt werden. Ihre Unterschiede liegen in ihrer Nähe zum Raum und dem eigentlichen Subjekt. Der Fokus verbindet räumliche Perspektiven und Produktionen: das Intime mit dem Gesamtbild, das Individuum

mit der Kraft der Gemeinschaft und das Situative mit dem Konstruierten. Das KwaThema-Projekt bündelt mehrere Aspekte, die es zu einem exemplarischen Projekt mit Modellcharakter für Orte mit vergleichbarer Konstellation qualifizieren: das Verhältnis von Planung und Gewalt, die dynamische Verschränkung der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Räume, die Separation von Gesellschaften durch Privatisierung des öffentlichen Raums. Das Projekt hat performativen Charakter: Gestalter und Einwohner wurden in begrenzten Bereichen innerhalb der Township aktiv.

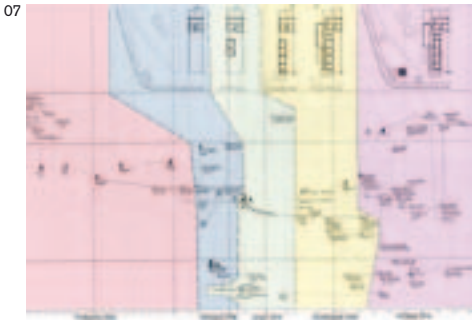
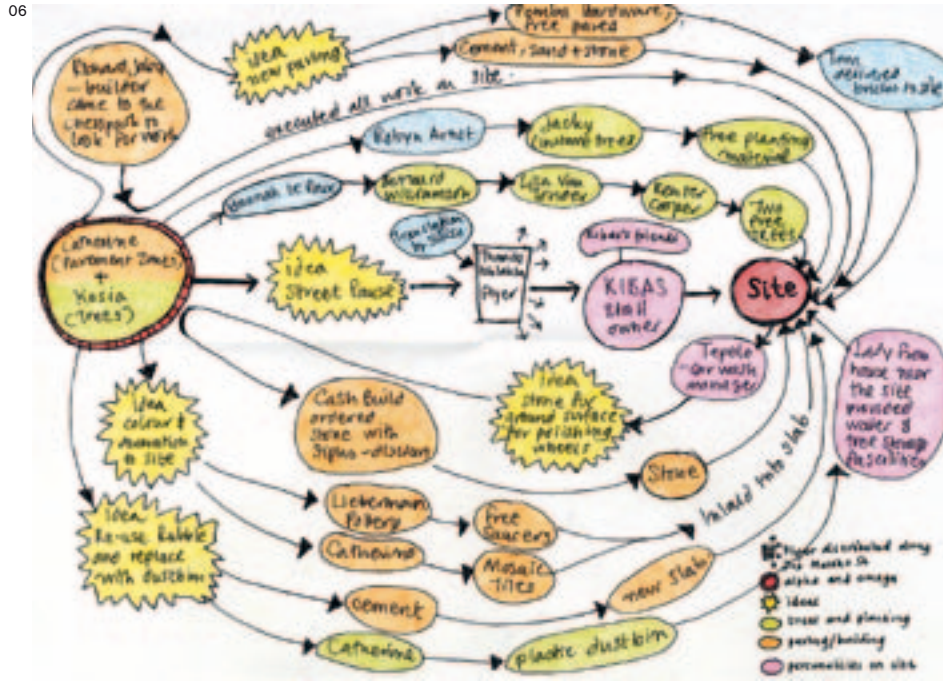
Die Township KwaThema befindet sich etwa 30 km südwestlich von Johannesburg in der Provinz Gauteng, Südafrika. In Südafrika, speziell Johannesburg, leben die sogenannte »Erste« und »Dritte« Welt Tür an Tür. Das extreme Wohlstandsgelände auf engem Raum, gepaart mit allgegenwärtiger Korruption bis in höchste Staatsämter, bildet den Nährboden für alltägliche Gewalt und Kriminalität. Ein Menschenleben ist nichts wert, ein Arm oder eine Hand noch viel weniger. Räumliche Trennung ist weiterhin die Antwort auf diese Situation. Denn wer es sich leisten kann, schottet sich ab: hinter Mauern und Stacheldraht, in »Gated Communities« (bewachten Wohnanlagen)

und in gepanzerten Fahrzeugen. Der öffentliche urbane Raum im Sinn einer europäischen Agora existiert nicht, auch wenn er auf den ersten Blick oftmals öffentlich erscheint. Plätze in der Innenstadt Johannesburgs (Central Business District) sind nicht für jedermann zugänglich, weil der freie Zugang zu gefährlich ist: »Public Space« wird zum »Hostile Territory«. Urbane Räume werden durch Privatisierung, Einzäunung und Bewachung für Wohlhabende okkupiert und dadurch der Allgemeinheit entzogen. Sie bilden eine Verkettung und Überlagerung von Hochsicherheitstrakten, aus denen Elemente des öffentlichen Raums ausgelagert sind. Die wenigen Stellen, an denen un-

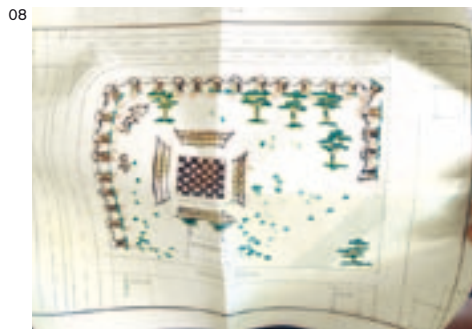
beschwertes Flanieren auf der Straße von Geschäft zu Geschäft möglich erscheint, sind klein und erwecken den Eindruck, so unreal wie inszenierte Strecken eines Vergnügungsparks zu sein. Hier wie auch in den Shopping Malls ist der Mensch nicht Mensch, sondern Konsument. Die Bevölkerung vertraut dem Staat ihre Sicherheit nicht an. Dem Staat glaubt man nicht, dass er nachhaltig die Unversehrtheit der individuellen Person, gesellschaftlichen Ausgleich und friedvolle Lebensverhältnisse herbeiführen und bewahren will und kann. Das Gefühl der Sicherheit geht nicht aus einem stabilen Nachbarschaftsgefüge hervor, sondern seine Illusion wird als wirtschaftliches



01-02 University of the Witwatersrand 2007 03 Christopher Dell, Bernd Kneiss, Anthony Shoba 2007 04 Christopher Dell, Tafel nach seiner Improvisation/blackboard after his performance, University of the Witwatersrand 2007 05 Christopher Dell, Stanley Sibanyoni 2007



06 »Street Pause Networking Diagram« 2007 07 »Time Map Chess Park« 2007 08-09 Anthony Shoba, Pläne für die Transformation der Chess Academy in einen Chess Park/ plans for the transformation of his Chess Academy into a Chess Park, 2007 10 Öffentlicher Aushang der KwaThema-Projektgruppe/public announcement of the KwaThema project group, 2007



Produkt in der Form von Mauern, Zäunen und Wachdiensten (»Armed Response«) vermarktet. Die Sicherheitsbranche floriert und ist ein wichtiger Faktor der Volkswirtschaft. Zum damaligen Zeitpunkt richteten sich große Hoffnungen auf die Ausrichtung der Fußball-Weltmeisterschaft im »Rainbow State« im Jahr 2010. Zu diesem Anlass unternahm der Staat enorme Anstrengungen, nachhaltig in die Infrastruktur zu investieren und das Land als stabiles, aufstrebendes, zukunftsreiches Ziel für Investoren darzustellen. Das Bild Südafrikas war weitgehend geprägt von Berichten über alltägliche Gewalt, HIV, Arbeitslosigkeit und Perspektivlosigkeit sowie

Korruption, die dazu führt, dass staatliche und private Mittel nicht den ihnen zugedachten Zwecken zufließen. Bis zur Fußball-WM sollte diese internationale Wahrnehmung substantziell korrigiert werden. Der öffentliche Druck, der durch das Herannahen des Großereignisses entstanden war, führte zu einer brisanten Anspannung der Kräfte in Südafrika. KwaThemas wirtschaftliche Lage war und ist nicht zufriedenstellend. Die aufstrebenden Bevölkerungsteile wandern in ehemals »weiße« Vororte Johannesburgs aus. Zugleich ist ein Konkurrenzkampf mit neuen Townships im Süden entbrannt. In KwaThema sind HIV, Arbeitslosigkeit der Jugendlichen und Hoffnungslosigkeit weit verbreitet.

In der Architekturgeschichte nimmt KwaThema einen kanonischen Status ein, weil es sich hierbei um die erste städtebauliche Planung von Rassentrennung handelt. In KwaThema wurden erstmals rational geplante Haustypen für Townships getestet. Diese Planung berief sich auf Grundsätze und Erkenntnisse der Moderne; Einflüsse der deutschen und englischen Moderne der zwanziger Jahre sind beim Planer Douglas Calderwood nachvollziehbar. Der Glaube an die Gestaltung der Zukunft durch Planung als Instrument der Moderne spielt somit in der Geschichte KwaThemas eine wichtige Rolle. Die Planungen begannen viele Jahre vor ihrer Realisierung im Jahr 1951. Dazwischen liegt der Wandel

Südafrikas zum »offiziellen« Apartheid-Staat. In der Folge wurden wesentliche Bestandteile der Planungen nicht verwirklicht. Spätestens in diesem Moment wurde den Bewohnern KwaThemas das erste Mal Gewalt angetan, weil die Eingriffe zu erheblicher Verstümmelung der ursprünglichen Absichten führten. KwaThema erlebte 1976 vehemente Gewaltausbrüche. Die Bewohner antworteten auf die Gewalt des Staates – ohnmächtig – mit zerstörerischer Gewalt. Zum Beispiel wurde die zentral gelegene »Beer Hall« abgebrannt: der Ort der institutionalisierten Alkoholisierung, wo der Staat die Männer betrunken machte und ihnen dafür auch noch Geld

abknöpfte. Das Spannungsfeld von Planung und Gewalt steht daher im Mittelpunkt des KwaThema-Projekts von Hannah le Roux. Das Vorhaben war als Forschungs- und Realisierungsprojekt angelegt. In einem ersten Forschungsteil hat das Team schriftliche Dokumente ausgewertet sowie Oral History betrieben. Beide Typen von Quellen entsprechen den unterschiedlichen Machtformen, die an diesem Ort aufeinandertrafen: Der (theoretische) Planungsentwurf wurde durch die (praktische) Aneignung der Bewohner vielfach modifiziert und verbessert. Zugleich sind auch Impulse öffentlicher (Wieder-)

Eingriffe sowie Vernachlässigung durch die Bewohner spürbar. Darauf folgte ein zweiter, performativer Teil: Das Team von Hannah le Roux, bestehend aus Studentinnen und Studenten der Wits School of Architecture and Planning, Johannesburg, entwickelten auf der Grundlage ihrer Forschungen gemeinsam mit Bewohnern KwaThemas gestalterische Interventionen an mehreren Stellen in der Township. Daran schließt sich ein erneuter theoretischer Teil an, der die Interventionen dokumentiert, kritisch kommentiert und sie in einen weiteren diskursiven Kontext einordnet. Zugleich entwickeln die Interventionen ihr Eigenleben.



Beispielhaft werden vier Interventionen erläutert: Beer Hall, Recycling Site, Street Tags, Chess Park.

Beer Hall
Die Brache, auf der sich die Ruine der ehemaligen staatlichen Beer Hall befindet, war vor Projektbeginn eine wilde Müllkippe. Gemeinsam mit einer wachsenden Zahl von freiwilligen Helfern aus der Bevölkerung reinigten die Studenten die Fläche und legten durch Altreifen geschützte Baumpflanzungen an, als Grundlage für eine produktive Nutzung dieses zentralen Raums. Die Ruine wurde mit wenigen gezielten Eingriffen als Spielplatz nutzbar gemacht: Geländer im ersten Stockwerk,

Schaukeln, ein Basketballbrett sowie Holzwürfel für kleinere Kinder. Stahlträger stützen die Ruine an stark beschädigten Stellen ab. Alle Eingriffe sind leuchtend rot lackiert – in Anspielung auf die rote Farbe der Bierkästen, die an den Ursprungszweck des Gebäudes erinnern. Aus dem Werbeschriftzug der Brauerei »It's Miller time« wurde »It's our time«. Die Fortführung des Projektes soll an dieser Stelle u. a. dazu führen, dass ein Fußballfeld angelegt und die Fläche in einen Park verwandelt wird, der dem sicheren Spielen der Kinder dienen soll.

Recycling Site
Schräg gegenüber der Beer Hall befindet sich eine ökonomische Basisstation. Ihr Betreiber Stanley Sibanyoni verkauft nicht nur Waren des alltäglichen Bedarfs wie Getränke, Süßigkeiten, Zeitungen: Hier kann man auch telefonieren oder seinen Wagen waschen lassen. Zwei Container, im rechten Winkel zueinander aufgestellt, beherbergen die Waren und Gerätschaften. Zwischen ihnen hat sich durch die Überdachung mit einer Plane eine Terrasse ergeben, die augenblicklich Geselligkeit erzeugt. Hier ist eine Anlaufstation entstanden. Diese Anziehungskraft wird für die Fortführung des ökonomischen Kreislaufs zu Recyclingzwecken

- 01 Tseleng Phala 2007
- 02 Öffentliche Einladung/public invitation 2007
- 03 Übersichtskarte der Einzelprojekte/map of the projects 2007



04 - 09 Stanley Sibanyonis ökonomische Basisstation gegenüber der Beer Hall/ the economic base station opposite of the Beer Hall, runs by Stanley Sibanyoni 2007



genutzt: Sammelbehälter dienen nicht nur dazu, die Wertstoffe, die bislang achtlos auf die Freifläche geworfen wurden, zu sammeln, um die Vermüllung des Raums zu verhindern. Es entsteht auch ein ökonomischer Anreiz, weil die getrennten Wertstoffe verkauft werden. Das Schild stammt von einem ortsansässigen Maler.

Street Tags
Die Straßen in KwaThema haben zwar einen Namen. Aber sie haben keine Schilder. Ihr Material wäre zu wertvoll, es wurde in der Vergangenheit stets für Zwecke genutzt, die dem Überleben dienlicher waren. Zu einer funktionierenden Infrastruktur ge-

hört aber zum Beispiel, dass man sich stets auch als Ortsfremder zurechtfinden kann. Die Studenten ließen deshalb von den Kindern das Alphabet malen. Aus den Buchstaben formten sie große Stempel, die in Blumenkästen aus Beton eingedrückt und ausgemalt werden können. Die Kästen wurden auf den Straßenboden gestellt, auf der Front steht der Straßennamen in gestempelter Kinderschrift. Ihr Materialwert ist geringer als ihr Nutzwert.

Chess Park
Seit 2003 betreibt Anthony Shoba eine Schachschule. Er wollte damit eine Initiative für die Township ins Leben rufen, die den Kindern eine Per-

spektive gibt. Nach der Schule lernen die Kinder – und mittlerweile auch immer mehr Erwachsene – strukturiertes Denken, Disziplin und Üben. Sie lernen, dass es einen Sinn hat zu lernen, denn seit geraumer Zeit sind seine Schüler außerordentlich erfolgreich auf nationalen Turnieren. Mehr als 85 Schüler trainieren bei ihm. Sein Wunsch war es, aus der räumlich eingegengten Chess Academy einen Chess Park mit Signalwirkung in den öffentlichen Raum zu entwickeln. Der Standort an einem Eckgrundstück der wichtigen Einfallstraßen in die Township bot sich dafür an, ein Freiluft-Schachfeld anzulegen. Daneben wurde ein Turm aufgebaut, der weithin sichtbar den Ort und den Eingang in die



01-04 Chess Academy/Chess Park, KwaThema 2007



05 Anthony Shoba 2007
06-07 Chess Academy/Chess Park, KwaThema 2007

04



Township augenfällig macht. Die Einweihung des Chess Parks wurde mit einem Turnier gefeiert – die Spieler ließen sich von den Vorbereitungen, Ansprachen und Dankesreden nicht stören und spielten unbeirrt vom frühen Morgen an. Anthony Shoba möchte diese Initiative weiter ausbauen zu einer übergreifenden nachschulischen Betreuung.

zu der Hoffnung, dass mit diesen Mitteln erhebliche nachhaltige Verbesserungen herbeigeführt werden. Hannah le Roux wurde dazu eingeladen, als Expertin an dieser Initiative beratend mitzuwirken.

Perspektive des Projekts
Die Regierung der Provinz Gauteng hat 2007 beschlossen, Strukturhilfen in Höhe von umgerechnet 3 Mio. Euro in KwaThema zu investieren. Diese Summe ist außerordentlich hoch und gibt Anlass

08



The KwaThema project: On the relationship between power and design

06



07



The KwaThema project addresses the question of how two different forms of power – planning which promotes apartheid, and violent protest – manifest themselves at one and the same location: a planned “native” township that was intended to serve as a model for others. More specifically, the issue is the nature of the dispute which takes place between planning and violence. Both of these are forms of power exercised in the same space. They differ in their proximity to that space and the actual subject. The focus combines spatial perspectives and products: the intimate with the overall picture, the individual with the force of the community, and the situational with the constructed.

The KwaThema project combines several aspects which qualify it to be an example and model for comparable locations: the relationship between planning and violence, the dynamic interlinking of social, commercial and political spaces, and the separation of societies by privatization of the public space. The project has the character of a performance, with the designers and residents working in defined areas within the township.

KwaThema Township is located around 20 miles south-west of Johannesburg in Gauteng Province, South Africa. In South Africa, and especially Johannesburg, the so-called “first” and “third”



01–02 KwaThema-Projektgruppe an der Beer Hall/KwaThema project group at the Beer Hall 2007
 03 Beer Hall 2007
 04 KwaThema-Projektgruppe am Chess Park/KwaThema project group at the Chess Park 2007
 05–07 Beer Hall 2007



worlds live side by side. The extreme wealth divide at close quarters, coupled with ubiquitous corruption right up to the highest governmental offices forms a breeding ground for common violence and crime. A human life is worth nothing, and an arm or a hand even less. Spatial separation continues to be the response to this situation. For those who can afford it isolate themselves, in gated communities behind walls and barbed wire, and in bullet-proof cars. Public urban space in the sense of a European agora does not exist, even if it often appears public at first sight. Squares in the central business district of Johannesburg are not accessible to everyone,

as free access is too dangerous. Public space becomes hostile territory. Urban spaces are sequestered for the wealthy by privatization, enclosure and surveillance, and thus withdrawn from the public at large. They form interlinked, superimposed maximum security units, devoid of the elements of public space. The few areas where it appears possible to stroll happily along the street from shop to shop are small and give the impression of being unreal, like settings in a theme park. There, as in the shopping malls, people are not people, but consumers. The population does not trust the state to provide security. There is no belief that the government can or will sustainably protect individuals from harm,

correct inequalities in society and establish and preserve peaceful conditions. There is no feeling of safety stemming from a stable neighbourhood structure, but rather a marketed illusion of a commercial product in the form of walls, fences and armed response security guards. The security industry is flourishing, and is an important sector of the economy. At the time of the project, great hopes were being placed in the hosting of the 2010 World Cup by the "Rainbow State". In the run-up to that event, the government made massive efforts to invest in sustainable infrastructure and present the country as a stable, upwardly mobile magnet for investors,

leading to a golden future. South Africa's image was, however, extensively characterized by reports on daily violence, HIV, unemployment, lack of prospects and corruption preventing governmental and private funds from reaching their intended targets. This international perception of the country was to be substantially changed by the time of the World Cup. The public pressure created by the approach of that major event led to an explosive tension between the forces in South Africa. KwaThema's economic situation was not, and is not, satisfactory. The up-and-coming parts of the population are moving out to the formerly white suburbs of Johannesburg. At the same time, com-

petition with new townships in the south has flared up. HIV, youth unemployment and desperation are widespread in KwaThema. KwaThema has canonical status in the history of architecture, because it was the first urban planning for racial segregation. In KwaThema, rationally planned types of houses for townships were tested for the first time. That planning drew upon the principles and conclusions of modernism; with influences of the German and English modernism of the 1920s evident in the work of planner Douglas Calderwood. The belief in design of the future by planning as a modernist tool therefore plays an important part in the history of KwaThema.

The planning started many years before its implementation in 1951, with South Africa's transformation into an "official" apartheid state taking place in the intervening period. As a consequence, various fundamental aspects of the planning were not put into practice. That was the first instance of violence suffered by the residents of KwaThema, as the modifications constituted a significant mutilation of the original intentions. In 1976, KwaThema experienced outbreaks of tremendous violence. The residents reacted –impotently – to the violence of the state with destructive force. The central Beer Hall, for example, was burned down. It had been the place of institutionalized alcoholism,



01-09 Einweihungsfeier/
launch party 2007



where the government made the men drunk and cheated them out of their money for the privilege. The tension between planning and violence is therefore at the centre of Hannah le Roux's KwaThema project.

The project was designed to cover both research and implementation. In an initial research stage, the team evaluated written documents and oral history. These two types of sources correspond to the different forms of power which collided at the location: The (theoretical) design planning was in many cases modified and improved by the (practical) customs of the residents. At the same time, impetus

provided by (repeated) governmental intervention and neglect by the residents were discernible. This was followed by a second, practical phase. Hannah le Roux's team, consisting of students from the Wits School of Architecture and Planning, Johannesburg, developed design modifications at several locations in the township from their research, together with the residents of KwaThema. A further theoretical phase then took place, documenting the intervention, commenting critically on it and placing it in a broader context for discussion. At the same time, the modifications developed a life of their own.

Four instances of intervention are discussed here as examples: the Beer Hall, the Recycling Site, Street Tags, and the Chess Park.

Beer Hall

The wasteland on which the ruin of the former governmental Beer Hall stands, was used as a dumping ground until the project started. Together with a growing number of volunteers from the population, the students cleared the area and used scrap tyres as protection around newly planted trees as the basis of productive use of this central space. The ruin was made usable as a playground with a few simple additions: banisters on the first

floor, swings, a basketball board and wooden cubes for smaller children. Steel beams supported the ruin at places with severe damage. All the modifications were painted bright red, as an allusion to the red beer crates recalling the original purpose of the building. The brewery slogan, "It's Miller time" became "It's our time". In the continuation of the project, among other things, a football pitch is to be created and the area transformed into a park in which the children can play safely.

Recycling Site

Diagonally opposite the Beer Hall, there is an economic base station. The man who runs it, Stanley Sibanyoni, not only sells daily necessities like drinks, sweets and newspapers. There, you can also make telephone calls or have your car washed. Two containers, set up at right angles to each other, store the goods and equipment. Between them, a terrace has been created under an awning, as a place for socializing. It has become a contact point. This attraction is now exploited for the creation of a recycling site to stimulate the local economy: The bins not only serve to collect the resources previously carelessly discarded

on the field and prevent the space from being turned into a garbage tip, but also create an economic incentive because the materials are separated and sold. The sign was made by a local painter.

Street Tags

The streets in KwaThema have names, but they do not have signs. The material would be too valuable, and was always used in the past for purposes more essential to survival. A functioning infrastructure however needs, for example, means by which non-locals can find their way around. The students had the local children paint the alphabet, and used the



letters to produce large stamps which could be pressed into concrete flower boxes and the impressions painted. The boxes were set up on the streets, with the names in stamped children's handwriting on the front. Their material value is lower than their user value.

Chess Park
Anthony Shoba has been running a chess academy since 2003. He wanted to do something for the township which would give the children prospects. After school, the children – and in the meantime more and more adults – learn structured thinking, discipline and practising. They learn that it makes

sense to learn, as his pupils have been extraordinarily successful at national tournaments for quite some time. More than 85 pupils train at his academy. What he wanted to do was to develop the small chess academy into a Chess Park with a signal effect to the public. The location at a corner site on the most important roads leading into the township lent itself to the construction of an open air chess board. Beside that, a tower was built, drawing attention to the location and the entrance to the township. The inauguration of the Chess Park was celebrated with a tournament – the players refused to be disturbed by the preparations, addresses and speeches of thanks, and played on undeterred from the early

morning onwards. Anthony Shoba would like to expand this initiative even further to cover general after-school support.

Prospects for the project
The provincial government of Gauteng resolved in 2007 to make structural aid in the amount of around 3 million euros available for investment in KwaThema. This is an extremely large sum, and gives occasion to hope that extensive long-term improvements can be made with the funds. Hannah le Roux was invited to take part in this initiative as an expert consultant.

Ein Teil der involvierten Bewohner
KwaThemas/a part of the involved
residents of KwaThema 2007

01 Ben Mkhabela
02 Tshidiso Kgaphola
03 Wandile Siwisa

04 Robyn Arnot
05 Tumelo Motsokane
06 Wandile Dudley Khumalo

07 Sizwe Khambule
08 Thabang Mfelang
09 Abel Motha

10 Njabulo Ngwenya
11 Prince Zofo
12 Siphiso Mkhabela

13 Mbulelo Tsotetsi
14 Lucky Joseph Cindi
15 Khula Mhlangu

16 Thabo Lengosa
17 Musa Makhubu
18 January Msiza

19 Siphiso Mkhabela
20 Lunga Makhubu
21 Abel Nhlapho

22 Nathi Masina
23 Lawrence Mthembu
24 Eric Mngomezulu



01–05 Jerusalem, Paradies hinter Mauern/ Jerusalem, paradise behind walls



02



03

Master Peace Game: Ein Kommunikationsraum in der »City of Conflicts«

Das Master Peace Game ist ein fortlaufendes Kommunikationsprojekt, das gruppenspezifische Prozesse bei seinen Teilnehmern auslöst, welche zur Verständigung der Volksgruppen und Kulturen in Israel beitragen. Das Projekt eröffnet die Chance, dass politische Zustände im Spiel, im Dialog zur Sprache gebracht werden. Es mag naiv erscheinen, der Gestaltung einen Einfluss auf politische Wirkungen zuzutrauen, wo doch der israelisch-palästinensische Konflikt so sehr verfahren erscheint. Dennoch sah der IFG-Fachbeirat gerade unter diesen Umständen die spielerische Ebene (die spielerische Begegnung, den Wettbewerb als friedlichen Wettbewerb in und

zwischen Gemeinschaften) als eine der wenigen verbliebenen Lösungsebenen. Zudem stellte das Projekt Potenzial dafür bereit, Lösungsansätze mit Modellcharakter zu entwickeln, gerade weil die Globalisierung mehr denn je Kommunikation notwendig macht. Das Master Peace Game erscheint wie ein Brettspiel. Tatsächlich ist es jedoch ein Kommunikationsprojekt, das sich der Mittel eines Spiels (Methode des »Story Telling«) bedient. Es geht dabei nicht um Unterhaltung und Zerstreuung. Mit spielerischen Mitteln erleben die Teilnehmer, dass kulturelle Unterschiede unter der Oberfläche des Alltags das Leben der Menschen in Israel fundamental bestimmen.



04



05

Tamar Meshulam hat das Master Peace Game 2003 entwickelt. 2005 wurde sie dafür von der UNO ausgezeichnet. Übrigens ist zukunftsorientiert anzumerken, dass gerade Designer den Kern des Projektes oft nicht verstanden haben: Sie kritisierten meist nur die Oberfläche des (in Einzelanfertigung hergestellten) Spielbretts und der Spielsteine, die ihnen als zu kunsthandwerklich erschienen. »Jerusalem, die gebaute Kollision« Von Philipp Misselwitz und Tim Rieniets stammt eine umfangreiche Untersuchung der komplexen Zusammenhänge, die Jerusalem als Brennpunkt internationaler Konflikte nicht nur unter gesell-

schaftlicher, kultureller oder religiöser Perspektive charakterisiert, sondern auch ihre städtebaulichen und architektonischen Verschränkungen beleuchtet. Jerusalem geht aus ihrer Studie hervor als Brennpunkt für Ereignisse, die überall auf der Welt zutage treten, als ein extremes Modell des Alltagslebens unter den Bedingungen des Konflikts. Die Autoren entwickeln fünf Kategorienpaare, die Zugänge zum Verständnis der Situation Jerusalems ermöglichen: – Enklaven und Exklaven: mikro-urbane Einschüsse innerhalb der Stadt, Transformation palästinensischer und israelischer Siedlungs-

gebiete bzw. Neubausiedlungen in Israel vom Status einer Exklave zu dem einer Enklave. – Barrieren und Brücken, z. B. durch Mauern geschützte Autobahnen, die palästinensische Gebiete durchqueren. – Monumente und Niemandlandschaften, z. B. die neu gebaute Schutzwand Israels als photogenes Motiv für die internationalen Medien. – Konfrontation und Austausch: 50 % der Bevölkerung Ostjerusalems pendeln als Tagelöhner nach Westjerusalem; die schizophrene Situation einer Stadt, die politisch vereint, aber ethnisch, kulturell, religiös und gesellschaftlich getrennt ist.



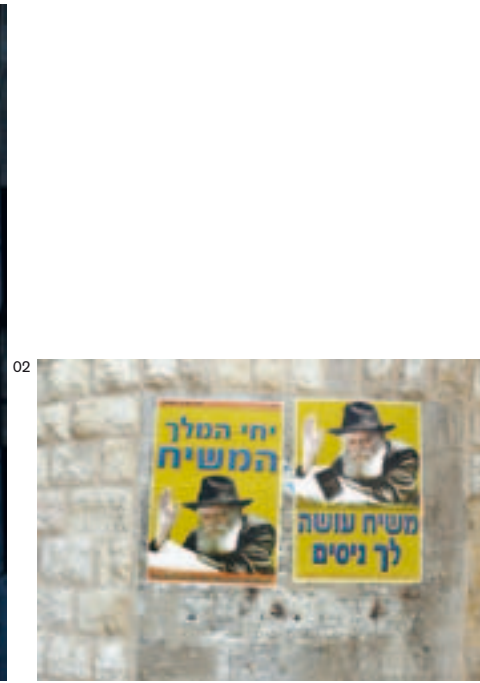
Demonstrationen von Identitäten/
demonstrations of identities

– Erneuerung und Zerstörung: Identität wird in Abgrenzung zum anderen definiert und in Sprache, Mode, Lebensstil oder Architektur ausgedrückt, woraus gegenläufige Dynamik, Spannung, Annäherung und Ablehnung entstehen.

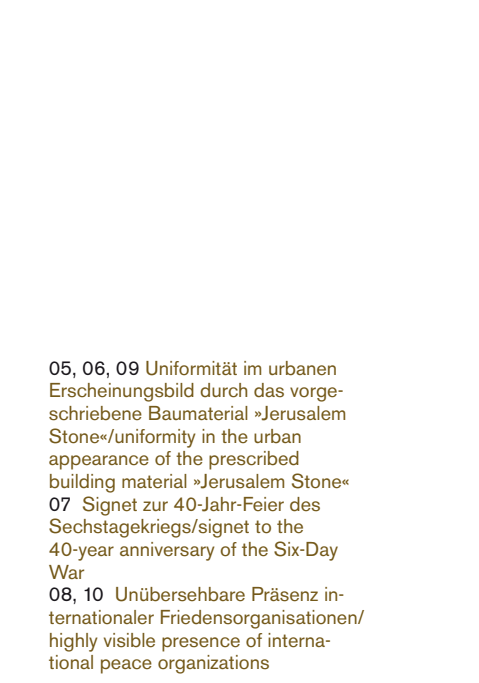
Master Peace Game
Das Spielbrett ist eine leere, kreisrunde Fläche. Die Spieler stammen aus der Bevölkerung und sind so bunt gemischt wie auf der Straße im Alltag Israels: Palästinenser, Israelis, Amerikaner, Europäer; Juden, Christen, Moslems, Atheisten; Männer und Frauen; Jugendliche und Erwachsene. Sie nehmen an einer Reise teil, und zwar als Gruppe.



Die Reise besteht aus mehreren Etappen. Gemeinsam bewegen sich die Spieler von einer Station zur nächsten, bis sie wieder am Ausgangspunkt angelangt sind. Das vordergründige Ziel des Spiels besteht darin, dass die Teilnehmer durch ihre Reise eine gemeinsame Geschichte entwickeln. Das Spiel beginnt damit, dass die Teilnehmer den Typus ihrer Gruppe bestimmen. Sie könnten z. B. befreundete Kinder aus einem Dorf sein. Es gibt keine Beschränkung, solange sich alle Teilnehmer auf diese Fiktion einigen. So gab es etwa eine Gruppe, die sich als Vogelschwarm definiert hat. Dann entwickelt der erste Spieler das Ausgangsszenario: Wo befinden wir uns, in welcher Zeit, in



welcher Situation? Wenn sich alle Teilnehmer auf das Szenario geeinigt haben, wählt der Spieler einen Stein mit einem beliebigen Symbol, das diesen Ausgang markiert. Die Einigung geschieht im Gespräch. Manche Teilnehmer werden mit vorgeschlagenen Aspekten des Szenarios nicht einverstanden sein: Während der eine die Kindheit als Paradies empfindet und sich gerne in diese Zeit zurückversetzen möchte, erscheint einem anderen gerade diese Zeitspanne als Rückschau und Projektion unangenehm. Die Spieler beginnen, ihre kulturellen Unterschiede wahrzunehmen. Was unhinterfragbar erschien, wird nun infrage gestellt und dringt dadurch be-



wusst in den zu verhandelnden Vordergrund. Man mag anfangs noch den Kopf schütteln über das andere, aber der Boden der selbstverständlichen Gewissheit gerät ins Wanken. Das Verblüffende an dem Spiel ist, dass diese Unterschiede sich in Kleinigkeiten des Alltags und der Weltsicht manifestieren. Zum Beispiel ist es für eine Teilnehmerin selbstverständlich, dass sie – unter der Voraussetzung, dass sie eine Jugendliche ist – ihren Vater belügen muss, um mit Freunden einen Ausflug in die Stadt unternehmen zu können, den er ihr niemals erlauben würde. Es ist außerhalb ihrer Realität, dass sie darüber mit ihm in aller Offenheit verhandeln könnte, weil seine Autorität absolut ist:



Er würde darüber nicht verhandeln, und wenn er ihren Betrug erführe, würde er sie totschiessen. Nacheinander übernimmt jeder Spieler die Aufgabe, an das vereinbarte Szenario der vorherigen Station anzuknüpfen, ein neues Szenario für die nächste Etappe zu entwickeln und dafür Übereinstimmung zu erzielen. Auf »Zuhause« als Ausgangspunkt folgen »Heraus«, das den gemeinsamen Aufbruch markiert (Wohin? Warum? Wie?), »Kreuzung«, »Konfrontation«, »Entscheidung«, »Ausgleich«, »Integration«, »Wachstum« und wieder »Zuhause« als Endstation. Eine Erkenntnis für die Teilnehmer kann darin bestehen, dass sie die Gleichwertigkeit der Kulturen anerkennen – oder zumindest in Erwägung ziehen.



Eine Erkenntnis kann auch darin bestehen, dass wir uns durch die Kulturen, denen wir angehören, unterschwellig stärker (fremd)bestimmen lassen, als wir uns eingestehen wollen. Es gibt sicherlich noch viele andere mögliche Erkenntnisse für die Teilnehmer, je nachdem, wie das Spiel bei ihnen abgelaufen ist. Das Projekt stellt einen Kommunikationsraum zur Verfügung, innerhalb dessen kulturelle Unterschiede wahrgenommen werden. Es geht nicht darum, dauerhafte Lösungen herbeizuführen. Damit wäre das Spiel vollkommen überfordert. Dennoch drängt sich die Perspektive auf, dass Konflikte zwischen den Kulturen temporär gelöst werden könnten, indem



01 Sicherheit durch Transparenz: detonationssichere Müllsammelstelle/security through transparency: detonation proof garbage collection
02-08 Teilzivile Gesellschaften/ fractional civil societies



man sich – im übertragenen Sinn – darauf verständigt, nur eine begrenzte Wegstrecke gemeinsam zurückzulegen. Die Ursachen der Probleme werden nicht angesprochen, und es wird auch kein Versuch unternommen, diese auf Dauer zu lösen. Vielmehr rücken nur die augenblickliche Situation und die nächste Etappe in den Blickpunkt: Die Menschen werden so akzeptiert, wie sie sind. Um bei dem erwähnten Beispiel zu bleiben: Die jugendliche Lügnerin wird nicht moralisch verurteilt, sondern die Teilnehmer suchen nach einer Lösung unter der Voraussetzung, dass sie ihrem Vater nicht die Wahrheit sagen wird und zugleich nicht erwischt werden darf.

Master Peace Game:
A space for communication in the “city of conflicts”

The Master Peace Game is a continuous communications project which triggers off processes of group dynamics among its players, contributing to understanding between the ethnic groups and cultures in Israel. The project provides an opportunity for political conditions to be articulated in dialogue in a game. It may seem naïve to think design is capable of exerting an influence on political matters, particularly as the Israeli-Palestinian conflict seems so bogged down. Nevertheless, given those circumstances, IFG's Advisory Board regarded the game dimension (play-ful encounters, competition as a peaceful contest in and between communities) as one of

the few possible levels on which a solution could be approached. In addition, the project provided potential to develop model solutions, particularly as globalization makes communication necessary more than ever before. The Master Peace Game looks like a board game. In fact, however, it is a communications project that uses the means of a game and the story-telling method. It is not about entertainment or distraction. By means of the game, the players learn that cultural differences below the surface of everyday life fundamentally determine the lives of people in Israel. Tamar Meshulam designed the Master Peace Game



in 2003. In 2005, she won an award from the UN for it. It must, by the way, be mentioned in criticism of the profession that designers of all people often failed to grasp the essence of the project: Mostly they just criticized the surface of the game board (manufactured individually by hand) and pebbles, which they thought were too "arts and crafts".

"Jerusalem, the collision in bricks and mortar" Philipp Misselwitz and Tim Rieniets have produced an extensive study of the complex relationships in Jerusalem, not only characterizing it as a hot spot for international conflicts from a social, cultural and religious perspective, but also shedding light on

its interlinking architectural and planning features. Jerusalem emerges from their study as a focus for events that take place all over the world, as an extreme model of everyday life under conditions of conflict. The authors establish five pairs of categories which provide access to an understanding of the situation of Jerusalem:

- Enclaves and exclaves: Micro-urban inclusions within the city, and the transformation of Palestinian and Israeli settlements and new estates in Israel from the status of an exclave to that of an enclave.
- Barriers and bridges, e.g. motorways protected by walls crossing Palestinian territory.

- Monuments and no-man's land, e.g. Israel's newly built defensive wall as a photogenic motif for the international media.
- Confrontation and exchange: 50 % of East Jerusalem's population commute to West Jerusalem as day-workers; the schizophrenic situation of a city that is politically united but ethnically, culturally, religiously and socially divided.
- Renewal and destruction: Identity is defined by distinction from others and expressed in language, fashion, lifestyle or architecture, creating counter-movements, tension, rapprochement and rejection.



01-02 Teilzivilisierte Gesellschaften/
fractional civil societies
03 Parallelität der Gesellschaften/
parallelism of societies
04-06 Tamar Meshulam:
Master Peace Game

Master Peace Game
The board is a blank, circular surface. The players are a cross-section of the population, as diverse as on the streets in everyday life in Israel: Palestinians, Israelis, Americans, Europeans; Jews, Christians, Muslims, Atheists; men and women; the young and the old. They embark on a journey, as a group. The journey consists of several stages. Together, the players move from one station to another and finally return home. The ostensible aim of the game is for the players to create a story together, documenting their imaginary journey. The game starts with the players determining the type of their group.



They can, for example, be children from the same village who are friends. There is no restriction as long as all the players agree on the particular fiction. There was one group, for instance, that defined itself as a flock of birds.

Then the first player invents the initial scenario: Where are we, at what time and in what kind of situation? When all the players have agreed on the scenario, the first player chooses a pebble with a random symbol to mark that starting point. Agreement is reached by discussion. Some of the players may not be happy with all of the proposed aspects of the scenario: While one thinks



of childhood as paradise and would love to be returned to that time, another finds exactly that period unpleasant in retrospect. The players begin to perceive their cultural differences. What appeared to be closed to debate is now called into question and is consciously moved into the foreground of discussion. Some people may still shake their heads at the start when encountering something different, but the ground of certainty is beginning to shake. The amazing thing about the game is that these differences become apparent in the little things of everyday life and the way in which people view the world. It is, for example, a matter of course for a young girl to have to lie to her father to



01–08 Workshop mit drei Teilnehmern, angeleitet und protokolliert von Tamar Meshulam/ workshop with three participants instructed and logged by Tamar Meshulam, mentoring by Regula Stämpfli, Jerusalem 2007

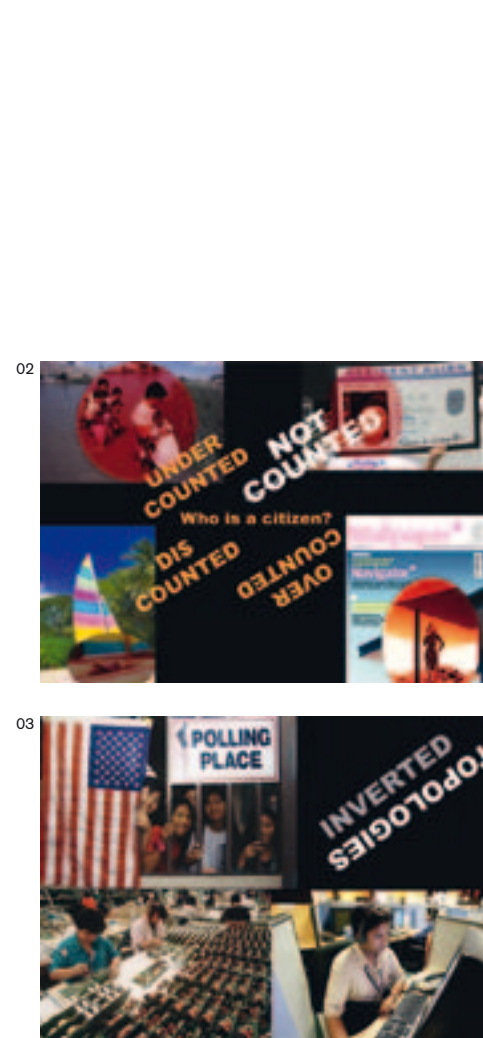


go on a trip to the city with friends when he would never have allowed it. It is beyond the bounds of her reality to think she could discuss it with him in all frankness, because his authority is absolute. He would never bargain, and if he found out about her deception he would strike her dead. One after another, each player takes on the task of building on the agreed scenario from the previous station, developing a scenario for the next stage and reaching agreement on it. "Home" as the starting point is followed by "Out", marking the joint departure (Where to? Why? How?), "Junction", "Confrontation", "Decision", "Balance", "Integration", "Growth" and then "Home" again as the final destination.

The players may discover that they accept different cultures as being of equal value – or might at least consider it. They may also find that we subconsciously allow ourselves to be ruled by the cultures to which we belong more than we would like to admit. There are certainly many other possible discoveries the players can make, depending on how the game progresses for them.

The project provides an environment for communication within which cultural differences are observed. The aim is not to establish permanent solutions. That would ask far too much of the game. Nevertheless, the players automatically come to

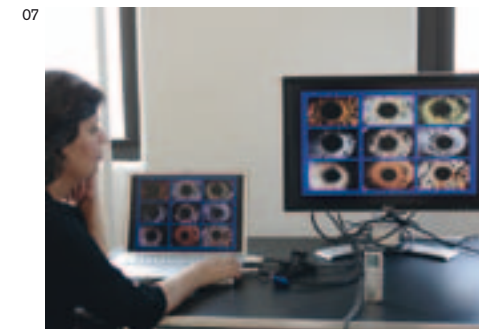
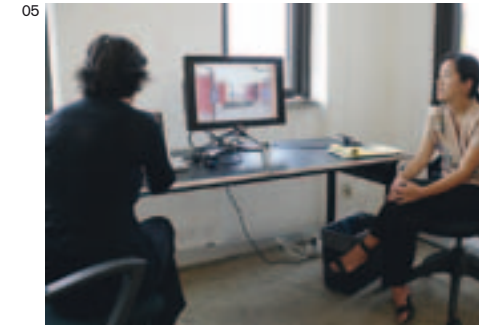
realize that conflicts between different civilizations could be temporarily resolved by, metaphorically, sharing a limited part of the journey. The causes of the problems are not addressed, and no attempt is made to solve those problems in the long term. On the contrary, the focus is only on the present situation and the next stage of the journey: The people are accepted as they are. To stick with the example mentioned above: The young liar is not condemned on moral grounds, but the players look for a solution on the assumption that she will not tell her father the truth and at the same time must not be caught.



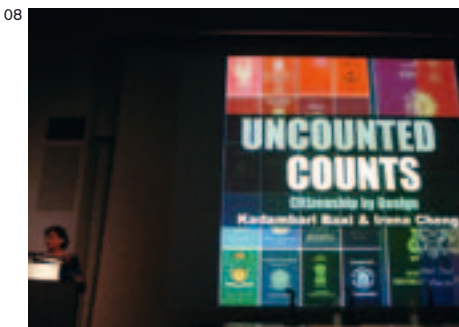
01 Kadambari Baxi, Irene Cheng:
Projekteinführung/project introduction 2007



04 Kadambari Baxi, New York City 2007
05 Kadambari Baxi, Irene Cheng, New York City 2007
06 Columbia University, New York City 2007



07-08 Kadambari Baxi, Columbia University, New York City 2007



Uncounted Counts: Die Gestaltung von Staatsbürgerschaft

Das Forschungsprojekt widmete sich der virulenten Frage nach der visuellen Darstellung von Staatsbürgerschaft bzw. Staatsbürgerschaften in Zeiten zunehmender Staatenlosigkeit, Teilzeit-Staatenangehörigkeit und multipler Staatszugehörigkeiten. Die Ergebnisse der Forschung mündeten in Prototypen von Alternativen zu den gängigen Erzeugnissen wie Reisepass, Einbürgerungstest, Wahlbogen und Wahlkabine. Das Projekt beleuchtete ein drängendes Problem der Zukunft: die nationale Identität und ihre visuelle Darstellung. Als der IFG-Fachbeirat diese Forschung ausgewählt hat, handelte es sich um eine Pilotstudie auf weitgehend unbearbeitetem Gebiet.

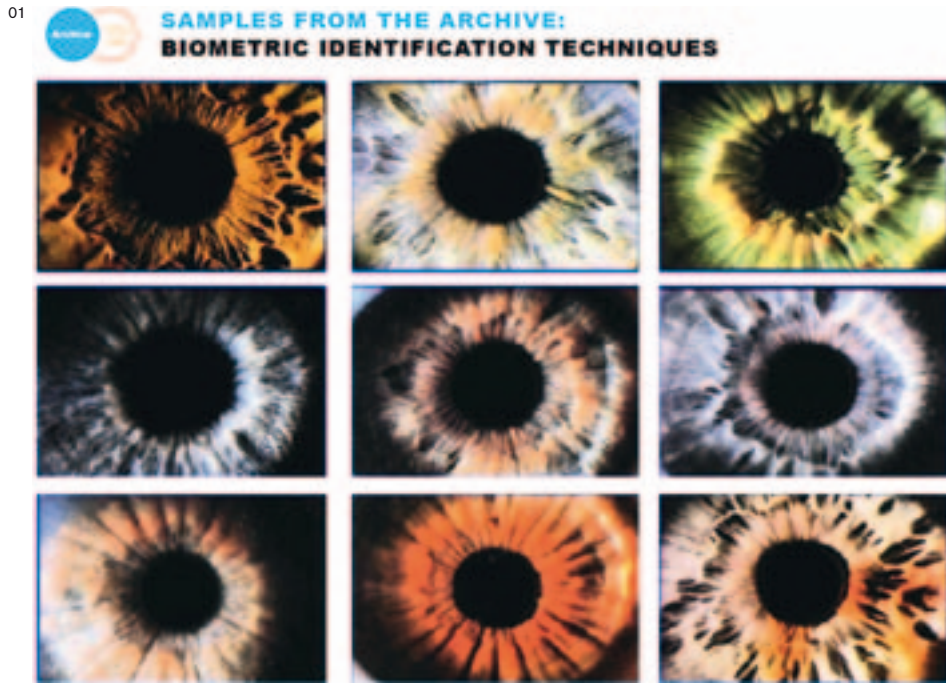
Weil dieses Thema noch nicht bearbeitet war, bestand sein Potenzial auch darin, dass es das Feld für nachfolgende Forschungen bestellen würde. Genau dieser Effekt ist mittlerweile eingetreten. Die Auseinandersetzung mit dem Verhältnis des Staats und seiner Repräsentation mit Mitteln des Designs hat sich längst zu einem vielfach bearbeiteten Thema entwickelt. In seiner Konsequenz stellt das Projekt die Frage nach der Zukunft der Demokratie als globalem Problem. Ein weiteres bemerkenswertes Charakteristikum dieses Projektes bestand in der Tatsache, dass hier Forschung durch Design betrieben wurde.

Ausgangspunkt des Projekts ist die Feststellung, dass der Zustand der Staatszugehörigkeit keinesfalls eindeutig ist. Wie viele Angehörige hat ein Staat? Bei der offiziellen Zählung fallen viele Menschen, die sich in dem Staat aufhalten, unter den Tisch:
– Durch Flucht staatenlos Gewordene.
– Angehörige fremder Staaten auf der Flucht. Allein in den USA halten sich ca. 15 Mio. Menschen auf, die kein Anrecht auf die amerikanische Staatszugehörigkeit geltend machen können. Das sind doppelt so viele, wie es finnische Staatsangehörige überhaupt gibt.
– Wirtschaftlich gesicherte Angehörige fremder Staaten, die international Nomadentum praktizieren.

– Wohlhabende, die sich z. B. aus steuerlichen Gründen für eine neue Wahlheimat entscheiden und die sich dies auch leisten können.
Darüber hinaus verkompliziert die Tatsache, dass es multiple Staatangehörigkeiten gibt, die Situation vollends. Denn manche Staaten haben mit manchen anderen Staaten Abkommen über doppelte Staatsangehörigkeiten getroffen, mit anderen wiederum nicht. Eine einfache Regelung existiert nicht. Die vordergründige Eindeutigkeit des Konstrukts »Staatsangehörigkeit« löst sich somit bei genauerem Hinsehen angesichts einer Vielzahl keinesfalls eindeutiger Ausnahmen auf. Dieser bürokratische Zustand

entspricht der Realität in der Zeit der Globalisierung auf vielen Ebenen: Wirtschaftliche, ökologische, kulturelle und kriminelle Verhältnisse lassen sich vielfach nur noch aus globaler Perspektive verstehen.

Wenn man einmal auf das Thema aufmerksam geworden ist, springt ins Auge, wie weit die Forschung eigentlich gefasst werden könnte. Psychologische, ökonomische und soziale Aspekte eröffnen tiefere Einsichten in den gesamten Zusammenhang, können aber in diesem Forschungsvorhaben nicht berücksichtigt werden. Die Arbeit würde sonst dergestalt ausufern, dass sie nicht mehr zu praktikablen Ergebnissen führen könnte. Kadambari Baxi und



Abbildungen auf dieser und den folgenden Seiten/pictures on the following pages:
Kadambari Baxi, Irene Cheng:
Motive aus der Sammlung/
Samples from the archive 2007



Irene Cheng haben deshalb zuletzt ihre Arbeit auf drei exemplarische Momente verdichtet. Die dazugehörigen Quellen haben sie in einem Archiv zusammengetragen. Sie dokumentieren, wie Staaten Staatsangehörigkeit – erzeugen bzw. definieren (repräsentativ: Staatsbürgerschaftstest), – gestalterisch darstellen (repräsentativ: Pass) und – ausüben lassen (repräsentativ: Parlamentswahl).

Es gibt erstaunlich viele Möglichkeiten, die Diskretion oder gar Intimität oder auch ganz im Gegenteil Halböffentlichkeit erzeugen, die für das Ausüben der Staatsbürgerpflichten in einer Demokratie als

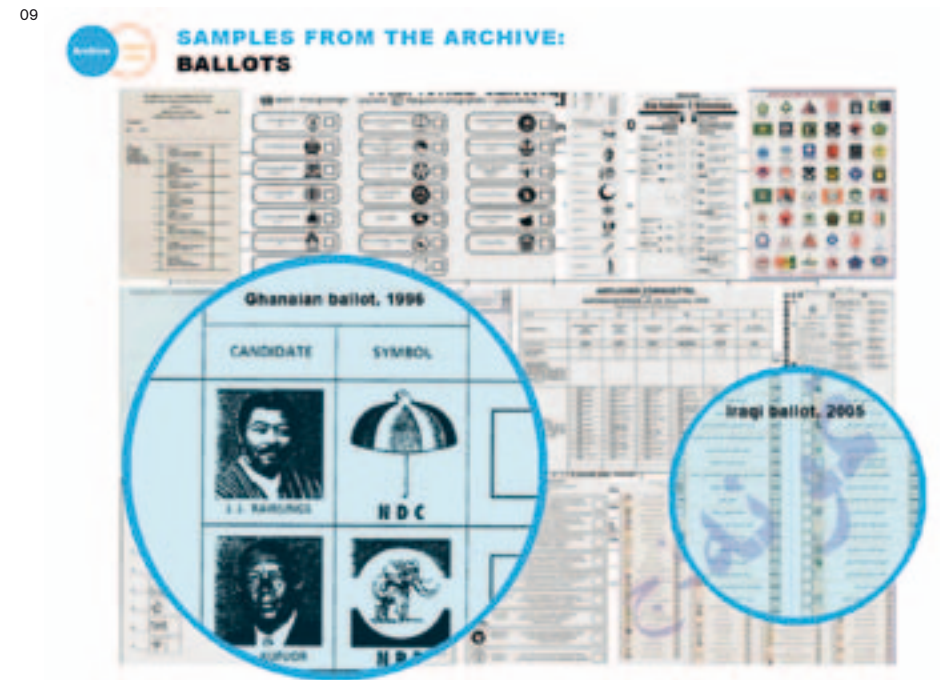
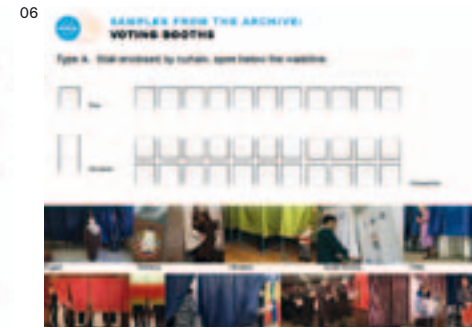
angemessen erachtet wird. Das Spektrum der genutzten Wahlkabinen reicht von der weitgehend abgeschlossenen, baulich festen Kabine bis zum knappen Sichtschutz. Die Vielfalt erstreckt sich nicht nur auf das Erscheinungsbild, sondern auch auf die Anordnung der Kabinen im Raum, von separat bis gruppenweise angeordnet. Schließlich ist auch der Wahlbogen selbst ein Ausdruck des unterschiedlichen Demokratieverständnisses, der demokratischen Verfassung, des Grads der Literalität innerhalb der Bevölkerung sowie der Festigkeit der demokratischen Verhältnisse im Land.

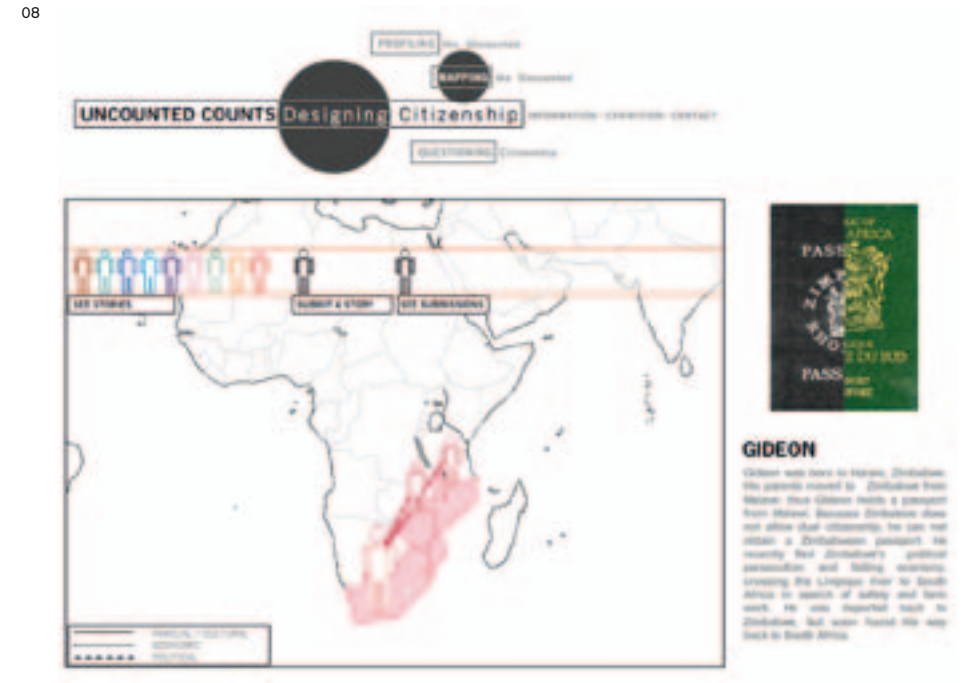
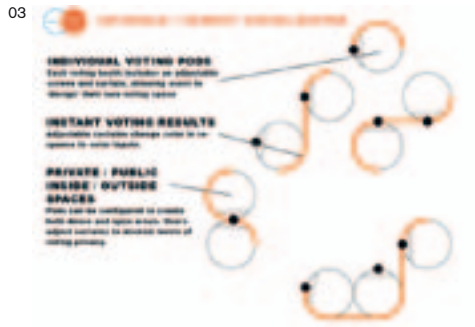
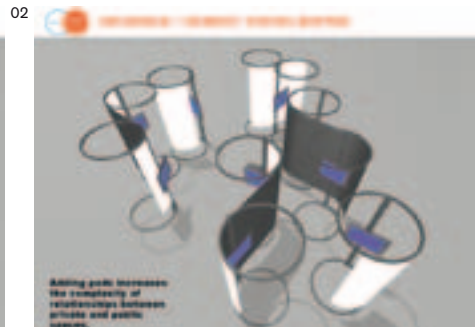


Das Archiv wurde im Laufe des Beförderungszeitraums strukturiert und durch eine Datenbank erschlossen. Ihre Veröffentlichung enthielt nicht nur informative Zugänge, sondern auch spielerische. Darauf aufbauend sollte eine internationale Wanderausstellung entwickelt werden. Als Grundidee diente der Gedanke, eine Wahlkabine als Ausstellungsmodul zu nutzen. Jede Wahlkabine enthält in diesem Konzept ein Terminal mit dem Zugang zur Datenbank. Hier können sich die Besucher informieren, indem sie das Archiv durchsuchen. Die Besucher können aber auch abstimmen, z. B. darüber, ob tatsächlich verwendete Fragen in Einbürgerungstests zulässig bzw. relevant sind oder



nicht. Drittens können die Besucher sich einen oder mehrere Staaten als (neue) Bürger erwählen und die dazugehörigen Pässe gestalten. Der Kabinenvorhang soll mit dem Terminal verbunden sein und durch das jeweilige Farbspiel die Antworten der Besucher in den Kabinen teilweise transparent machen. Dadurch wird die Kommunikation im Ausstellungsraum spielerisch angeregt.





Uncounted Counts: The design of citizenship

The research project dealt with the important issue of the visual representation of citizenship or citizenships in times of increasing statelessness, part-time citizenship and multiple citizenship. The results of the research led to prototypes of alternatives to the standard products such as passports, naturalization tests, ballot forms and polling booths. The project shed light on a pressing problem of the future: national identity and its visual representation. When IFG's Advisory Board selected this research, it was a pilot study in a field which had hitherto received little attention. Because this subject had not yet been addressed, it had the further potential to prepare the ground for subsequent research. Pre-

cisely that effect has now come about. Examination of the relationship with the state and its representation by means of design has long become a topic attracting considerable attention. In its upshot, the project highlights the question of the future of democracy as a global problem. A further remarkable characteristic of this project was that research was conducted with the means of design. The starting point of the project was the finding that the state of citizenship is by no means unequivocal. How many citizens does a state have? Official censuses fail to cover many people present in the state's territory:

- Stateless refugees.
- Refugees who are citizens of other countries. In the USA alone, there are around 15 million people who cannot claim any right to American citizenship. That is twice as many as there are citizens of Finland at all.
- Financially secure citizens of other countries who live as international nomads.
- Wealthy people who have chosen a new domicile, for instance for tax reasons, and can afford to do so.

Over and above that, the situation is made even more complex by the fact that there are multiple citizenships. For some countries have entered into

agreements with others on dual citizenship, and others again have not. There is no simple rule. The apparent unambiguousness of the construct of "citizenship" therefore collapses on closer examination in the light of a multitude of exceptions which are by no means unambiguous themselves. This bureaucratic situation reflects reality in the age of globalization on many levels: Economic, ecological, cultural and criminal relationships can in many cases now only be understood from the global perspective. When one has initially become aware of this topic, the potential extent of the research becomes obvious. Psychological, economic and social aspects

would open up deeper insights into the context as a whole, but cannot be taken into account in this research project. The work would otherwise expand to such an extent that it could no longer produce any usable results. Kadambari Baxi and Irene Cheng therefore finally restricted their work to three example areas, collecting the relevant sources in an archive. They document how states - create or define citizenship (example: naturalization test), - graphically represent citizenship (example: passport) and - permit citizenship to be exercised (example: parliamentary election).

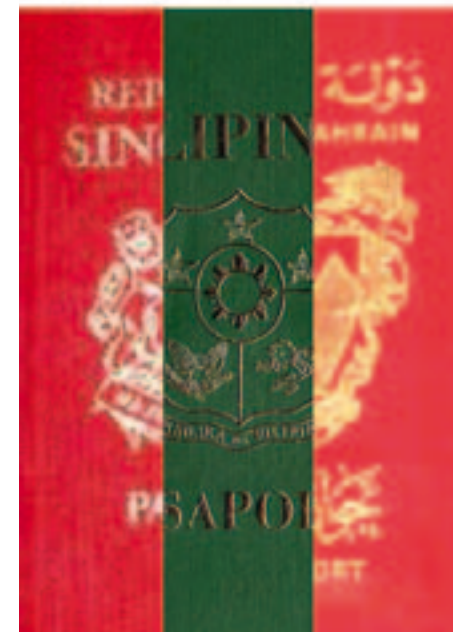


01-04 Workshop und Ausstellung/workshop and exhibition, New York City 2007



There are astoundingly many ways considered appropriate for the exercise of citizens' duties in a democracy, creating discretion or even intimacy, or quite on the contrary a sort of semi-publicity. The range of polling booths used extends from extensively enclosed, solidly built cabins, to a short curtain. The variety extends not only to appearance, but also to the arrangement of the booths in the room, from separation to arrangement in groups. Finally, the ballot form itself is also an expression of differing concepts of democracy, of different democratic constitutions, of the degree of literacy of the population and of the strength of the democratic conditions in the country.

The archive was structured in the course of the sponsorship period and entered into a database. Its publication provided not only an access to information, but also to entertainment. An international travelling exhibition was to be developed on that basis. The basic idea was to use polling booths as the exhibition module. In this concept, each polling booth is fitted with a terminal, with access to the database. The visitors can gather information by searching in the archive. But they can also cast votes, for example on whether questions actually used in a naturalization test are permissible, or relevant, or not. Thirdly, the visitors can elect to become (new) citizens of one or more countries



and design the corresponding passports. The curtains on the booths are to be connected to the terminals and change colour to provide at least partial transparency to the answers given by the visitors, playfully encouraging communication in the exhibition space.



Ton Matton:

Das Ulmer Fossil

Herr Professor Matton, Sie unterrichten seit 1993 in Holland, England, Österreich und Deutschland an der Schnittstelle von Architektur, Urban Planning und Design. Wie sind Sie 2007 zum Hearing »Designing Politics – The Politics of Design« nach Ulm gekommen?

Sie wussten nichts von Ulm?

Das ist interessant. Was war Ihr erster Eindruck, als Sie nach Ulm kamen?

Was hat Ihre Einstellung geändert, nachdem Sie am Hearing teilgenommen hatten?

Bevor wir auf Ihr Projekt zu sprechen kommen: Was bedeutet Ihnen Ulm heute?

Christopher Dell, einer der Fachbeiräte des IFG, hat mir von Ulm erzählt. Natürlich musste er mir als Ausländer erst mal erklären, was Ulm ist.

Nein. Ich hatte noch nie davon gehört.

Der Ort und das soziale Gefüge der Gebäude erinnerten mich an die Architektur, die ich aus Holland kenne. Es begann mit dem Taxifahrer, der mich vom Bahnhof zum Kuhberg fuhr und mir alles mit großem Stolz erklärte. Das war wirklich nett. Und dann war ich auf einmal da. Ich war zuerst ein wenig enttäuscht und dachte: »Was ist das jetzt? So ein leeres Gebäude.« Es war überhaupt keine Energie drin, das fühlte man. Wie bei einem Büro- oder Laborgebäude. Aber nach den drei Tagen hatte ich den Eindruck, man könnte etwas daraus machen. Und dann dachte ich, dass ich Ulm hätte kennen müssen, weil es eine berühmte Geschichte hat.

Als ich nach Ulm kam, lebte ich bereits seit ungefähr fünf Jahren in Deutschland. Bei diesem Hearing war es das erste Mal, dass ich auf ein Netzwerk von intelligenten Gestaltern, Architekten und Designern, gestoßen bin. Ich habe das vorher noch nicht erlebt, obwohl ich danach gesucht habe. Das Schöne an Ulm ist, dass man die Geschichte der Gebäude spürt, so wie beim Bauhaus. In dem Moment, wo man weiß, wofür es geht, spürt man die Geschichte, und deshalb gibt man sein Bestes, um es besonders zu machen. Es ist nicht, als ob man zum Markt geht und eine Portion Pommes frites isst. Wenn man in Ulm ist, möchte man etwas Besonderes machen. Man möchte Kultur aufnehmen und seinen Intellekt aufbauen.

Heute? Das ist eine gute Frage. Ich bin jetzt seit fünf Tagen hier im Bauhaus Dessau und erst letzte Woche habe ich über Ulm nachgedacht. Ich denke, eine Hochschule, die keine Hochschule mehr ist, wird zu einer Art Fossil. Wegen seiner großen Geschichte darf dieses Ulmer Fossil nicht im richtigen Leben bleiben. Die Stadt Amsterdam zum Beispiel ist auch ein Fossil. Aber weil es dort richtiges Leben gibt, findet man dort McDonald's und Kinos mit Hollywoodfilmen. Alles ist ganz normal. Hochschulen sollten Orte sein, an denen man nachdenkt. Wenn aber niemand da ist, der nachdenkt, dann fehlt dem Gebäude das Wesentliche: intellektuelle Energie. Ein Unternehmen kann das niemals ersetzen. Deshalb ist es tödlich für die Atmosphäre, Räume als Büros zu vermieten. Das ist in Ulm passiert,

ebenso im Bauhaus. Die Gebäude wurden nicht mehr als Hochschulen genutzt. Sie sind keine Hochschulen mehr. Ich sitze gerade hier im Bauhaus Dessau in einem Museum.

Das erfordert eine Menge Energie. Man kann zehn Tage lang (oder in Ulm: drei Tage) versuchen, die Energie zurückzubringen. Nach drei Tagen spürte man ein wenig davon in einigen Ecken des Gebäudes, wo wir saßen, auf der Terrasse, und diskutierten. Man fühlte: »Aha, so ungefähr könnte oder sollte die Atmosphäre gewesen sein.« Ulm hätte eine Hochschule bleiben sollen. Aber die Geschichte ist zu komplex verlaufen. Und diese Geschichte erlaubt es auch nicht, dort einen McDonald's unterzubringen, wenn man McDonald's als Referenz zum normalen Leben nimmt. Das geht einfach nicht. Jeder würde protestieren, wenn McDonald's in Ulm ein Restaurant eröffnet.

So sehe ich Ulm. Und das ist schade. Warum können wir diese intellektuelle Atmosphäre in diesen Gebäuden nicht bewahren?

Sie müssen unbedingt eine Skizze des Ulmer Gebäudes anfertigen, mit zwei großen McDonald's-Bögen im Stile Robert Venturis: »Ich bin ein Baudenkmal.« – Zurück zum Hearing: Welches Projekt haben Sie vorgeschlagen?

Können Sie das erläutern?

Wie ging es mit Ihrem Projekt weiter, nachdem Sie vom IFG beim Hearing 2007 die Zusage für eine Förderung erhalten hatten?

Ich arbeitete damals gerade an einem Projekt im Osten Deutschlands, wo ich lebe. Dort fand ich sehr einfache Häuser, die »Typ EW 58« genannt werden. Sie stammen vom Architekten Wilfried Stallknecht, der viele Typenbauten und auch Plattenbauten in der DDR entworfen hatte. Mein Vorhaben bestand darin, dieses Haus in Ostdeutschland von chinesischen Arbeitern abreißen zu lassen. Polnische Lkw-Fahrer sollten es in die holländische Stadt Almere transportieren, um dort wieder von ostdeutschen Arbeitern aufgebaut zu werden.

In Almere hatte ich zuvor einen Wettbewerb »Das einfache Haus« gewonnen. Ich hielt das für eine blöde Aufgabe. Wir schrieben das Jahr 2007 und die Welt war so komplex wie noch nie zuvor. Warum ein einfaches Haus? Das ist doch Nostalgie-Denken, zurück zu den 1950ern. Ich wusste aber, dass man solche einfachen Häuser wie das EW 58 sehr billig in Ostdeutschland kaufen konnte, weil sie reihenweise von ihren Bewohnern verlassen worden waren und leer standen. Also: Das einfache Haus war bereits vorhanden, nur am falschen Ort. Deshalb wollte ich die Komplexität unserer Gesellschaft anhand des Umzugs dieses Hauses von Ostdeutschland nach Almere verdeutlichen. Dieser Prozess sollte so komplex wie möglich ablaufen. Das war die Einfachheit der 1950er Jahre, wiederauferstanden in Almere. So habe ich den Wettbewerb gewonnen.

Mit dieser Geschichte kam ich nach Ulm. Für mich war das eine sehr politische Angelegenheit. Produkte zu entwerfen, bedeutet, Verantwortung zu übernehmen, über Nachhaltigkeit nachzudenken und aufzuzeigen, dass sich nicht alles nur um Konsum drehen kann. Wir brauchen auch Bewusstsein für die Welt, in der wir leben. Warum ist Ostdeutschland ein benachteiligtes Gebiet und warum gehört Almere zu den besseren Gebieten? In Ostdeutschland bezahlt man für einen Quadratmeter Bauland 0,50 Euro und in Almere 350 Euro. Es geht natürlich um Geld. Ich brauchte schließlich auch Geld, um dieses Projekt durchzuführen.

Kurz danach erreichte mich ein Telefongespräch aus London vom Royal Institute of British Architects (RIBA). Sie wollten eine Ausstellung zu meinem Projekt unter dem Titel »Surviving the Suburb: the Climate Machine« machen. Mir war bewusst, dass das ein schwieriges Projekt werden würde.

Schließlich war das Haus in Almere noch nicht aufgebaut. Gemeinsam mit Christopher Dell, der für das IFG das Mentoring übernommen hatte, überlegte ich, ob ich für die Ausstellung die Innenausstattung des Hauses gestalten könnte. Damit hätte ich gleichzeitig schon die nächste Etappe im Projekt genommen, wenn das Geld für die Innenausstattung zugleich das Budget für diese Ausstellung darstellen könnte. Daraus ist eine Einrichtung hervorgegangen, in der zum Beispiel die Küche ihre eigenen Lebensmittel herstellt.

Was bedeutet das? Wir fingen an mit urbanem Gartenbau, lange bevor das Schlagwort »Urban Gardening« die Runde machte. Wir wollten aus dem Haus einen Prototypen machen, wo man sein eigenes Leben führen kann, nicht nur als Konsument, sondern auch als Produzent der eigenen Lebensmittel. Die Ernährungsketten werden immer undurchsichtiger, man kann den Lebensmitteln nicht mehr vertrauen. Und wir hielten es für eine schöne Idee, mit diesem Haus in einer sozialeren Struktur zu bleiben.

Ich lebe in einer kleinen Stadt in Mecklenburg. Manche Nachbarn produzieren Honig, andere halten Hühner und wieder andere haben einen Kirschbaum in ihrem Garten. Jedes Mal, wenn etwas produziert wird, wird es gefeiert. Wenn die Kirschen reif sind, erntet der Nachbar von jedem Baum 25 Eimer voller Kirschen. Was macht er damit? Er gibt sie den Nachbarn und macht sie damit glücklich. Eine Woche später überlege ich, was ich Gutes für ihn tun kann. Diese Atmosphäre, dieser Idealismus sollte in das Haus übergehen.

Dann haben wir festgestellt, dass die Bevölkerungsdichte in dem Vorort von Almere so hoch ist, dass der Garten zu klein ist. Wenn man einen Kirschbaum pflanzt, werden sich die Nachbarn nach wenigen Jahren wahrscheinlich beschweren, weil die Äste auf ihr Grundstück ragen, und dann wollen sie sie beschneiden. Eigentlich ist das traurig.

Es ist zugleich aber auch eine komische Situation, dass man konsequenterweise wegen des Platzmangels seinen Wohnraum zur Produktion nutzen müsste. Wir haben gelacht und Witze gemacht: Warum aber können wir nicht Tomaten im Stuhl anpflanzen. Man sieht doch ohnehin jeden Abend fern oder liest ein Buch. Dann kann man auch das Licht anschalten, sodass die Pflanze im Stuhl wächst, während man fernsieht. Tagsüber ist es sowieso leer und die Pflanze hat genug Licht. Man kann sie auch ebenso unter der Stehlampe platzieren, die neben dem Esstisch steht. Oder in der Küche: Die Schränke unter der Spüle sind oft ein bisschen feucht. Der perfekte Ort, um Pilze wachsen zu lassen. Also haben wir das Spülbecken mit Pilzen entwickelt. Und Schränke sind meist mit Dingen gefüllt, die man nicht jeden Tag braucht. Wenn man sich also auf die Sachen beschränkt, die man braucht, dann hat man etwas Platz übrig. Wir haben einen Schrank entwickelt, in dem man Hühner im Haus halten kann. Wir haben drei Hühner ins Haus genommen, so viele darf man nach dem europäischen Gesetz im Haus halten, und man hat jeden Morgen frische Eier. Was zuerst als Witz gemeint war, haben wir tatsächlich in der Innenausstattung des Hauses für die Ausstellung umgesetzt. Das war natürlich ein schöner Kontrast in dieser sehr ernstesten Umgebung des RIBA. Wir kamen da hin wie Hausbesetzer mit unseren lustigen Möbeln mit Pflanzen und Hühnern. Es waren am Ende doch keine lebenden Hühner. Die Ausstellung hat übrigens gut funktioniert. Gleich zwei Interessenten wollten das Haus in Almere kaufen, aber bisher ist es nicht dazu gekommen.

In dem kleinen Garten wollten wir dann noch Bananenbäume züchten. Dafür haben wir eine eigene Maschine entwickelt, die das richtige Klima herstellt, wenn es in Holland mal wieder zu kalt für Bananenstauden ist. Dieses Prinzip lässt sich aber auch auf die landwirtschaftliche Produktion im Haus übertragen. Erfreulicherweise regt also diese Denkweise zum Umdenken an. Ich brachte auf einmal neue Produkte hervor.

Das ist doch ein schönes Ergebnis für das gesamte Projekt im Sinne der Ausschreibung.

Wenn ich es richtig verstanden hatte, ging es dem IFG nicht darum, nur Geld zur Verfügung zu stellen. Ulm wollte über das Mentoring einen Hebel ansetzen, um das Projekt erheblich weiterzuentwickeln. So ist es geschehen. Meine Klima Maschine ist nicht nur ein abgeschlossenes Projekt. Es bringt viele Menschen dazu, anders zu denken. Es hat sich immer weiterentwickelt und mich ins Gespräch mit vielen Gestaltern gebracht. Zwei Jahre später wurde ich ausgewählt für den deutschen Pavillon auf der Architektur-Biennale in Venedig.

Wie denken Sie heute über Ulm?

Ich denke immer noch: Auch wenn in Ulm nicht mehr unterrichtet wird, sollte das IFG mit »Designing Politics – The Politics of Design« seinen Standpunkt vertreten. Dadurch wird Forschung ermöglicht.

In meinen Augen ist die Hochschule der letzte Ort in unserem Universum, wo man Zweifel haben darf, wo man denken darf, wo man sich selber infrage stellen kann. »Ist das, was außerhalb der Mauern der Hochschule geschieht, die Welt, in der ich leben oder arbeiten möchte? Was kann ich mir für mich vorstellen?« Unsere Aufgabe als Architekten oder Designer besteht auch darin, utopische Ideen darüber zu entwickeln, wie die optimale Welt zum Leben aussieht. Darum studieren wir. Eine Hochschule sollte das ermöglichen. Mit solch einem Programm und mit der Freiheit zu denken können diese Ideen entstehen, vertieft und verstärkt werden. Dann werden sie sich auch in zwei oder fünf Jahren in der Gesellschaft durchsetzen.

Es ist einfach wichtig, an der Realität zu zweifeln und darüber nachzudenken, wo wir hin wollen und in welcher Gesellschaft wir leben wollen. Und wenn es notwendig ist, dafür Räume zu vermieten, damit die Stiftung das Geld verdient, das sie in diese Art von intellektuellem Programm steckt, dann erwirbt sie sich auch die Legitimität, dies zu tun und eine Hochschulqualität aufrechtzuerhalten.

Ton Matton:

The fossil of Ulm

Professor Matton, you have been teaching in the Netherlands, England, Austria and Germany at the interface between architecture, urban planning and design since 1993. How did you come to be at the Hearing on “Designing Politics – The Politics of Design” in Ulm in 2007?

Christopher Dell, one of the members of IFG’s Advisory Board, told me about Ulm. Of course, he first had to explain to me as a foreigner what Ulm was.

You didn’t know anything about Ulm?

No. I’d never heard of it.

That’s interesting. What was your first impression when you arrived in Ulm?

The location and the social structure of the buildings reminded me of the architecture I was familiar with from Holland. It started with the taxi driver who took me from the station to Kuhberg and took great pride in explaining everything. That was really nice. And then, suddenly, I was there. I was a bit disappointed at first, and thought, “What’s that then? Such an empty building.” You could feel there was no energy there at all. Like an office or laboratory building. But after the three days I had the impression that something could be made of it. And then I thought I should have known about Ulm because of its famous history.

What changed your attitude when you had taken part in the Hearing?

When I came to Ulm I had already been living in Germany for around five years. That Hearing was the first time I had encountered a network of intelligent planners, architects and designers. I’d never come across such a thing before, although I had been looking for it. The nice thing about Ulm is that you feel the history, in the same way as you do with the Bauhaus. Just when you know what it’s about you feel the history, and that’s why you do your best to do something special. It’s not like going to the market and eating a portion of chips. When you’re in Ulm, you want to do something special. You want to absorb culture and build up your intellect.

Before we get to talk about your project, what does Ulm mean to you today?

Today? That’s a good question. I’ve been here at the Bauhaus in Dessau for five days now, and I was thinking about Ulm just last week. I think a university which is no longer a university becomes a kind of fossil. On account of its great past, this fossil in Ulm isn’t allowed to be part of real life any more. The city of Amsterdam, for example, is also a fossil. But because there’s real life there, you can find McDonald’s, and cinemas with Hollywood films. Everything’s quite normal. Universities ought to be places for thought and reflection. But when there’s nobody there thinking, the building lacks its essence: intellectual energy. A business can never replace that. That’s why renting out rooms as offices kills the atmosphere. That’s what has happened in Ulm, and at the Bauhaus too. The buildings were no longer used as teaching institutions. They are no longer universities. Here at the Bauhaus in Dessau I’m sitting in a museum. That takes a lot of energy. You can try for ten days (or three days in Ulm) to bring the energy back. After three days you feel a bit of it in a few corners of the building, and on the terrace where we sat and discussed things.

You felt, “Aha, that’s about what the atmosphere could or should have been like.” Ulm should have stayed a university, but its history took too many twists and turns. And that history does not permit setting up a McDonald’s there, if you take McDonald’s as a reference to normal life. That’s just not on. Everyone would protest if McDonald’s opened a restaurant at the Ulm School.

That’s how I see Ulm. And it’s a pity. Why can’t we preserve this intellectual atmosphere in the buildings?

You’ll really have to produce a sketch of the Ulm School building with two huge McDonald’s arches in the style of Robert Venturi: “I am a historic building.” – Back to the Hearing: What project did you propose?

At that time I was working on a project in the East of Germany where I live. There, I found very simple houses, called “Type EW 58”. They were created by the architect Wilfried Stallknecht, who had designed a lot of pre-engineered homes and prefabricated buildings in former East Germany. My project consisted in having one of those buildings in eastern Germany dismantled by Chinese labourers. Polish truck drivers were to transport it to Almere in Holland, where it would be reconstructed by East German workers.

Can you explain that?

In Almere, I had previously won a competition called “The Simple House”. I thought that was a daft thing to do. It was 2007, and the world was more complex than ever before. Why build a simple house? That’s just nostalgia, back to the 50s. But I knew that you could buy simple houses like the EW 58 very cheaply in eastern Germany, because they had been abandoned by the dozen by the people living in them and were standing empty. So the simple house already existed; it was just in the wrong place. That’s why I wanted to shed a light on the complexity of our society by moving the house from eastern Germany to Almere.

That process was to be carried out in as complex a way as possible. That was the simplicity of the 50s, resurrected in Almere. That’s how I won the competition.

That was the story I brought with me to Ulm. It was a very political thing for me. Designing products means taking on responsibility, thinking about sustainability and showing that everything can’t just revolve around consumption. We also need to be conscious of the world we live in. Why is eastern Germany a deprived area, and why is Almere one of the better places to live? In eastern Germany, a square metre of building land costs 50 cents, and in Almere 350 euros. It’s a question of money, of course. And after all, I also needed money to get this project going.

How did your project go on when IFG had promised you a grant at the 2007 Hearing?

Shortly after that I received a telephone call from the Royal Institute of British Architects (RIBA) in London. They wanted to do an exhibition on my project with the title, “Surviving the Suburb: the Climate Machine”. It was clear to me that that would be a difficult project. After all, the house in Almere hadn’t been built yet. Together with Christopher Dell, who had taken on the mentoring for IFG, I wondered whether I could design the interior of the house for the exhibition. I would then have killed two birds with one stone if the cash for the interior furnishings could serve at the same time as the budget for the exhibition. The result was an interior in which, for example, the kitchen produced its own food.

What does that mean?

We started off with urban gardening long before it became a catchphrase. We wanted to turn the house into a prototype where you could live your own life, not only as a consumer, but also as a producer of your own food.

The food chains are becoming more and more obscure, and you can't trust foodstuffs any more. We also thought it was a nice idea to keep this house in a more social structure.

I live in a small town in Mecklenburg. Some of my neighbours produce honey, others keep chickens, and others again have cherry trees in their gardens. Every time something's produced there's a party. When the cherries are ripe, my neighbour picks 25 buckets full of cherries from every tree. What does he do with them? He gives them to his neighbours and makes them happy. A week later, I think about what I can do for him. We wanted to fill the house with that atmosphere and that idealism.

Then we found out that the suburb of Almere is so densely populated that the garden would be too small. If you planted a cherry tree, the neighbours would probably complain after a few years about the branches growing over their land, and they would want to cut them back. That's really rather sad. But at the same time it's a comic situation. Logically, on account of the lack of space, the living area would have to be used for production. We laughed and joked: Why couldn't we grow tomatoes in the chair? You only watch television or read a book in the evening anyway. Then you could turn the light on so that the plants in the chair would grow while you were watching the TV. During the daytime, the chair's empty and the plants have enough light. You could also put them under the standard lamp next to the dining table. Or in the kitchen: The cupboards under the sink are often a bit damp. The perfect place to grow mushrooms. So we designed the sink with mushrooms. And cupboards are mostly filled with things you don't need every day. If you restrict yourself to the things you need, there's some room to spare. We developed a cabinet in which you can keep chickens in the house, and took three chickens in, because that's the maximum number you can keep in your home under European law. So there were fresh eggs every morning. Although it was originally meant as a joke, we actually put all that into practice in the furnishings for the exhibition. Of course, that was a real contrast to the earnest and sober environment of the RIBA. We looked more like squatters with our funny furniture with plants and chickens. In the end, by the way, we didn't have live chickens. The exhibition worked well. Two people wanted to buy the house in Almere right from the start, but that hasn't happened yet. Then we wanted to grow banana trees in the little garden too. To do that, we developed a special machine that produces the right climate whenever it gets too cold for banana trees in Holland. And that principle can also be applied to the agricultural production in the house. It's good to see how this approach encourages a rethink. All at once, I was creating new products.

That's a good result for the project as a whole, and in the spirit of the request for proposals, isn't it?

If I've understood it correctly, IFG's intention was not just to provide cash. Ulm wanted to apply leverage by mentoring, so as to develop the project much further, and that's what happened. My climate machine is not only a completed project. It's getting a lot of people to think differently. It has developed more and more, and got me talking to a lot of designers. Two years later, I was selected for the German pavilion at the Architecture Biennale in Venice.

What do you think of Ulm now?

I still think that even if there's no longer any teaching at Ulm, IFG should plead its cause with "Designing Politics – The Politics of Design". That's what makes research possible.

In my eyes, the university is the last place in our universe where you're allowed to have doubts, where you can think and where you can question yourself. "Is what happens outside the university walls the world I want to live or work in? What can I envisage for myself?" Our work as architects or designers includes developing utopian ideas of what the optimum world to live in looks like. That's why we study. A university ought to make that possible. With a programme like that and with the freedom to think, those ideas can be created, enlarged upon and strengthened. Then, in two or five years, they will become current in society as a whole.

It's simply important to doubt reality and think about where we want to go and what kind of society we want to live in. And if it's necessary to rent out rooms for the foundation to earn the money it puts in to that kind of intellectual programme, then it also acquires the legitimacy to do that and maintain its academic quality.



01–10 Ton Matton: Skizzen für die Ausstellung/sketches for the exhibition »Surviving the Suburb – the Climate Mashine«, Royal Institute of British Architects (RIBA) London 2008



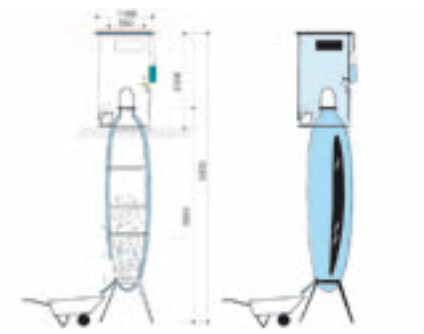
11–19 Ausstellung und Performance/exhibition and performance, Internationale Architectur Biennale Rotterdam 2009



01



02



09



10



03



04



05



11



12

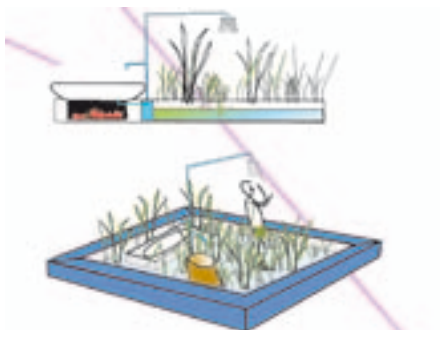


06

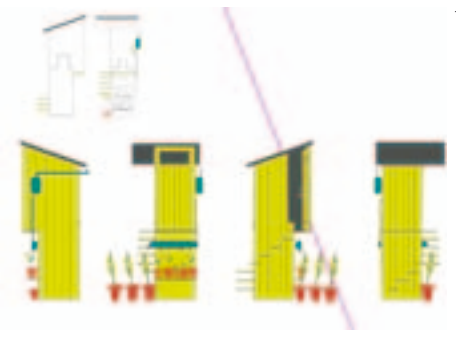


01-18 »Surviving the Suburb – the Climate Mashine«: Skizzen, Ausstellung und Performance/ sketches, exhibition, and performance. Ton Matton, Christopher Dell und Bernadette La Hengst, Royal Institute of British Architects (RIBA) London 2008

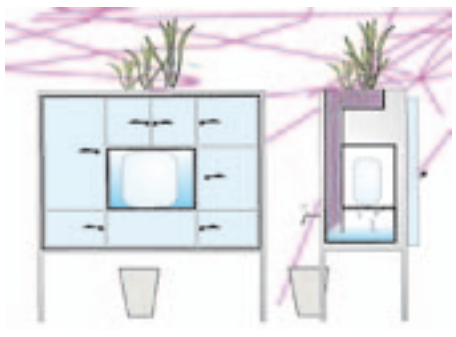
07



13



14



08



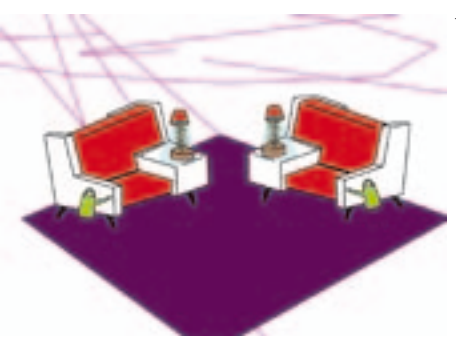
15



16



17



18





Miguel Robles-Duran:

Die Ulmer Hearings waren typisch deutsch. Kein Witz.

Professor Robles-Duran, Sie haben sich mit Fragen der Urbanisierung am Post-Graduate-Forschungsprogramm HEAD in Genf und am Berlage Institute in Rotterdam beschäftigt. Wie sind Sie mit Ulm in Berührung gekommen?

Daran kann ich mich bestens daran erinnern. Ich habe im Frühjahr 2007 ein Plakat mit der Ausschreibung »Designing Politics – The Politics of Design« gesehen. Ich kann mich deshalb so genau daran erinnern, weil ich es am Berlage Institute erhalten habe, wo ich damals arbeitete. Dort wurden überhaupt keine Plakate aufgehängt. Aber der damalige Geschäftsführer Vedran Mimica gab es mir mit den Worten: »Miguel, das ist perfekt für dich. Du solltest es dir genauer ansehen.«

Was bedeutete Ulm für Sie zu dieser Zeit?

Mit Ulm habe ich in erster Linie Max Bill verbunden. Ich komme aus der Welt der Architektur und hatte mich schon seit geraumer Zeit mit Forschungen zur Gesellschaft auseinandergesetzt. Mein Umfeld hat damals kaum über Bill diskutiert, während ich auf ihn fokussierte. Ich schätze Max Bill sehr, weil er einerseits nicht nur ein unglaublicher Designer war, sondern sich auch sozial und politisch engagierte. Andererseits war er auch sehr elitär, soweit ich das beurteilen kann. Daher wollte ich zunächst schauen, worum es bei dieser Ausschreibung überhaupt ging. Es war also der historische Hintergrund, der mich dazu bewogen hat, mich mit Ulm zu beschäftigen. Als ich mir die Unterlagen durchgelesen hatte, war ich begeistert. Ich hatte noch nie zuvor von einem Preis gehört, der auch nur annähernd vergleichbare Projekte unterstützte. Ich habe dann rasch gelernt, dass Ulm für lange Zeit ein Nährboden für derartige Ideen war. Daher habe ich mich beworben. Es war aufregend zu sehen, dass es in der Tat eine Stiftung gab, die solche Arbeiten, die mich interessieren, unterstützte.

Warum haben Sie sich mit einem Konzept für ein Wohnbau-Projekt in Venezuela beworben?

Mein Ziel war, möglichst aktiv vorzugehen, zu provozieren. Ich dachte mir, wenn es schon eine solche Stiftung gibt, dann soll sie eine markante Arbeit unterstützen und nichts Schlappes. Zu dieser Zeit hatte ich viele Berührungspunkte mit der Regierung von Hugo Chávez in Venezuela. Ich hatte zwar nichts mit Chávez persönlich zu tun. Aber ich führte ernsthafte Diskussionen mit seinen Ministern. Ich war durch Veröffentlichungen in der Presse darauf aufmerksam geworden, dass sich Chávez nicht an die üblichen diplomatischen Spiel- und Stilregeln hielt und vor skandalösen Bemerkungen keine Angst hatte – beispielsweise bezeichnete er George Bush jr. als Teufel. Solche Ausbrüche sind in der internationalen Politik selten. Ich war keinesfalls in Chávez verliebt. Aber seine Rhetorik einer sozialen Stadt interessierte mich. Weil ich der festen Überzeugung bin, dass Urbanisierung eine veränderte Organisation voraussetzt und dass man die politischen Strukturen, die diese bislang getragen haben, radikal ändern muss, hatte ich den Verdacht, Venezuela könnte einer der wenigen Plätze weltweit sein für ein wirklich neues urbanistisches Forschungsvorhaben. Wir suchten schlichtweg nach etwas Neuem, wie Chávez zu dieser Zeit auch. Das war es, was mich gereizt hat.

Was hat Chávez und was haben Sie unter »soziale Stadt« verstanden?

Ich beschäftigte mich mit den Aussagen von Hugo Chávez über den öffentlichen Raum und die Gesellschaft. Er hat den Reichen und Einflussreichen den Kampf angesagt, der sich zu einem Krieg der Klassen entwickelte. Inmitten dieses Krieges gab Chávez bekannt, dass er beispielhafte sozialistische Urbanisierungsprojekte entwickeln wolle. Ich glaube, dass Chávez zwar viel Aufsehen erregt, aber nicht wirklich viel bewirkt hat.

Ich war mir sicher, dass Chávez damit eine banale Version traditioneller russischer oder sozialistischer Stadtplanung meinte. Ich wollte aber etwas Neues erzeugen. Ich suchte nach einer Art und Weise, die lateinamerikanische Form des Sozialismus in Urbanität zu übertragen. In Lateinamerika existieren spezifische sozialistische Formen zwar seit langer Zeit, aber sie wurden von den USA stets bekämpft und meist auch vernichtet. Denken wir nur an Chile, Argentinien, Brasilien und Venezuela. All diese Ausprägungen interessierten mich.

Wie sind Sie an ein Wohnbau-Projekt in Venezuela gekommen?

Am 03.09.2006 erschien in der New York Times ein Artikel über das Vorhaben des Bürgermeisters von Caracas, der Hauptstadt Venezuelas. Juan Barreto verkündete, die Besitzer zweier Golfplätze zu enteignen, um auf diesen Flächen Wohnungen für 11.500 arme Familien zu bauen. Welch ein Skandal, selbst in Venezuela! Nicht einmal die Minister der Regierung Chávez waren noch einer Meinung: Vizepräsident José Vicente Rangel lehnte diesen Eingriff in das Privateigentum ab. Die Opposition mutmaßte, der Bürgermeister befinde sich in einem Geisteszustand megalomanischen Deliriums, und mahnte, der Sturm der Bolschewiken auf den Winterpalast von St. Petersburg 1917 werde sich wiederholen. Ich erinnerte mich daran, dass es in Caracas mehrere Golfplätze gab. Der Bürgermeister rechtfertigte die geplante Enteignung mit der Feststellung, es sei unmöglich, dass in einem Land, in dem sechzig bis siebzig Prozent der Bevölkerung in extremer Armut leben, große Grünflächen existierten, auf denen sich nur die Reichen vergnügten, während zugleich die Stadt an einer prosperierenden Entwicklung gehindert wurde, denn diese Golfplätze liegen in Caracas absolut zentral. Ihre Fläche böten der Stadt für dringendere Aufgaben einen vielfach höheren Nutzen. Dafür muss man wissen, dass nach offiziellen Schätzungen in Venezuela 1,7 Millionen Wohnungen für die niedrigsten Einkommensgruppen fehlten. Des Weiteren führte er an, dass auch die Armen zu der Stadt gehörten und dementsprechend in die Planung einbezogen und berücksichtigt werden müssten. Dieser Artikel weckte mein Interesse. Ich schaute mir die Sache genauer an.

In welchem Stadium befanden sich die Planungen, als Sie sich an die Regierung von Venezuela wandten?

Zu meinem Entsetzen waren die Pläne für die Bebauung der Golfplätze schrecklich. Ich fragte mich, wie das möglich war: Reihenhäuser und Wohneinheiten ohne jegliche Qualität. Dies war der ausschlaggebende Punkt, warum ich mich mit der Regierung in Verbindung setzte. Ich dachte, ich könnte helfen oder unterstützend wirken mit einer gänzlich anderen Vorstellung von einer sozialen Stadt.

Der eine der beiden Golfclubs liegt in der Nähe der amerikanischen Botschaft. Der andere gehört dem Caracas Country Club. Wie lautete Ihr Vorschlag?

Wir konzentrierten uns auf den Platz des Country Clubs. Dabei handelt es sich um einen historisch relevanten Ort. Er wurde in den 1920er Jahren von den Landschaftsarchitekten John Charles und Frederick Law Olmsted angelegt, deren Vater den New Yorker Central Park entworfen hatte. Die

Anlage erweckt den Eindruck einer weitläufigen Kaffeeplantage, ein Klischee für tropischen Luxus. Dieser Golfplatz beeindruckt zweifellos durch seine ungeheuer schöne Vegetation. Aber er liegt inmitten der Stadt. Niemand kann hindurchgehen.

Zunächst wollte ich die bestehenden Grünflächen erhalten. Es handelt sich um eine alte, gewachsene Parkanlage, und Caracas besitzt nur wenige von solchen offenen Flächen. Mir gefiel die Vorstellung, es könnte einen öffentlich zugänglichen Golfplatz geben. Daher arbeiteten wir an einem Konzept, sowohl die dort geplanten fünftausend Wohneinheiten als auch den Golfplatz zu erhalten. Zusätzlich sollten Wege für neue Urbanisationsformen in dieser Region von Caracas gefunden werden.

Um zu einer Lösung zu kommen, mussten wir eng mit der Regierung zusammenarbeiten. Aber wir erhielten von ihnen keine finanzielle Unterstützung. Deshalb benötigten wir externe Hilfe. Um ehrlich zu sein: Die Ausschreibung aus Ulm war die einzige Form der Unterstützung, die ich mir vorstellen konnte. Wer würde schon dem Vorhaben zustimmen, Sozialwohnungen mitten auf einem Golfplatz in Caracas zu bauen? Das Projekt war zu kontrovers. So fing meine Beziehung zu Ulm an.

Warum waren Sie der Ansicht, dass dieses Projekt nach Ulm gehörte?

Eigentlich wusste ich überhaupt nicht, ob es zu Ulm passte. Es gibt so viele Personen und Organisationen, die vorgeben, gesellschaftlich verantwortungsvoll zu denken. Doch nur die wenigsten handeln auch danach. Auf der Architektur-Biennale in Venedig findet man viele Architekten und Vertreter von Institutionen, die über Obdachlosigkeit reden, aber sie belassen es bei der Theorie. Die wenigen Organisationen aber, die agieren, sind sehr vorsichtig.

Als ich meinen Freunden meinen Projektvorschlag präsentierte, haben sie mich für verrückt erklärt und vorhergesagt, dass ich dies niemals durchsetzen könne. Daraufhin antwortete ich ihnen, dass ich wenigstens nach Ulm gehen würde, wo ich nie zuvor gewesen bin, und dort einige interessante Leute kennenlernen würde. Ich wusste zwar, welche Personen in der Jury saßen, doch kannte ich keinen von ihnen persönlich.

Wie ging es mit Ihrem Projekt weiter, nachdem Sie vom IFG ausgewählt wurden?

Es war sehr interessant. Wir arbeiteten zwei weitere Jahre für dieses Projekt. Uns lag am meisten am Herzen, dass Caracas einen Park benötigte, der nicht nur der Elite, sondern allen Bewohnern zugänglich war. Natürlich schloss unser Vorschlag infrastrukturelle Änderungen ein.

Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Elite in Caracas formierte sich und wehrte sich gegen die Enteignung. Sie planten, die Golfplätze als historische Denkmäler zu schützen. Es gab sogar die Überlegung, sie von der UNESCO als Weltkulturerbe anerkennen zu lassen. Dann könnte niemand sie anrühren.

Das Projekt des Bürgermeisters ging schließlich in die Brüche. Es scheiterte auch daran, dass sich der untergeordnete Bürgermeister des Bezirks, in dem sich die Golfplätze befinden, querstellte. Die Bezirke von Caracas sind relativ autonom, der oberste Bürgermeister kann nicht viel ohne die Zustimmung seiner Kollegen ausrichten. Die Regierung verlangte immer neue Vorschläge von uns. Sie fragte, welche Auswirkungen das Projekt habe und wie es geändert werden könnte. Tatsächlich war es überhaupt nicht utopisch, sondern leicht realisierbar.

Aber es wurde letztlich nicht realisiert. Woran scheiterte es?

Die Finanzkrise hat das Projekt gestoppt. Chávez und seine Regierung haben den Preisschwankungen am Ölmarkt und der Inflation größere Priorität beigemessen. Sie haben sich vorrangig um die Frage gekümmert, wie der allgemeine Preisanstieg für die überwiegend arme Bevölkerung von Venezuela bekämpft werden konnte. Alle glaubten, dass das Heil im Erdöl liege. Als die Krise einsetzte und Lehman Brothers zusammenbrach, war ich gerade in Venedig. Der Ölpreis fiel innerhalb von zwei Wochen drastisch. Dies bedeutete gleichzeitig, dass jegliches Vorhaben der venezolanischen Regierung zusammenbrach, nicht nur mein Projekt, sondern auch alle anderen, an denen zu dieser Zeit gearbeitet wurde.

Sie waren mittlerweile noch in zwei weiteren Projekten der Regierung involviert. Worum handelte es sich dabei?

Das eine Projekt wurde noch während unserer Arbeit in Caracas an uns herangetragen. Wir sollten fünf neue Städte entlang des Orinoco planen. Hugo Chávez wollte neue Städte gründen, die die Erdölförderung entlang des Orinoco vereinfachen würden. Der damalige Umweltminister war jedoch sehr besorgt. Doch Chávez selbst wollte nicht so viel analysieren. Er interessierte sich lediglich dafür, dass die Städte gebaut wurden. Aber die architektonische und städtebauliche Gestalt dieser Städte glich den unerträglichen russischen und sibirischen Städten. Dort reihen sich Silos aneinander, die aus dem Boden gestampft werden. Solche Orte werden unter der Prämisse erzeugt, dass die Bewohner lediglich dort arbeiten sollten. Wir lehnten diese Art der Gestaltung ab. Wir schlugen Wohneinheiten vor, die auf natürlichem Wege wachsen könnten und die neben dem primären Sektor – der Ölförderung – einen sekundären und tertiären Sektor haben würden. Das hielten wir für sehr wichtig.

Ich unternahm viele Reisen zum Orinoco, die unglaublich und mit Abstand die verrücktesten Reisen waren, die ich jemals unternommen habe, weil ich das Gefühl hatte, in einem nationalen Film mitzuspielen. Es war wirklich sehr aufregend, weil ich Ureinwohner kennenlernen konnte, von denen ich annehmen musste, dass sie dem Vorhaben mit Missgunst und Auflehnung entgegneten würden.

Das zweite Projekt wurde uns als eine Art Entschädigung für die zweijährige Arbeit in Caracas angeboten. Wir fuhren oftmals in die drittgrößte Stadt von Venezuela, nämlich Valencia, und richteten dort Workshops aus. Aber dann wurde der Bürgermeister, für den wir arbeiteten, in einen Skandal verwickelt. Er musste schließlich seinen Hut nehmen.

Welche Lehre ziehen Sie daraus, dass Sie drei Mal in Südamerika Schiffbruch erleiden mussten?

Unsere Organisation hängt so sehr von externen Faktoren ab, das ist unglaublich. Wir wissen jetzt, dass sich in einer Regierung alles innerhalb von Sekunden verändern kann. Normalerweise bedarf ein Projekt sieben bis acht Jahren bis zu seiner Fertigstellung. Wir haben gelernt, dass wir uns stärker auf kurzfristig realisierbare Projekte konzentrieren müssen. Das aktuelle Projekt, an dem wir arbeiten, erfüllt all die zuvor genannten Kriterien. Es ist eine Herausforderung, doch letzten Endes können wir in der Tat behaupten, bestimmte Veränderungen vorangetrieben zu haben.

Zurück nach Ulm: Wie verlief Ihre Zusammenarbeit mit dem IFG im Rahmen des Mentorings?

Nach meiner Auszeichnung hat Ruedi Baur engen Kontakt mit mir gehalten. Mit ihm habe ich mich über das Projekt beraten, und er hat mir nützliches Feedback für unsere Präsentationen gegeben. Als Designer weiß er, wie man sprechen sollte. Doch ehrlich gesagt habe ich mehr erwartet, weil es als Teil der Auszeichnung versprochen worden war. Nach allem, was ich

mitbekommen habe, gab es erhebliche Auseinandersetzungen zwischen dem IFG-Fachbeirat und dem damaligen Geschäftsführer, und darunter hat das Mentoring gelitten.

Ein Jahr nach Ihrer Auszeichnung haben Sie in Ulm auf der anderen Seite gesessen: als einer der Teilnehmer am Hearing, vor denen neue Projektanträge präsentiert wurden und die darüber gemeinsam mit dem IFG-Fachbeirat diskutierten. Warum wurde in diesem Jahr kein Projekt gefördert?

Es waren sehr kontroverse Diskussionen. Aber am Ende konnte den Fachbeirat, der die Entscheidung treffen musste, kein Projekt vollkommen überzeugen. Damals hätte ich nicht gedacht, dass mein Projekt zu den letzten zählen würde, die vom IFG ausgewählt wurden.

Was denken Sie heute über Ulm?

Es macht mich sehr traurig, dass die Ausschreibung »Designing Politics – The Politics of Design« nicht fortgesetzt werden konnte. Drei Jahre lang war ein derartig eindrucksvolles Netzwerk aufgebaut worden. Es war europaweit äußerst anerkannt. Das IFG hat etwas aufgebaut, was nötig war. Ich glaube, dass gerade die kontroversen Projekte etwas bewirken. Daher ist es wichtig, derartige gesellschaftlich und politisch orientierte Projekte zu unterstützen. Sie tragen gewisse Sachverhalte in die öffentliche Debatte, sodass das Schweigen gebrochen wird. Das Potenzial solcher Projekte ist immer fortschrittlich, weil sie sich gegen Themen wenden, die unterdrückt werden. Es sind natürlich keine leichten Projekte, doch sie haben dadurch einen anderen Stellenwert als alle anderen Projekte, die von den meisten Organisationen gefördert werden. Organisationen sind stets an Innovationen interessiert. Die meisten Antragsteller, die sich in Ulm beworben haben, dachten daran, das tägliche Leben ändern und verbessern zu können. Die Hearings waren eine unglaubliche Jurierung. Alle anderen Ausschreibungen sind anders. Dort erhalten die Jurys nur die schriftlichen Bewerbungen und entscheiden einfach. In Ulm war es viel mehr als nur die Preisvergabe. Es war insbesondere ein Nährboden für Diskussionen und der Aufbau eines Netzwerks auf dem europäischen Kontinent. Als Antragsteller hatte ich das Gefühl, ernst genommen zu werden. Dafür bin ich sehr dankbar. Es war etwas typisch Deutsches. Es war kein Witz. Es fühlte sich real an.

Welche Rolle sollte das IFG Ulm in Zukunft spielen?

Das IFG sollte wieder zur Ausschreibung »Designing Politics – The Politics of Design« zurückkehren, insbesondere angesichts der akuten politischen und finanziellen Krisen. Nun ist dieses spezifische Ulmer Denken wichtiger denn je. In der Tat hat Ulm eine Art Vorahnung gehabt. Es hat die Notwendigkeit eines solchen Designs erkannt. Es war wohlmöglich unbewusst, doch die Hearings haben die Zeit der Krise vorhergesehen. Als das IFG damit anfang, war Europa noch in den Flitterwochen. Anfangs wurde die Ausschreibung vielleicht als ein weiterer Preis gesehen, der nicht nötig war; als ein Preis für Wohltätigkeit, für ein Afrika-Projekt oder Ähnliches. Doch wir müssen Designer unterstützen, die wirklich darum bemüht sind, das, was schief gelaufen ist, zu verändern. Ich bin viel in Europa unterwegs und sehe unglaubliche Armut, die viel schlimmer ist als die Armut in Lateinamerika: nicht etwa, weil es weniger Geld gibt, sondern weniger Freiheit zu agieren, insbesondere für Ausländer und ethnische Minderheiten. Alles wird kontrolliert. Der einzige Bereich, in dem sich die Menschen wirklich

frei bewegen können, ist das eigene Haus. Im öffentlichen Leben darf man anscheinend keine Andersartigkeit zeigen. Und die Unterstützung für Kunst und Design ist nur noch auf Profit ausgelegt. Zusätzlich zu all den politischen Problemen hat Europa versucht, diese Probleme durch Geldspritzen zu lösen, als ob Geld alles lösen könnte. Doch dies ist nutzlos. Es hat sich nichts geändert. Die Strukturen sind gleich geblieben. Das Geld wird nutzlos verschwendet. Ich kenne viele Designer in Europa, die eine Menge zu diesen Problemen sagen könnten. Sie benötigen Unterstützung, und daher ist »Designing Politics – The Politics of Design« unabdingbar.

Miguel Robles-Duran:

The Ulm Hearings were typically German. Not a joke.

Professor Robles-Duran, you have dealt with questions of urbanization in the postgraduate research programme HEAD in Geneva and at the Berlage Institute in Rotterdam. How did you come into contact with Ulm?

I can remember that very well indeed. In spring 2007, I saw a poster with the request for proposals for “Designing Politics – The Politics of Design”. I remember that so well because it was given to me at the Berlage Institute where I was working at the time. No posters were hung there at all, but the then director Vedran Mimica gave it to me, saying, “Miguel, that’s perfect for you. You should have a closer look at it.”

What did Ulm mean to you at that time?

I associated Ulm primarily with Max Bill. I come from the world of architecture and had already been dealing with research into society for quite some time. The people around me at the time hardly discussed Bill at all, while I focused on him. I hold Max Bill in very high regard, on the one hand because he was not only an unbelievable designer, but also involved socially and politically. On the other hand, he was also very elitist, as far as I can judge. That’s why I first wanted to have a look and see what this competition was about. It was the historical background, then, that prompted me to turn my attention to Ulm. When I had read through the documentation I was delighted. I’d never heard of an award before that supported even approximately comparable projects, and then I rapidly learned that Ulm had been a breeding ground for ideas like that for a long time. That’s why I applied. It was exciting to see that there really was a foundation that supported the kind of work which interested me.

Why did you apply with a plan for a housing project in Venezuela?

My aim was to be as active and provocative as possible. I thought that if there’s a foundation like that it should support a prominent, striking piece of work and not something flabby. I had a lot of points of contact with Hugo Chávez’s government in Venezuela at that time. Of course I had nothing to do with Chávez in person, but I was conducting serious discussions with his ministers. Articles in the press had made it clear to me that Chávez didn’t follow the usual rules of diplomacy and style and was not afraid of making scandalous remarks – for instance

when he referred to George Bush Jr. as the devil. Outbursts like that are rare in international politics. I wasn't in love with Chávez at all. But his rhetoric about a social city interested me. Because I am firmly convinced that urbanization depends on organizational changes, and that the political structures which previously supported that organization have to be radically transformed, I suspected that Venezuela could be one of the few places in the world for a really new urban research project. We were simply searching for something new, as was Chávez at the time. That was what attracted me. I turned my attention to Hugo Chávez's pronouncements on public spaces and society. He had declared war on the rich and influential, and that war had become a class war. In the middle of that, Chávez announced that he wanted to develop exemplary socialist urbanization projects. I believe that although Chávez attracted a lot of attention, he didn't really get much done.

What did Chávez mean by the "social city", and what did you take it to mean?

I was sure that Chávez meant a banal version of traditional Russian or socialist urban planning. But I wanted to create something new. I was looking for a way to apply the Latin American form of socialism to urbanism. There have been special forms of socialism in Latin America for a long time, but they were always combated, and mostly also destroyed, by the USA. Just think of Chile, Argentina, Brazil and Venezuela. All these varieties interested me.

How did you become involved in a housing project in Venezuela?

On 03 September 2006, the New York Times published an article about a project by the Mayor of Venezuela's capital Caracas. Juan Barreto announced that he was going to oust the owners of two golf courses and build homes for 11,500 poor families on the land. What a scandal, even in Venezuela! Not even the ministers in Chávez's government could agree any more, with Vice President José Vicente Rangel opposing this encroachment on private property. The opposition suspected the Mayor of being in a mental state of megalomaniac delirium, and warned that the storming of the Winter Palace in St. Petersburg by the Bolsheviks in 1917 was about to be repeated.

I remembered that there were several golf courses in Caracas. The Mayor justified the planned confiscation by asserting that it was outrageous, in a country where sixty to seventy percent of the population were living in extreme poverty, for there to be huge grassy areas on which only the rich could enjoy themselves while those areas prevented the development of the city towards prosperity, located absolutely centrally in Caracas as they were. The golf courses would provide many times greater benefit to the city if used for more pressing purposes. In that context, you have to know that according to official estimates, there was a shortage of 1.7 million homes for the lowest income groups in Venezuela. The Mayor further argued that the poor were also part of the city and had to be involved in and catered for by planning accordingly. That article awakened my interest. I took a closer look at what was happening.

What stage was the planning at when you approached the government of Venezuela?

To my horror, the plans for the building work on the golf courses were appalling. I wondered how that was possible: terraced houses and residential units without any quality at all. That was the decisive factor that decided me to contact the government. I thought I could help or at least provide support with a totally different vision of a social city.

One of the two golf clubs was close to the American embassy. The other belonged to the Caracas Country Club. What did you propose?

We concentrated on the Country Club's course. That was a historically relevant location. It was laid out in the 1920s by landscape architects John Charles and Frederick Law Olmsted, whose father had designed Central Park in New York. The grounds look like an expansive coffee plantation, a cliché of tropical luxury. This golf course was doubtlessly impressive with its amazingly beautiful vegetation. But it was located right in the centre of the city. No-one could walk through it. Initially, I wanted to keep the existing grounds. It was an old, naturally mature park, and Caracas had few such open spaces. I liked the idea of there being a golf course open to the public. We therefore worked on a plan not only to provide the envisaged five thousand residential units, but also to preserve the golf course. In addition, ways were to be found for new forms of urbanization in this area of Caracas. In order to arrive at a solution, we had to work closely with the government, but we received no financial support from them. That's why we needed external help. To be honest, the request for proposals from Ulm was the only form of support I could imagine. Who on earth would endorse a project to build council housing in the middle of a golf course in Caracas? The project was too controversial. That's how my relationship with Ulm started.

Why did you think this project belonged in Ulm?

I really didn't know whether it fitted in with Ulm or not. There are so many people and organizations who pretend to include social responsibility in their thinking. But only a very few of them act that way. There are a host of architects and representatives of institutions at the Architecture Biennale in Venice who talk about homelessness, but they don't go any further than the theory. The few organizations that take action, though, are extremely cautious.

When I presented my project proposal to my friends, they said I was crazy and predicted I would never get it off the ground. I replied that I would at least go to Ulm, where I had never been before, and get to know a few interesting people there. Of course I knew who would be on the jury, but I didn't know any of them personally.

What happened to your project after it had been selected by IFG?

It was very interesting. We worked on the project for two further years. Our primary concern was that Caracas needed a park, not just for the elite but for all the residents. Of course our proposal included infrastructural changes. The social and business elite in Caracas closed their ranks and resisted the confiscation. They planned to protect the golf courses as historical monuments. There was even an idea of having them recognized by UNESCO as world cultural heritage sites. Then, nobody could touch them. Finally, the Mayor's project fell apart. One of the reasons why it failed was that the deputy mayor responsible for the district where the golf courses were located obstructed it. The districts of Caracas are relatively autonomous, and the city mayor can't do very much without the consent of his colleagues. The government demanded new proposals from us again and again. They asked what effects the project would have and how it could be modified. In fact, though, it wasn't utopian at all, but easy to implement.

But it wasn't implemented in the end. Why did it fail?

The financial crisis stopped the project. Chávez and his government attached greater priority to the price fluctuations on the oil market and inflation. They predominantly dealt with the question of how to combat the general rise in

prices for the mainly poor population of Venezuela. Everyone believed oil was the salvation. When the crisis started and Lehman Brothers collapsed, I was in Venice. The oil price fell drastically within only two weeks. And that meant that all the projects of the Venezuelan government collapsed too – not just my project, but all the others people were working on at that time.

In the meantime, you had also become involved in two other government projects. What were those about? We were approached about one of the projects while we were still working in Caracas. We were to plan five new cities along the Orinoco. Hugo Chávez wanted to found new cities to simplify oil production along the river. But the Environment Minister of the time was very worried. Chávez, though, didn't want to analyse things so much. He was merely interested in getting the cities built. But the architectural design and urban planning for those cities were the same as in those unbearable Russian and Siberian towns, with rows of massive silos which had sprung up overnight. Places like that are made under the assumption that the residents are only going to work there. We objected to that kind of design. We proposed residential units which could grow naturally and would have not only the primary sector – oil production – but also secondary and tertiary sectors. We considered that to be extremely important. I made several trips to the Orinoco which were unbelievable and by far the craziest journeys I had ever made, because I felt as if I was a character acting in a national film. It was really very exciting, as I got to meet indigenous people who I expected to greet the project with resentment and rebellion. The second project was offered to us as a kind of compensation for the two years' work in Caracas. We often travelled to Valencia, Venezuela's third largest city, and conducted workshops there. But the mayor we were working for was then involved in a scandal, and finally had to resign.

What have you learned from running onto the rocks in South America three times? Our organization is so dependent on external factors, it's incredible. We now know that in government everything can change within seconds. Normally, a project takes seven or eight years to complete. We have learned that we have to concentrate more on projects that can be implemented in the short term. The current project we're working on fulfils all those criteria. It's a challenge, but at the end of the day we can actually say we have been able to press ahead with certain changes.

Back to Ulm: How was your work with IFG in the course of the mentoring? After I won the award, Ruedi Baur maintained close contact with me. I consulted him on the project, and he gave me some useful feedback for our presentations. As a designer, he knows how you have to present your ideas. But to be honest, I expected more, because it had been promised as part of the award. As far as I could tell, there were considerable differences of opinion between IFG's Advisory Board and the then Director, and the mentoring suffered from that.

A year after the award, you appeared on the other side at Ulm, as one of the people at the Hearing to whom new project applications were presented and who discussed them together with the IFG Advisory Board. Why wasn't any project sponsored that year? There were very controversial discussions. But in the end the Advisory Board, which had to reach a decision, was not totally convinced by any of the projects. I wouldn't have imagined at that time that my project would be one of the last to be selected by IFG.

What do you think of Ulm now? It makes me very sad that the “Designing Politics – The Politics of Design” competition couldn't be continued. Such an impressive network had been built up over a period of three years. It was held in extremely high regard throughout Europe. IFG built something up that was necessary. I think it's the controversial projects in particular that make a difference, and that's why it's important to support such socially and politically oriented projects. They put certain issues in the public eye, with the result that the silence is broken. Projects like that always have a progressive potential because they address topics which are otherwise suppressed. They're not easy projects, of course, but that gives them a different status from the other projects that are supported by most of the organizations. Organizations are always interested in innovations. Most of the applicants who appeared in Ulm had the will to change and improve daily life. The Hearings were an incredible adjudication process, different from any other competition. There, the juries just receive written applications and make a simple decision. At Ulm, there was far more than just the awards. In particular, it was a breeding ground for discussions and the establishment of a network on the European continent. As an applicant, I had the feeling I was being taken seriously. I'm very grateful for that. It was something typically German. Not a joke. It simply felt real.

What role should IFG Ulm play in future? IFG should reinstitute the “Designing Politics – The Politics of Design” competition, especially in the light of the acute political and financial crises. That specific Ulm way of thinking is more important now than ever before. Ulm actually had a kind of prescience. It recognized the necessity of such a kind of design. It may well have been unconscious, but the Hearings anticipated these times of crisis. When IFG started with them, Europe was still on its honeymoon. At the start, the award may have just been regarded as yet another prize which wasn't necessary – as a prize for charity, for an Africa project or something like that. But we have to support designers who are really trying to change what has gone wrong. I travel a lot in Europe and see unbelievable poverty that is much worse than the poverty in Latin America. Not because there's less money, but because there's less freedom to act, especially for foreigners and ethnic minorities. Everything is controlled. The only area in which people can really move freely is their own home. In public life, it seems, you cannot dare to be openly different. And the sponsors of art and design are now only out to make a profit. In addition to all the political problems, Europe has tried to solve these problems by throwing money at them, as if money could solve everything. But that's useless. Nothing has changed. The structures have remained the same. The cash is being wasted. I know many designers in Europe who could say a lot about these problems. They need support, and that's why “Designing Politics – The Politics of Design” is indispensable.



Florian Walzel:

Die Moral der Ulmer Geschichte

Herr Walzel, Sie haben zuerst Kommunikationsdesign und danach Design Studies studiert und die Zeitschrift für Designwissenschaft »Neuwerk« gegründet. Wie sind Sie nach Ulm gekommen?

Ein Freund hat mir 2008 eine Einladung von Regula Stämpfli zum Hearing per E-Mail weitergeleitet. Weil man vorab ein paar Zeilen darüber schreiben sollte, wie man sich einbringen wollte, habe ich ein Exposé geschickt. Daraufhin wurde ich gebeten, einen Vortrag beim Hearing zu halten. Im Anschluss daran ist das Projekt entstanden.

Wieso hatte Ihr Freund Sie auf das Hearing aufmerksam gemacht?

Ich hatte schon immer Interesse an der Reflexion über Design: Nicht nur das Resultat, auch der Prozess dorthin und das Schreiben darüber haben mich motiviert. Die HfG Ulm und das IFG waren mir natürlich bekannt. Mit diesem Freund hatte ich in Darmstadt studiert; er wusste um mein Interesse und schlug mir die Sache wohl deshalb vor.

Was war der Gegenstand Ihres Vortrags?

Ich suchte nach einem Zugang, wie man Ethik im Design neu positionieren kann. Ich hatte den Eindruck, dass die vielen ethischen Konzeptionen im Design auf relativ dünnen theoretischen Fundamenten beruhten. In meinem Vortrag wollte ich an die Grundlagen heran und habe überlegt, wo die Aspekte liegen, bei denen es in der Theorie hakt: wo die bestehenden Designkonzeptionen nicht den Punkt treffen oder zu schwach sind. Diese verschiedenen Stränge habe ich aufgearbeitet. Dann habe ich Stellung dazu bezogen und einen kleinen Ausblick entworfen, wohin es gehen könnte mit einer Designtheorie unter der Frage des Ethischen.

Was ergab sich aus der Diskussion?

Die Diskussion war produktiv. Es gab auch viel Kritik, zum Beispiel von Ruedi Baur, der mir entgegenhielt, ihm sei vieles zu geisteswissenschaftlich gedacht, auch zu designphilosophisch, aus der Perspektive des Außenstehenden. Er fragte: »Wo ist der Beitrag konkret, visuell?« Sein Vorschlag bestand darin, stärker mit Menschen zusammenzuarbeiten, die Design als positive Setzung betreiben. Er regte Designkritik als immanenten Aspekt eines Entwurfes an, anstelle eines bloßen Textes über Design. Dieser Teil der Diskussion hat die alte Streitlinie wieder sichtbar werden lassen: das ungeklärte Verhältnis von Theorie und gegenständlichem Entwurf. Ich glaube, es ist ein Problem, dass Designgeschichte und Teile der Theorie lange Zeit vom Standpunkt der Kunstgeschichte aus behandelt wurden. Aus Ermangelung einer eigenen Hermeneutik sind der recht jungen akademischen Designdisziplin Professoren aus der Kunstgeschichte und Philosophie zu Hilfe geeilt. Entsprechend wurde Design dann oft unter Kategorien der Stilbildung und Epochengeschichte betrachtet. Das hat zu einer heftigen Trennung geführt und bei vielen praktisch orientierten Gestaltern Unverständnis ausgelöst. Denn gerade das, was Lucius Burckhardt einmal mit »Design ist unsichtbar« gemeint hat, wäre es Wert, Gegenstand der Designreflexion zu sein. Also die Einbettung in die Gesellschaft, die unsichtbaren Bezüge und nicht allein das, was unter dem kunsthistorischen Blick so prominent wird: Materialität, Form, Stil.

Vor diesem Hintergrund richtete sich die Kritik an meinem Vortrag vielleicht dagegen, dass ich in dieser Tradition historische Verläufe reflektiert und weniger den Blick nach vorne gerichtet habe. Mein Ansatz war aber folgender: Wir können nur nach vorne blicken, wenn wir sauberer mit unseren Begriffen umgehen. Designethik ist kein Cocktailglas, in das wir ein bisschen Ökologie tröpfeln, etwas klassische Moderne, irgendwie Democratic Design, nun in den Shaker, Deckel drauf, und was ausgegossen wird, ist unser moralischer Anspruch im Design. Ich habe gefragt: »Gibt es so etwas wie eine Sondermoral im Design? Den Hippokratischen Eid des Designers? Woran macht man ihn fest?« Darauf können wir nur antworten, wenn wir auch den Blick in die Vergangenheit richten. Es ist ebenso wertvoll, die Sackgassen zu identifizieren, wie dann die offenen Wege zu gehen.

Welchen Begriff von Theorie vertreten Sie, wenn Sie Designtheorie betreiben?

Der Theoriebegriff ist per se schwierig. Es gab Versuche, die exakten Wissenschaften für das Design Paten stehen zu lassen. Wissenschaftliche Erkenntnisse sollten exaktes Design hervorbringen. So auch an der HfG Ulm. Das geht mit ziemlicher Sicherheit daneben, schon weil Naturwissenschaft und Designtheorie nicht die gleiche Semantik teilen. Naturwissenschaft hat es mit prädikativen Sätzen zu tun. Sie beschreibt eine Wirklichkeit, die ist. Zum Teil beschreibt auch Designtheorie, was aktuell ist. Aber sie muss darüber hinaus fragen: »Was ist denn eigentlich gewünscht? Was möchten wir für die Zukunft?« Damit bewegt sich Designtheorie im Bereich der deontischen Sätze, der Moralsätze und der Forderungen: »Was halten wir für gut und wünschenswert?« In diesem Feld wird es schwierig, Wissenschaft heranzuziehen. Soll der Designer den Wissenschaftler danach fragen, wo der Schalter an der Lampe angebracht wird? Soll der Informationswissenschaftler oder Kybernetiker vorgeben, wie die Headline typografiert wird? Wenn Sie fünf verschiedene Wissenschaftler fragen, erhalten Sie fünf verschiedene Antworten.

Es geht im Design immer um diesen »Sollensaspekt«. In der fürs Design typischen Mischung aus Herkunft, gegenwärtigem Zustand und Zukunft braucht man einerseits beschreibende Sätze über die Wirklichkeit, wie sie ist, und andererseits ein Modell dafür, wie sie in Zukunft sein soll. Es ist sehr schwierig, dieses Sollen richtig zu verankern. Selbst wenn man die Moral auskehrt und versucht, diese Problematik unter Begriffen der Funktionalität zu verstecken, stehen dahinter immer Setzungen, Annahmen, was man glaubt, was gut ist. Man kann nicht gestalten, ohne eine wenigstens implizite Vorstellung davon zu haben, was man möchte.

Die Wissenschaft ist dagegen vergleichsweise entspannt. Sie kann sich zurücklehnen und sagen: »Das ist die Welt. Wir beschreiben sie. Wenn wir ein Modell haben, das sie hinreichend beschreibt, dann betreiben wir erfolgreich Wissenschaft.« Wenn ich als Designer so vorgehe, scheitere ich. Ich bin ständig gefragt: Was halte ich für gut? Etwa das Design, das sich verkauft? Das der Auftraggeber mag? Oder das, das eine weitere gesellschaftliche Agenda einbezieht? Zwischen dem, was der eine und was die andere »gut« findet, können Welten liegen.

Eine Wissenschaft des Entwerfens steckt noch in den Anfängen. Als »Science of the Artificial« wurde sie von Herbert Simon vorgeschlagen. Aber ihre Ausarbeitung steht noch an. Ich hoffe, dass das IFG in Zukunft dazu seinen Teil beitragen wird.

Welchen Begriff hatten Sie von Ulm, bevor Sie am Hearing teilgenommen haben?

Ähnlich wie das Bauhaus ist ganz Ulm überlagert von Mythen. Die historische HfG hat in meinem Studium eine große Rolle gespielt. Dann hatte ich noch ein vages Wissen davon, dass es ein Erbe gab, das irgendwo bewahrt wurde. Die Septembertagungen des IFG haben ein relativ großes Echo erzeugt, aber als junger Student habe ich Details nur am Rande mitbekommen.

Auch mein Bild von der HfG war zum Teil verklärt. Es war für mich eine Designschule, die bestimmte Werte etabliert hatte, die Gültigkeit besaßen. Nach und nach habe ich festgestellt, dass der Wert Ulms an einer anderen Stelle liegt. Ich glaube, das gescheiterte Experiment HfG ist viel spannender als die dabei entstandenen Artefakte. Ebenso wie die Würdigung von funktionaler Universalität, asketischer Moderne und zeitlosem Design der HfG, wie es derzeit vermehrt stattfindet, ziemlich langweilig ist.

Ganz anders verhält es sich, wenn man versucht, das »soziale Experiment« Ulm in den historischen Kontext zu setzen. Etwa die vorausgegangenen nationalsozialistischen Gräueltaten: Was war mit der Bildung, mit der Kunst geschehen, wieso hatte die Kulturnation Deutschland völlig versagt? Dagegen wendet sich die Idee der Ulmer, etwas Neues aufzubauen und einen neuen Geist mitzubringen. Als historische Referenz konnten sie nur auf das Bauhaus zurückgreifen, das aber sehr unterschiedlich gelesen wurde. Vom Westen, von den USA war wenig zu erwarten, weil dort Design bereits als Styling betrieben wurde, als oberflächliches Anhängsel an den Betrieb, um gut verkaufen zu können.

In einer historischen Situation, die so viel hatte fragwürdig werden lassen, und ohne Ankerpunkt wurde versucht, einen eigenen, humanen Designbegriff zu entwickeln. Der Irrtum bestand darin, dass die HfG sich viel von den exakten Wissenschaften erhoffte. Man wollte präzises Design, erkennbar auch an den Oberflächen und in der Verarbeitung. Daran, wie der Gegenstand beschaffen war, wollte man ihn haftbar machen. Der Versuch war nicht naiv. Die Gegenstände sollten nicht verkitscht werden, ihre industrielle Provenienz sollte lesbar sein, aber es sollten dennoch keine unmenschlichen Gegenstände entstehen. Das ist gekippt. Es entstand ein Dogma, ein Ulmer Stil, der überhaupt nicht bei allem funktioniert. Es gibt zu Recht viele Polemiken über die graue Schachtel mit drei Knöpfen, an der man »Ulmer Design« erkennen kann.

Ich glaube, dass Design nicht so einfach funktioniert. Das beste aktuelle Beispiel ist Apple-Design. Es heißt oft, dessen historische Referenz sei Ulm. Aber vor 50, 60 Jahren ist in den Kisten etwas ganz anderes passiert als im heutigen iPod.

Deshalb kommen wir im Design ohne den Interface-Begriff nicht weiter. Einfach nur zu sagen: »Das ist der Gegenstand«, funktioniert meiner Meinung nach nicht. Also brauchen wir einen komplexeren Begriff.

Welches Projekt haben Sie dem IFG zur Förderung vorgeschlagen?

Mein Vortrag während des Hearings hatte bereits die Richtung vorgegeben. Ich wollte textlich arbeiten und ein Buch als Ergebnis vorlegen. Eine theoretische Arbeit, auf der andere praktische gründen können. Ich wollte kein Designprojekt, das auch einen Reflexionsteil hat.

Der Titel lautet »Gegenstand und Widerstand«. Ich klopfe darin verschiedene Bereiche der Theorien auf die Frage ab: »Woran machen wir den Verantwortungsbegriff im Design fest?«

Zum Beispiel befindet sich der Designer als Person in einer merkwürdigen Zwischensituation. Auf der einen Seite ist er zumeist Auftragnehmer. Auf der anderen Seite ist der Begriff von Autorität, Verantwortung und Autorenschaft angelegt, der von der Vorstellung eines freien Künstlers geerbt wurde. Der Designer ist auch dann ein Autor, wenn er eine Auftragsarbeit erledigt. Ich beleuchte diese Situation und frage: »In welcher Rolle sind wir eigentlich? Wo sind da die Grenzen?«

Ein anderer Sachverhalt ist die Wandelbarkeit der Moral. Sie ist Moden unterworfen. Die Grenzen der Moral verschieben sich. Zu Zeiten der Prohibition war man in den USA moralisch, wenn man keinen Alkohol getrunken hat. Heute ist das so, wenn man ein Auto fährt, das wenig Kohlendioxid ausstößt. Sie sehen, wie weit das auseinanderliegen kann, was gerade als moralisch gewertet wird.

Ein dritter Aspekt bezieht sich auf den Entwurf. Ich bin der Meinung, dass Ethik ein wichtiger Bestandteil im Design ist, aber Ethik alleine beschreibt Design nicht. Was macht beispielsweise die Form einer Schrift gut? Was ist denn ein gutes A? Historisch gesehen, verläuft die Argumentation stets nach dem Muster: Ein gutes A ist das, welches dem Leser bei der Erkennung wenig abverlangt, was also möglichst a-haft ist. Folgerichtig ist alles, was irgendwie nicht so a-haft ist, ein schlechtes A. Das moralische Kriterium fällt zusammen mit dem Kriterium der Lesbarkeit. Das ist banal. Denn scheinbar existiert ein Zwischenbereich, in dem Designer arbeiten, denn es gibt eine Formgesetzmäßigkeit von richtigen Proportionen, aber sie lässt sich nicht in eine binäre Logik überführen, die nach dem Muster »wahr – falsch« aufgebaut ist. Doch alle moralischen Urteile sind binär kodiert. Entweder ist etwas gut oder es ist schlecht (bzw. böse). Es gibt nichts dazwischen. Im Design kann ich sagen, diese Schrift erfüllt bestimmte Zwecke besser und sie ist in einer gewissen Weise auch konsequenter oder harmonischer gestaltet. Es eröffnet sich ein Bereich von Schattierungen, von: »besser als«. Es wäre aber Unsinn, von einer moralisch guten Schrift oder moralisch verwerflichen Schrift zu sprechen. Allerdings ist genau das zum Teil versucht worden. Otl Aichers Schrift »rotis« wurde in die Nähe von demokratischem Denken gestellt. Eine Schreibmaschinenschrift wurde abgewertet, weil dort angeblich jeder individuelle Mensch ebenso wie jeder einzelne Buchstabe in ein Raster gleicher Breite gestampft wurde. Ganz so einfach ist es nicht. In dieser großen Grauzone habe ich versucht, ein bisschen Licht ins Dunkel zu bringen.

Ich bin zu der Einsicht gelangt, dass wir gut daran tun, über Design eher in Form eines »Sensoriums« als in der eines »Instrumentariums« nachzudenken. Es gibt eine dialektische Bewegung: Einerseits macht uns Gestaltung kompetent, Dinge zu tun, die wir ohne ihre Vermittlung nie hinbekämen – jedes Kind kann ein Handy per Display bedienen, aber niemand versteht die Technik in Gänze –, andererseits erzeugen diese Abstraktionen beständig »Black Boxes«. Entmündigung, Unverständnis und Infantilisierung sind die Schattenseiten der »Designmacht«. In diesem Sinne über Verantwortung im Entwurf nachzudenken, halte ich für erheblich sinnvoller, als einzelne Objektmerkmale mit gut/böse in Verbindung bringen zu wollen.

Welchen Effekt haben Sie mit Ihrer Arbeit erzielt?

Als ich das Buch fertiggestellt habe, bestand beim IFG eine ungeklärte personelle Situation. Es gab Rücktritte und Auseinandersetzungen. Niemand hatte die Zeit, inhaltliche Diskussionen zu führen, solange es in Ulm um

strukturelle Themen ging. Deshalb wurde die Veröffentlichung in einer kleinen Auflage produziert und im Ulmer Umfeld verbreitet. Darüber hinaus hat es sehr vielfältige Antworten gegeben. Ich arbeite an dem Thema weiter. Mittlerweile würde ich einige Passagen anders schreiben. Mein Erkenntnisstand ist gewachsen. Ich sehe, dass ich in manchen Bereichen nicht weit genug gegangen bin. Es war eine Momentaufnahme, die mir äußerst viel gebracht hat, weil ich dank der Förderung durch das IFG meine Gedanken auf den Punkt bringen und herausarbeiten konnte.

Wo sehen Sie heute die Aufgabe Ulms?

Ihr Scheitern macht die HfG Ulm spannend vor dem Hintergrund, dass es ein ernsthafter und relativ lange durchgeführter Versuch war. Ich denke, dass man an dieser Stelle anknüpfen sollte. Nicht im Sinne des Dogmas, sondern der Frage nachgehend, was funktioniert hat und was nicht. Wir brauchen diese Ernsthaftigkeit. Wie betreiben wir in Zukunft Design? Welches Experiment starten wir? Als das Erbe weitergetragen wurde, hat das IFG eine große Aufgabe übernommen. Es hat die Lücke gefüllt, in einem Kontext außerhalb der Hochschule Designkritik zu ermöglichen. Sonst gibt es fast ausschließlich Institutionen, die Design unter der Maßgabe der Wirtschaftsförderung begreifen, daneben noch die Museen, wo Design in Szene gesetzt und geadelt wird. Außerhalb der Hochschulen hat sich nur das IFG kontinuierlich um den kritischen Entwurf gekümmert. Ab und zu fand irgendwo eine Designtagung statt, die vielleicht auch kritische Aspekte befördert hat. Aber das IFG war mit seinen Septembertagungen eine Institution. Dort sehe ich nach wie vor das IFG. Es könnte deutschlandweit, vielleicht sogar weltweit einmalig eine kritische Gestaltungspraxis etablieren. Auch wenn der Designbegriff heute weiter gefasst ist, leidet er immer noch unter der Perspektive der 1980er und 1990er Jahre, als Design auf die Luxusgüterindustrie projiziert wurde, als eine Form von Alltagsveredelung, Kunst zweiter Klasse mit ein bisschen Metaphysik. In einem schlechten Sinne Rhetorik der Dinge. Design kann mehr. Jetzt muss auch jemand da sein, der diese Lücke mit Inhalten füllt und Ressourcen bereitstellen kann, der Antworten auf die Frage geben will. Das würde zeigen, was das Experiment Ulm auf heute übertragen bedeutet.

Florian Walzel:

The moral of the Ulm story

Mr. Walzel, you first studied Communications Design and then Design Studies, and founded "Neuwerk", the magazine for design theory. How did you come to be involved with Ulm?

In 2008, a friend passed on Regula Stämpfli's invitation to the Hearing to me by email. As they wanted a few lines in advance on the planned contribution, I sent an exposé, and I was then asked to give a presentation at the Hearing. The project came into being after that.

Why did your friend draw your attention to the Hearing?

I had always been interested in the theory of design: Not just the result, but the process of arriving at it and writing about it were what motivated me. I was of course familiar with HfG Ulm and IFG. My friend and I had been students together in Darmstadt; he knew I was interested and that's why he will have suggested it to me.

What was your presentation about?

I was looking for a way of repositioning ethics in design. I had the impression that the various ethical doctrines in design were based on relatively thin theoretical foundations. I wanted to use my presentation to examine the fundamental principles and tried to identify those aspects where there were snags with the theory: where the existing design concepts missed the point or were too weak. I reviewed all those various lines, then took up my own position and drafted a brief outlook on where a design theory proceeding from the question of what was ethical could take us.

What was the result of the discussion?

The discussion was productive. There was also a lot of criticism, for example from Ruedi Baur, who accused me of being too academic and too much wrapped up in design philosophy from the outsider's point of view. He asked, "What contribution does this make in concrete, visual terms?" His proposal was to work more closely with people and practise design as a productive posit. He suggested design criticism should be an immanent aspect of a physical design instead of merely a text about design. This part of the discussion revealed the old lines of battle again: the unclarified relationship between theory and the design of the object. I think it is a problem that design history and parts of the theory were dealt with for a long time from the point of view of art history. For want of any hermeneutics of its own, professors of art history and philosophy rushed to the aid of the relatively young academic discipline of design. Accordingly, design was then often considered in categories of the establishment of styles and of historical epochs. That led to a severe schism, and met with incomprehension on the part of many practically oriented designers. For precisely what Lucius Burckhardt meant by "Design is invisible" would be worth examining in terms of design theory: the embedding in a social context, the invisible relationships and not simply the features of materiality, form and style which become so prominent under the gaze of art historians. Against this background, the criticism of my presentation was perhaps directed at the fact that I considered design in that tradition of historical developments and failed to look forward enough. My approach, however, was the following: We can only look to the future when we clean up our terminology. Design ethics is not a cocktail glass into which we splash

a bit of ecology, add some classical modernism, round it off with some Democratic Design and put it into the shaker, lid on, and what comes pouring out is our moral aspiration in design. I asked whether there was not something like a special morality in design, the Hippocratic Oath of designers. What could we derive it from? We can only answer that if we also examine the past. It is just as valuable to identify the blind alleys as to walk along the open boulevards.

What concept of theory do you represent when you engage in design theory?

The concept of theory is difficult per se. There have been attempts to have design modelled on the exact sciences, with scientific findings bringing forth exact design. Those attempts were also made at HfG Ulm. That is almost certain to go wrong, if only because natural science and design theory do not share the same semantics. Natural science has to do with predicative statements. It describes a reality that is. In part, design theory also describes what is actually there, but it also has to ask, "What, then, is desirable? What do we want for the future?" Design theory then moves in the field of deontic and moral propositions and demands: "What do we consider good and desirable?" In this field, it becomes difficult to draw upon science. Should the designer ask the scientist where the switch should be fitted to the lamp? Should the information scientist or cyberneticist specify the typography for a headline? If you ask five different scientists, you get five different answers.

In design, it's always a matter of "should". In the typical mixture for design of origin, present condition and future, we need on the one hand descriptive statements on reality as it is, and on the other hand a model of how it should be in the future. It is very difficult to anchor this "ought" correctly. Even if you sweep morality out of the way and attempt to hide this problem behind concepts of functionality, there are always posits and assumptions of what people think is good in the background. You cannot design without having at least an implicit idea of what you want. Science, in contrast, is relatively relaxed. It can lean back and say, "That is the world. We describe it. When we have a model that describes it sufficiently well, we have been successful as scientists." If I do that as a designer, I fail. I am constantly asked what I think is good. Design that sells? Design that the client likes? Or design that involves a broader social agenda? What one person, and another, and then somebody else finds "good" can be worlds apart.

A science of design is still in its infancy. It was proposed by Herbert Simon as the "Science of the Artificial". But it still has to be formulated. I hope that IFG will play its part in that in future.

What was your idea of Ulm before you took part in the Hearing?

Like the Bauhaus, Ulm is totally shrouded by myths. The historical HfG played a large part in my university education. I was also vaguely aware that there was a heritage that was being preserved somewhere. IFG's September conferences produced a relatively large echo, but as a young student I was only marginally aware of the details.

My vision of HfG was also somewhat misty-eyed. To me, it was a school of design that had established certain values which were valid. Gradually, I found that the value of Ulm lies elsewhere. I think the failed experiment of HfG is much more interesting than the artefacts created there. Just as the acclaim of the functional universality, ascetic modernism and timeless design at HfG which is currently increasing is rather boring.

It's quite different when you try to put the "social experiment" of Ulm into a historical context. The Nazi abomination that preceded it, for example: What happened to education, to art, and why did Germany, a nation of culture, fail so completely? The response was the Ulm idea of building up something new and imbuing it with a new spirit. The only historical reference they could draw on was the Bauhaus, but there were widely divergent readings of that. There was little to hope for from the West, the USA, because design had already become styling there, a superficial adjunct to manufacturing aimed at increasing sales.

In a historical situation which had called so much into question, and without any anchor point, an attempt was made to develop a new, humane concept of design. The mistake made at HfG was to expect too much from the exact sciences. They wanted precise design, also recognizable from the surfaces and workmanship. They wanted to make objects accountable in terms of quality. The attempt was not naïve. Objects were not to be made kitschy, their industrial provenance should be discernible, but nevertheless no in-human objects were to be created. That all collapsed. A dogma, an Ulm style, arose, which by no means worked with everything. There was quite rightly a lot of polemic about the grey box with three buttons that was indicative of "Ulm Design".

I don't believe design works that simply. The best current example is Apple design. One often hears that its historical reference is to Ulm. But 50 or 60 years ago something there was something quite different going on in the boxes than in today's iPod.

That's why we can't get any further in design without the interface concept. In my opinion, just saying, "that's the object" doesn't work. So we need a more complex understanding.

What was the project you proposed to IFG for sponsorship?

My presentation at the Hearing had already set the course. I wanted to work with text and produce a book as the result. A theoretical work, on which other people could base practical works. I didn't want a design project with a subordinate theoretical part. The title is "Object and Resistance". In it, I sound out various areas of theory on the subject of what we base the concept of responsibility in design on. The designer as a person, for example, finds himself in a strange intermediate position. On the one hand, designers are mostly contractors. On the other hand, the concepts of authority, responsibility and authorship inherited from the idea of the artist come to bear. The designer is then still an author when he is doing contract work. I try to shed light on this situation and ask, "What role do we really play? Where are the boundaries?"

Another matter is the mutability of morality. It is subject to fashion. The boundaries of morality shift. At the time of Prohibition, people behaved morally in the USA by not drinking alcohol. Now you behave morally by driving a car that emits very little carbon dioxide. You can see how much things that are regarded as moral at a particular time can differ.

A third aspect has to do with the design that is produced. I think that ethics is an important part of design, but ethics alone does not describe design. What, for example, makes the shape of a typeface good? What is a good A? Viewed historically, the argument always follows the lines of, "A good A is an A that demands little from the reader to be recognized; one, therefore, that is as A-like as possible." Consequently, everything that is somehow

not so A-like is a bad A. The moral criterion coincides with the criterion of legibility. That is banal. For apparently, there is an intermediate area in which designers work, as there is a law of form concerning the right proportions which cannot however be transformed into binary logic, which is structured along the lines of “true” or “false”. But all moral judgements are in binary code. Either something is good or it is bad (or evil). There’s nothing in between. In design, I can say that a particular typeface fulfils certain purposes better, and that it is constructed more consistently or harmoniously in a certain way. What emerges is an area of shades and nuances, an area of “better than”. It would, though, be absurd to speak of a morally good typeface or a morally reprehensible typeface. But attempts have been made to do exactly that. Otl Aicher’s “rotis” typeface has been associated with democratic thinking. A typewriter font was denigrated because it allegedly suggested that each individual human being, like every individual letter, was stamped into a grid of equal widths. Things are not so simple. In this huge grey zone, I attempted to bring some light into the darkness. I came to see that we would do well to think of design in the form of a set of senses rather than as a set of tools. There is a dialectic shift: On the one hand, design gives us the capability to do things we would never have managed without its mediation – every child can use the display to operate a mobile phone, but no-one understands the technology as a whole – and on the other hand these abstractions constantly produce “black boxes”. Disenfranchisement, incomprehension and infantilization are the dark sides of the “design force”. I think it is much more sensible to reflect upon responsibility in design in this way than to attempt to associate individual characteristics of an object with good or bad.

What has been the effect of your work?

When I finished the book, the staffing situation at IFG was in confusion. There were disputes and resignations. No-one had the time to conduct substantive discussions as long as Ulm was concerned with structural issues. As a result, a small run was printed and copies were distributed in the Ulm milieu.

Over and above that, there has been a wide range of responses. I’m still working on the subject, and I’d now write some of the passages differently. My knowledge has grown. I can see that I didn’t go far enough in some respects. It was a snapshot that did a lot for me because the sponsorship by IFG enabled me to put my ideas in order and get to the heart of the matter.

What do you think Ulm should be doing now?

HfG Ulm’s failure made it exciting, against its background as a serious and relatively long-lasting experiment. I think things should follow on from there. Not in the sense of a dogma, but in pursuit of the question of what worked and what did not. We need that seriousness. How are we going to practise design in future? What experiment are we going to embark upon?

By taking on that inheritance, IFG accepted a major challenge. It filled the gap, facilitating design criticism in a context outside universities. Apart from IFG, there are almost only institutions that regard design as a part of economic promotion, and then the museums where design is put on show and ennobled. Outside the universities, only IFG has continuously devoted attention to critical design. From time to time there may have been a design conference somewhere or other that also promoted critical aspects, but the September conferences and IFG were an institution.

That’s where I still see IFG. It could be unique in establishing a critical practice of design throughout Germany, perhaps even throughout the world. Even if the concept of design is a broad one today, it still suffers from the perspective of the 1980s and 1990s, when design was projected onto the luxury goods industry as a form of upgrading everyday life. Second class art with a bit of metaphysics. The rhetoric of objects, in a bad sense. Design can do more than that. Now, too, we need someone to fill that gap and provide resources, and produce answers to the question. That would show what the Ulm experiment means in relation to the present.



Florian Walzel, Gegenstand und Widerstand, Beitrag zu einer Theorie des Social Design, unveröffentlichter Forschungsbericht an das IFG Ulm 2010

Am I Ulmish?



2005 besuche ich John Maeda, damals noch im MediaLab des MIT. Ich darf nichts und niemanden fotografieren. Wie gern hätte ich ein Bild in die Außenwelt getragen, das John Maeda in seinem Büro zeigt: ein Klischee des vielseitig begabten, bisweilen zum Genie neigenden Wissenschaftlers inmitten seines natürlichen Lebensraums, einem viel zu kleinen Büro, dessen Wände mit Regalen voller Bücher vollgestellt sind, dessen Schreibtisch unter ausgeweideter Computertechnik und Papierstapeln unkenntlich geworden ist und dessen Fußboden als Extension von Schreibtisch und Regalen kaum Platz zum Gehen übrig lässt.

Maeda begrüßt mich ein wenig zerstreut und schaltet in Sekundenbruchteilen um. Wie auf Knopfdruck ist er präsent. Es sprudelt aus ihm heraus, er hat sich vorbereitet. »Fangt doch so an, dass ihr als Einladungen T-Shirts verschickt, auf denen nur steht: Am I Ulmish? Dann kann jeder beim Blick in den Spiegel darüber nachdenken, wie seine Antwort ausfällt. Was verbindet ihn mit Ulm, was bedeutet ihm Ulm?« Sieben Jahre später, im Herbst 2012, nimmt das IFG Maedas Vorschlag anlässlich der Vorstellung dieses Buchs auf.

Ulm hat nur die Bedeutung, die wir Ulm heute zuweisen. Was bedeutet mir Ulm? Bin ich ulmish? Seit 1968 haben alle, die sich für Ulm engagierten, darauf ihre eigene Antwort gegeben. Das Bild, das daraus entsteht, wird um so facettenreicher und unschärfer, je intensiver wir uns der Geschichte Ulms 1968–2008 widmen. Die Projektionsfläche »Ulm« aus ihrem Dornröschenschlaf der eindimensionalen Wahrnehmung zu erlösen und als Ort permanenter Transformation sichtbar zu machen, ist die Aufgabe, die das vorliegende Buch erfüllen möge.

Am I Ulmish?

In 2005, I visited John Maeda, who was then still at the MIT MediaLab. I was forbidden to photograph anything or anybody. How I would have liked to smuggle a picture of John Maeda in his office out into the world: a cliché of the multi-talented academic with strokes of genius in the middle of his natural habitat, an office that is much too small, its walls covered with shelves full of books, the desk unrecognizable under bits of disembowelled computers and piles of paper, and the floor as an extension of the desk and shelves leaving hardly any space to walk around.

Maeda greeted me a little absentmindedly and then switched over in a fraction of a second. Wide awake, as if at the touch of a button. "Start like this, sending out tee-shirts printed 'Am I Ulmish?' as invitations. Then everyone glancing in the mirror will start thinking about the answer. What connects them with Ulm, and what does Ulm mean to them?" Seven years later, in autumn 2012, IFG adopts Maeda's idea for the presentation of this book.

Ulm only means what we think it means today. What does Ulm mean to me? Am I Ulmish? Since 1968, all the people involved with Ulm have provided their own answers. The picture that emerges from those answers becomes more complex and blurred the more intensively we examine the history of Ulm from 1968 to 2008. Releasing the projection screen of "Ulm" from the constraints of one-dimensional perception and making it visible as a place of permanent transformation is the task I hope this book will fulfil.

Literaturhinweise/ references

archithese 15/1975: *hfg ulm. Ein Rückblick. Une Rétrospective.* Casabella 435/1978: *Tre Scuole: Bauhaus–Vchutemas–Ulm.* design + design 97–98/2011: *Wie das Braun-Design entstand.* form + zweck 20/2003: *hfg ulm. output.* Zeitschrift der Studentenvertretung der Hochschule für Gestaltung, Vol. 1/1961–25/1964. Rassegna 19/1979: *Il contributo della scuola di ulm. The Legacy of the School of Ulm.* ulm. Zeitschrift der Hochschule für Gestaltung, Vol. 1/1958–21/1968.

Abdullah, Rayan, *Form, Farbe und Sprache der Arabischen Revolution*, 5. Ulmer Gespräch, Ulm 2012. Aicher, Otl, *die welt als entwurf*, Berlin 1991. Almir Mavignier: *Plakate*, Heidelberg 2003. Anthony Froshaug, *Typgraphy and Texts. Documents of a Life*, ed. Robin Kinross, London 2000.

Bachmann, Heinrich, Meister, Daniel P., *Zur Ganzheitstheorie der Umweltplanung*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1972. Baehr, Volker, Kotik, Jan, *Gesellschaft, Bedürfnis, Design*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1972. Banham, Reyner, *Design by Choice. Ideas in Architecture*, London 1981. *Bewegung – Tomás Gonda an der HfG Ulm. Ein interaktives Projekt über seine Arbeit und Dozententätigkeit in den Jahren 1958 bis 1966*, (CD-ROM) Schwäbisch Gmünd 1998. Baur, Ruedi, *Des-Orientierung*, Baden 2010. Baur, Ruedi, Müller, Lars, *Ruedi Baur Intégral*, Baden 2009. *Bernd Kniess: Adoptions*, DD 20/2007. *Das Gesetz und seine visuellen Folgen. La loi et ses conséquences visuelles: Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt*, ed. Ruedi Baur, Baden 2007. Biéler, Eric, *Planungstheorie: Ein Beitrag zur hierarchischen Strukturierung komplexer Probleme*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1970. Bill, Jakob, ed., *max bill. funktion und funktionalismus. schriften: 1945–1988*, Bern 2008. Bill, Max, »vom bauhaus bis ulm«, du 6/1976, 12–21. Bill, Max, »fortsetzung notwendig«, Eckhard Neumann ed., *Bauhaus und Bauhäusler. Erinnerungen und Bekenntnisse*, Köln 1971, 2. Auflage 1985, 286–289. Beuys, Barbara, *Sophie Scholl*, München 2010. Bonsiepe, Gui, ed., *Tomás Maldonado. Digitale Welt und Gestaltung.* Ausgewählte Schriften, Basel 2007. Bonsiepe, Gui, *Entwurfskultur und Gesellschaft: Gestaltung zwischen Zentrum und Peripherie*, Basel 2009. Buchsteiner, Thomas, Letze, Otto, ed., *max bill, maler, bildhauer, architekt, designer*, Ausstellungskatalog Stuttgart, Ostfildern-Ruit 2005. Burri, Robert, *Wohnbedingungen und Wohnbedürfnisse: Ergebnisse einer empirischen Analyse*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1971.

Bürdek, Bernhard E., *Design, Geschichte, Theorie und Praxis der Produktgestaltung*, Köln 1991, 3. Auflage Basel, Boston, Berlin 2005. Bürdek, Bernhard E., *Design – auf dem Weg zu einer Disziplin*, Hamburg 2012.

Clivio, Franco, *Verborgene Gestaltung, Dinge sehen und begreifen*, Basel, Boston, Zürich 2009. Curdes, Gerhard, Stahl, Konrad, *Umweltplanung in der Industriegesellschaft*, Reinbeck 1970. Curdes, Gerhard, *Die Abteilung Bauen an der HfG Ulm. Eine Reflexion zur Entwicklung, Lehre und Programmatik*, Ulm 2001. Curdes, Gerhard, ed., *HfG Ulm: 21 Rückblicke. Bauen, Gemeinschaft, Doktrinen*, Ulm 2006. Czempser, Karl-Achim, ed., *hfg. ulm. Die Abteilung Produktgestaltung.* 39 Rückblicke, Dortmund 2008.

Das Einfache, ed. Eugen Gomringer, *Helmut Spieker/IFG Ulm*, Giessen 1995. »... dass diese ganze Geschichte in Ulm losgegangen ist, das ist überhaupt ein Irrtum ...«, Hochschule für Gestaltung Ulm, ed. Daniela Sannwald, Berlin 1987. *Design und Architektur: Studium und Beruf. Fakten, Positionen, Perspektiven*, ed. Sabine Süß/IFG Ulm, Basel 2004.

Dell, Christopher, *Prinzip Improvisation*, Köln 2002. Dell, Christopher, *Replaycity: Improvisation als urbane Praxis*, Berlin 2011. Dell, Christopher, *Tacit Urbanism. Production of Space in Everyday Kolkata*, Rotterdam 2009. *»die augen sind hungrig, aber oft schon vor dem sehen satt«.* Otl Aicher zum 75. Geburtstag, ed. Renate Kirchner, Christiane Wachsmann, Ulm 1997. *Die Gruppe, Identität in der Masse*, ed. Ivo Frenzel, Klaus Lehmann, Giessen 1994. Dimitriu, Andrés M., *Die Umwelt der ausgewanderten Arbeiter*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1971.

Eckstein, Hans, *Formgebung des Nützlichen. Marginalien zur Geschichte und Theorie des Design*, Düsseldorf 1985. Edelmann, Klaus Thomas, Terstiege, Gerrit, ed., *Gestaltung denken: Ein Reader für Designer und Architekten*, Basel 2010. Ehses, Hanno, Wiesenfarth, Gerhard, *Gestaltreinheit und Gestalthöhe, Überlegungen zu G. D. Birkhoff und Chr. v. Ehrenfels innerhalb einer exakten Ästhetik*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1972. Eisele, Petra, *BRDesign. Deutsches Design als Experiment seit den 1960er Jahren*, Köln 2005. *Entwürfe für die dritte Neuzeit*, ed. Ivo Frenzel, Christoph Hackelsberger/IFG Ulm, Giessen 1996. Erlhoff, Michael, »Das Bundes-Bauhaus«, Westermanns Monatshefte 7/1985, 22–30. Erlhoff, Michael, ed., *Deutsches Design 1950–90*, München 1990. Erni, Peter, *Die Gute Form. Eine Aktion des Schweizerischen Werkbundes.* Dokumentation und Interpretation, Baden 1983.

Fischer, Volker, *Die Schwingen des Kranichs. 50 Jahre Lufthansa Design*, Stuttgart, London 2005. Fleischmann, Gerd, Bosshard, Hans Rudolf, Bignens, Christoph, *max bill. typografie reklame buchgestaltung*, Sulgen, Zürich 1999. *Form: Ethik. Ein Brevier für Gestalter*, ed. Christoph Böninger, Stuttgart 2006. *Form und Zeichen – Globale Kommunikation. Form and Sign – Global Communication*, ed. Sabine Süß/IFG Ulm, Basel 2003. Frei, Hans, *Konkrete Architektur?* Über Max Bill als Architekt, Diss. phil, Zürich 1985, Baden, Genf 1991. *Freundschaft und Begegnung.* Erinnerungen an Otl Aicher, ed. Fred Hochstrasser, Ulm 1997.

Gänshirt, Christian, »Eine Theorie des Entwerfens? Zu den Schriften von Otl Aicher«, Graz Architecture Magazine 2/2005, 172–191.

Gemeinsam nutzen statt einzeln verbrauchen: eine neue Beziehung zu den Dingen, ed. Eugen Gomringer, Walter R. Stahel, Giessen 1993. *Gestaltung des Unsichtbaren*, ed. Gunter Henn, Friedrich Schmidt-Bleek/IFG Ulm, Frankfurt am Main 1999. *Gestaltung Macht Sinn. Macht Gestaltung Sinn? Design Sense Power*, ed. Eugen Gomringer, Iris Laubstein/IFG Ulm, Frankfurt am Main 2000. *Gestaltung und neue Wirklichkeit*, ed. Eugen Gomringer/IFG, Ulm 1989. *Globalisierung/Regionalisierung – kritisches Potential zwischen zwei Polen*, ed. Klaus Lehmann, Franz Josef Radermacher/IFG Ulm, Frankfurt am Main 1998. Graf, Max, *Vor und nach Ulm: Werkstattbericht eines HfG-Architekten von 1952 bis heute*, Zürich 1989. Gros, Jochen, *Dialektik der Gestaltung*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1971.

Heimbucher, Joachim, Michels, Peter, *Bauhaus HfG IUP. Dokumentation und Analyse von drei Bildungsinstitutionen im Bereich der Umweltgestaltung*, Ulm 1971. *Heureka oder die Kunst der Entwerfens. Eureka or the art of design*, ed. Matthias Götz, Bruno Haldner/ IFG Ulm, Frankfurt am Main 2002. Hickmann, Fons, *Pop Politics: Gestaltung zwischen Praxis und gesellschaftspolitischer Verantwortung*, 1. Ulmer Gespräch, Ulm 2012. *History of Industrial Design*, Band 3: 1919–1990, The Dominion of Design, Mailand 1991. *Hochschule für Gestaltung*, Ulm, Katalog einer Wanderausstellung, ed. HfG Ulm, Ulm 1963. *Hochschule für Gestaltung*, Ulm, ed. Die Neue Sammlung, München 1964.

Im Namen des Nutzers, ed. Helmut Spieker/ IFG Ulm, Ulm 1991.

Jacob, Heiner, »HfG Ulm: A Personal View of an Experiment in Democracy and Design Education«, Journal of Design History 1/1988, 221–248. Wohnseifer, Johannes, *HfG* 53/03, Ulm 2003.

Kapitzki, Herbert W., *Gestaltung. Methode und Konsequenz. Ein biografischer Bericht*, Stuttgart 1996. Kellner, Petra, Poesznecker, Holger, *Produktgestaltung an der HfG Ulm. Versuch einer Dokumentation und Einschätzung*, Hanau 1978. Kinross, Robin, »Hochschule für Gestaltung Ulm, Recent Literature«, Journal of Design History 1/1988, 249–256. Kopperschmidt, Josef, *Rhetorik: Einführung in die persuasive Kommunikation*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1971. von Kornatzki, Peter, Müller, Rolf, »Die Abteilung visuelle Kommunikation an der Hochschule für Gestaltung. 1951 bis 1968«, High Quality 29/1994, 58–77.

Krampen, Martin, *Gliederung von Design-Aufgaben: ein Beispiel programmierter Unterweisung*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1972. Krampen, Martin, Baehr, Volker, *Analytische Planungsmethoden: Faktorenanalyse und cost-benefit-analysis*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1972. Krampen, Martin, *Otl Aicher – 328 Plakate für die Ulmer Volkshochschule*, Berlin 2000. Krampen, Martin, Hörmann, Günther, *Die Hochschule für Gestaltung Ulm – Anfänge eines Projektes der unnachgiebigen Moderne*, Berlin 2003. Krampen, Martin, *beobachten und formulieren. Grundkurs mit Übungen, nach einem Filmskript von Josef Albers*, DVD, Ostfildern-Ruit 2009.

Krippendorff, Klaus, *The Semantic Turn. A New Foundation for Design*, New York City 2006. *Kulturelle Identität und Design. Cultural Identity and Design*, ed. Alexander und Gudrun Neumeister/ IFG Ulm, Berlin 1990.

L'école d'Ulm, Textes et Manifestes, Paris 1988. Lindinger, Herbert, ed., *Ulm. Hochschule für Gestaltung. Die Moral der Gegenstände*, Berlin 1987, 2. Auflage 1991.

Matton, Ton, Dell, Christopher, *Improvisations on Urbanity*, Rotterdam 2010. Maus, Monika, Schubert, Peter, *Rückblicke: Die Abteilung Film – Institut für Filmgestaltung an der hfg Ulm 1960–1968*, Ulm 2012. Mavignier *hfg/ulm*, Ingolstadt 2003. *Max Bill Arquitecto*, nexus 29/30, 2004. *Max Bill, Aspekte seines Werks*, Winterthur, Sulgen, Zürich 2008. *Max Bill, ohne Anfang ohne Ende.* Eine Retrospektive zum hundertsten Geburtstag des Künstlers, Designers, Architekten, Typografen und Theoretikers, Herford, Zürich 2008. Meggs, Philip B., *Tomás Gonda – A Life in Design*, Richmond, Virginia 1993. Meilián, Michaela, Wenzel, Jan, *Rückspiegel*, Leipzig 2009. *Mensch Masse Medien. Interaktion oder Manipulation*, ed. Wibke von Bonin, Beate Schneider, Frankfurt am Main 1997. Merz, Ekkehard, Rusinat, Thilo, Zorn, Manfred, *Produktkritik: Entwicklungen und Tendenzen in der BRD*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1971. Metalab 01, *Postcontent*, ed. Bernd Kniess, Christopher Dell, Hamburg 2009. Metalab 02, *Die urbane Form*, ed. Bernd Kniess, Christopher Dell, Hamburg 2009. Metalab 03, *Das Unbewusste der Stadt – Stadt als abstrakte Maschine*, ed. Bernd Kniess, Christopher Dell, Hamburg 2009. Metalab 04, *Kunst der Funktion*, ed. Bernd Kniess, Christopher Dell, Hamburg 2010. Metalab 05, *Vom Recht auf Stadt*, ed. Bernd Kniess, Christopher Dell, Hamburg 2011.

Meurer, Bernd, Vinçon, Hartmut, *Industrielle Ästhetik. Zur Geschichte und Theorie der Gestaltung*, Gießen 1983. Meurer, Bernd, »Modernity and the Ulm School«, Jocelyn de Noblet, ed., Industrial Design. Reflection of a Century, Paris 1993, 226–237. Moser, Eva, *Otl Aicher, Gestalter.* Eine Biographie, Ostfildern 2011. Minke, Gernot, *Pneumatische Konstruktionen: Systeme, Typen und Formen pneumatisch-stabilisierter Membrantragwerke*, ed. IUP Ulm, Stuttgart 1972. Müller, Jens, Weiland, Karen, ed., *Lufthansa + Graphic Design*, Zürich 2012. Müller-Krauspe, Gerda, ed., *HfG Ulm – die Grundlehre von 1953 bis 1960: 16 Rückblicke und 6 Kurzporträts*, Detmold 2011. Müller-Krauspe, Gerda, *Selbstbehauptungen. Frauen an der hfg ulm*, Frankfurt am Main 2007.

Oestereich, Christopher, *Produktgestaltung und gesellschaftlicher Wandel in der Nachkriegszeit*, (Diss. phil, Köln 1997) Berlin 2000.

Paiva, Rodrigo, *421 Plakate der Hochschule für Gestaltung Ulm an der HfG Ulm*, Ulm 2010. *Privat in der Öffentlichkeit*, ed. Günther Feuerstein/ IFG Ulm, Ulm 1992.

Quiano, Marcela, ed., *hfg ulm: programm wird bau. Die Gebäude der Hochschule für Gestaltung*, Ulm 1998, 2. Auflage 2002.

Rathgeb, Markus, *Otl Aicher*, London 2006. Rattemeyer, Volker, Helms, Dietrich, ed., »Typographie kann unter Umständen Kunst sein«. Friedrich Vordemberge-Gildewart, Typographie und Werbegestaltung, Wiesbaden 1990. Reuter, Wolf D., ed., *Horst W. J. Rittel, Planen Entwerfen Design. Ausgewählte Schriften zu Theorie und Methodik*, Stuttgart, Berlin, Köln 1992. Reinke, Thomas, Shrigley, Gordon, *max Bill: hfg ulm. drawing and redrawing, volume one: atelierwohnungen, studentenwohnturm*, London 2007. Roericht, Nick, *Arbeitsgruppe HfG-Synopse*, ed., HfG-Synopse, Ulm 1982, 2. Auflage 1986. Rübenach, Bernhard, *Der rechte Winkel von Ulm. Ein Bericht über die Hochschule für Gestaltung 1958/59*, ed. Bernd Meurer, Darmstadt 1987. Ruppert, Wolfgang, »Ulm ist tot. Es lebe ulm! Rückblick auf die Hochschule für Gestaltung«, Kursbuch 106/1991, 119–138.

Schnaidt, Claude, »Ulm«, L'architecture d'aujourd'hui 143/1969, 61–66. Schnaidt, Claude, »Den Schreibern unserer Geschichte gewidmet«, form + zweck 5/1983, 24–29. Schneider, Beat, *Design – Eine Einführung. Entwurf im sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Kontext*, Basel, Boston, Berlin 2005. Scholtz, Andrea, *Hand und Griff*, Ausstellung Wien 1951, Walter Zeischegg, Carl Auböck, Köln 1995. Schüler, Barbara, »Im Geiste der Gemordeten ...«: Die »Weiße Rose« und ihre Wirkung in der Nachkriegszeit, Diss. phil, Stuttgart 1998, Paderborn, München, Wien, Zürich 2000. von Seckendorff, Eva, *Die Hochschule für Gestaltung in Ulm. Gründung (1949–1953) und Ära Max Bill (1953–1957)*, Diss. phil. Hamburg 1986, Marburg 1989.

von Seckendorff, Eva, »HfG: Außer Bauhaus nichts gewesen?«, 50 Jahre new bauhaus. Bauhausnachfolge in Chicago, Berlin 1987, 87–92. Seitz, Peter, *Designing a life*, Minneapolis 1997. Selle, Gert, *Design-Geschichte in Deutschland. Produktkultur als Entwurf und Erfahrung*, Köln 1987, 2. Auflage 1990. Senn, Michael, *Der dienende und entfremdete Stein“*, 2. Ulmer Gespräch, Ulm 2012. Spitz, René, *hfg ulm. der blick hinter den vordergrund. die politische geschichte der hochschule für gestaltung 1953–1968. The View behind the Foreground. The Political History of the Ulm School of Design 1953–1968*, Stuttgart, London 2002. Spitz, René, *Design: Befehl von ganz unten*, 3. Ulmer Gespräch, Ulm 2012. Stämpfli, Regula, *Die Macht des richtigen Friseurs. Über Bilder, Medien und Frauen*, Zürich 2007. Stämpfli, Regula, *Frauen ohne Maske: Über Frauen und Ihre Berufe*, Bern 2009. Stämpfli, Regula, *Vom Stummbürger zum Stimmbürger*, Zürich 2003. *Strategischer Raum. Urbanität im einundzwanzigsten Jahrhundert. Strategic Space. Urbanity in the twentyfirst Century*, ed. Marc Angélie, Peter Baccini, Helmut Spieker/IFG Ulm, Frankfurt am Main 2000. Stempel, Barbara, Eppinger Curdes, Susanne, ed., *Rückblicke, Die Abteilung Visuelle Kommunikation an der HfG Ulm 1953–1968*, Detmold 2010. *Surviving the Suburb: Attempts to Semi-Self-Sufficiency in Suburbia*, ed. Ton Matton, Gregor Harbusch, Martin Luce, Wien Timmermanns, Rotterdam 2008.

Thomas, Angela, *mit subversivem glanz. max bill und seine zeit. band 1: 1908–1939*, Zürich 2008.

ulmer modelle. modelle nach ulm. hochschule für gestaltung ulm 1953–1968, Ostfildern-Ruit 2003. *Uncorporate Identity. Metahaven*, ed. Daniel van der Velde, Vinca Kruk, Baden 2010.

van der Velden, Daniel, *False Flag: Rule by Design*, 4. Ulmer Gespräch, Ulm 2012. de Vet, Annelys, Subjective Atlas“, 6. Ulmer Gespräch, Ulm 2012.

Wachsmann, Christiane, ed., »Design ist gar nicht lehrbar ...« Hans Gugelot und seine Schüler. Entwicklungen und Studienarbeiten 1954 bis 1965, Ulm 1990. Wachsmann, Christiane, ed., *Objekt + Objektiv = Objektivität? Fotografie an der HfG Ulm*, 1953–1968, Ulm 1991. Wachsmann, Christiane, ed., *Kartoffelchips im Wellflächenquadrat*, Walter Zeischegg, Plastiker, Designer, Lehrer an der HfG Ulm 1951–68, Ulm 1992. Wachsmann, Christiane, ed., *Bauhäusler in Ulm. Die Grundlehre an der Ulmer HfG zwischen 1953 und 1955*, Ulm 1993. Wachsmann, Christiane, ed., »Fangen wir an, hier in Ulm«. Hochschule für Gestaltung Ulm – Die frühen Jahre, Ulm 1995. Weinberg-Staber, Margit, *Design – Formgebung für jedermann. Typen und Prototypen*, Zürich 1983. Weinberg-Staber, Margit, *Max Bill – Leben und Sprache*, Zürich 1988. Wichmann, Hans, *System Design Bahnbrecher. Hans Gugelot 1920–65*, 1984, Basel, Boston 2. Auflage 1987. Wick, Rainer K., »Dem Bauhaus fern entrückt: Die Ulmer Hochschule für Gestaltung nach Max Bill«, Gerda Breuer, Andrea Peters, Kerstin Plüm, ed., Die 60er. Positionen des Designs, Ausstellungskatalog, Köln 2000, 22–31.

Zero Landscape. Unfolding Active Agencies of Landscape, ed. Klaus K. Loenhart, Graz 2011.

Über den Autor/ about the author

René Spitz, Jg. 1968, Studium der Geschichte, Germanistik und Kommunikationswissenschaft in München und Köln. 1989–91 projektweise Zusammenarbeit mit Otl Aicher. 1997 Promotion über die politische Geschichte der HfG Ulm. Seit 1998 Partner im Kölner Beratungsunternehmen rendel & spitz. Seit 1998 Veröffentlichung von mehr als 300 Designkritiken im WDR. Seit 2002 mehrere Lehraufträge über Designgeschichte, -theorie und -kritik. 2004–07 Vorsitzender des Fachbeirats und verantwortlich für die programmatische Neuausrichtung des IFG Ulm. Schwerpunkt seiner Beschäftigung mit Designtheorie und -forschung ist die gesellschaftliche Verantwortung des Gestalters.

René Spitz, born in 1968, studied history, German language and literature and communications in Munich and Cologne. 1989–91: Project-based collaboration with Otl Aicher. 1997: Doctorate, with dissertation on the political history of HfG Ulm. Since 1998: Partner in the Cologne-based consultancy firm rendel & spitz. Since 1998: Broadcasting of over 300 design critiques on WDR radio. Since 2002: Several lectureships on design theory, criticism and history in Wuppertal, Düsseldorf and Cologne. 2004–07: Chairman of the Advisory Board and responsible for the reorientation of IFG Ulm. His interest in design theory and research focuses on the societal responsibility of the designer.

Dank/ Acknowledgements

Dieses Buch entstand im Auftrag der Stiftung Hochschule für Gestaltung HfG Ulm. Außerordentlicher Dank gebührt der Stiftung nicht nur für die großzügig zur Verfügung gestellten finanziellen Mittel. Ich danke darüber hinaus insbesondere dem Vorsitzenden des Stiftungsrats, Alexander Wetzig, und der Intendantin und Vorsitzenden des Fachbeirats, Regula Stämpfli, für ihr Vertrauen in meine Arbeit, das darin zum Ausdruck gekommen ist, dass keinerlei Einfluss auf den Entwicklungsprozess und das Resultat ausgeübt wurde. Ich trage auch deshalb die alleinige Verantwortung für das vorliegende Ergebnis mit sämtlichen Versäumnissen, Lücken, Irrtümern und Fehlern. Nicht zuletzt danke ich der Geschäftsführerin des IFG Ulm, Julia Hanisch, für ihren unermüdlichen organisatorischen Einsatz im Hintergrund. R.S.

This book was produced on behalf of the Hochschule für Gestaltung HfG Ulm Foundation. I am extraordinarily indebted to the Foundation, and not only for the funding which it generously made available. Over and above that, my special thanks go to Alexander Wetzig, head of the board of the foundation, and Regula Stämpfli, director and head of the advisory board, for their confidence in my work which was such that no attempt whatsoever was made to influence the development process or the result. Consequently, I also bear sole responsibility for that result and all omissions, gaps, errors and misapprehensions. Last but not least, I wish to thank Julia Hanisch, general manager of IFG Ulm, for her untiring organizational support behind the scenes. R.S.

Bildnachweis/ Photo credits

Trotz größter Bemühungen ist es nicht gelungen, sämtliche Fotografen bzw. Rechteinhaber zu ermitteln, so dass der Nachweis an dieser Stelle leider unvollständig bleiben muss. Alle Abbildungen sind im Zusammenhang mit Aktivitäten entstanden, die mittelbar oder unmittelbar durch die Stiftung Hochschule für Gestaltung beauftragt worden waren. Deshalb wird davon ausgegangen, dass jegliche Veröffentlichungsrechte bereits vergütet worden sind. Sollten dennoch in Ausnahmefällen Rechte verletzt worden sein, so wird für dieses Versehen um Entschuldigung gebeten. In spite of extensive efforts, it has not been possible to identify all the photographers or holders of rights to the illustrations, and therefore the credits unfortunately remain incomplete. All the photographs were taken in connection with activities which had been directly or indirectly commissioned by the Hochschule für Gestaltung Foundation, and it is therefore assumed that all publication rights have already been purchased. Should any rights nevertheless have been infringed in exceptional cases, we apologise for that oversight.

Otl Aicher: 30/02; Ellen Bailly: 100/01, 102/01–03, 103/05–06, 103/09, 104/01–02, 104/04; Kadambari Baxi: 266/01–03, 268–273; Rose Böttcher: 102/04; Hans G. Conrad: 20/04, 21/05–06, 21/08, 22/01–08, 23/09–10, 23/12–13, 24/02–04, 25/08–09, 28/02, 30/01, 31/03–05; Simone Demandt: 103/08; L'école d'Ulm: 26/02; Jan Frommel: 94, 140/02, 142/01, 143/03, 144/01–04, 145/06–07, 146/01–02, 147/05–07, 148/01–02, 188–191, 200–204, 222–223, 286; Roland Fürst/HfG-Archiv: 23/11, 25/07; Michael Gebendorfer: 192; Heinz Hahn: 109/05; HfG-Archiv: 20/01–02, 27/06; Eckhard Jung/HfG-Archiv: 25/05; Bernd Kniess: 243/10–11, 244/01, 244/04, 245/09–10, 247/06–09, 248/02–03, 250/01–02, 251/05; Gerhard Kolb: 104/05, 105/06–08, 106/01–04, 107/05–06, 108/01–04, 110/02–03, 111/05–06; Hannah leRoux: 244/03, 244/05, 245/06–08, 248/01, 249/05, 249/07–08, 250/03–04, 251/06–07, 252/01–02, 253/05–06, 253/09; Ton Matton: 282–285; Gloria Nauber-Gassmann/HfG-Archiv: 25/06; Gabriele Péé: 125/05; Simon Resch: 27/05, 27/07; Ike und Hannes Rosenberg: 20/03, 21/07; Wolfgang Siol/HfG-Archiv: 24/11, 25/10; Catherine de Sousa: 254–255; Stadt Ulm: 156; Südwestpresse: 26/01, 26/04, 28/01; René Spitz: 18, 30, 150, 176–187, 216, 224, 243/06–09, 243/12, 244/02, 246/01, 247/05, 248/04, 249/05, 252/03–04, 253/07–08, 256–265, 267/04–08, 274, 296, 306–307.

Die Urheber vieler Fotos der Septembertagungen konnten nicht eindeutig identifiziert werden. Diese Fotografen konnten folgenden Jahren zugeordnet werden/The authors of many photos of the September conferences could not be clearly identified. These photographers were assigned to the following years: 1988: Ellen Bailly, Rose Böttcher, Simone Demandt, Gerhard Kolb, Leonardo Mosso, Marcella Quijano; 1989: Ellen Bailly, Gerhard Kolb; 1990–1991: Gerhard Kolb; 1992: Frank Hess, Micha Wolfson; 1993: Gabriele Péé, Micha Wolfson; 1994: Silke Mayer; 1995: Frank Hess, Volkmar Könneke, Vladimir Spacek, Till Winkler; 1996: Scott Gucker, Frank Hess; 1997–1998: Frank Hess, Gabriele Péé-Seidel; 1999: Frank Hess, Tilo Mozer, Gabriele Péé; 2000: Frank Hess, Gabriele Péé.

Impressum/Imprint

Autor/author

René Spitz, Köln

Ausnahme/exception

Bei dem Beitrag von Peter Sloterdijk handelt es sich um die von ihm redigierte und autorisierte Fassung seines Vortrags am 22. September 2005./The article by Peter Sloterdijk is the personally edited and authorized version of his presentation on 22 September 2005.

Herausgeber/publisher

Internationales Forum für Gestaltung IFG Ulm unter der Intendanz von Regula Stämpfli/
International Design Forum IFG Ulm under the directorship of Regula Stämpfli

Gestaltung/layout

Petra Hollenbach und Regina Klebinger, Köln

Lektorat/copy-editing

Die Schreibweisen... Schmidt & Knyhala, Esssen

Übersetzung/translation

Keith Lunn, Essen

Druck und Bindung/print and binding

DZA Druckerei zu Altenburg GmbH

Schrift/typeface

Berthold Akzidenz Grotesk

Papier/paper

Lessebo Design und Gmund Colors

Auflage/print run

800

© 2012 Herausgeber, Autoren und Fotografen/
publisher, authors and photographers

Alle Rechte, insbesondere das Recht auf Vervielfältigung und Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil dieses Werks darf in irgendeiner Form ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, translated, stored in retrieval systems or transmitted in any form or by any means, electronic, mechanical, photocopying or recording or otherwise, without the prior permission of the publisher.

Stiftung Hochschule für Gestaltung HfG Ulm
Internationales Forum für Gestaltung IFG Ulm
GmbH
Am Hochsträß 10
89081 Ulm
Phone +49-731-381001
Fax +49-731-381003
presse@hfg-ulm.de
www.hfg-ulm.de

Geschäftsführerin/general manager

Julia Hanisch

Vorsitzender des Stiftungsrats/ head of the foundation board

Alexander Wetzig

Mitglieder des Fachbeirats/members of the advisory board (30. November 2012)

Regula Stämpfli, München/Brüssel,
Vorsitzende/head
Ruedi Baur, Paris
Christoph Böninger, München
Daniel van der Velden, Amsterdam

Printed in Germany
ISBN 978-3-9802864-2-8
EUR 38,-

Weltweit steht »Ulm« für einen spezifischen Anspruch an die Gestaltung der modernen Welt. Die Hochschule für Gestaltung (HfG) Ulm hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Design und Architektur als Mittel zur kulturellen Bewältigung der technischen Zivilisation zu entwickeln. Wie an keinem anderen Ort konzentrierte sich die theoretische und praktische Auseinandersetzung auf die Frage, worin die gesellschaftliche Verantwortung der Gestalter besteht – vorangetrieben von Akteuren wie Otl Aicher, Max Bense, Max Bill, Gui Bonsiepe, Tomás Maldonado und Horst Rittel.

Dieser Diskurs wurde auch nach der Schließung der HfG 1968 vom Ulmer Kuhberg aus weiter geführt: Zuerst im Institut für Umweltplanung IUP (1969-1972), seit 1988 durch das Internationale Forum für Gestaltung IFG Ulm. »Ulm« ist seither durch seine permanente Transformation gekennzeichnet: Jeweils neue Antworten auf die unverändert akuten Fragen nach den humanen Grundlagen der Gestaltung jenseits der Oberfläche der Dinge, geliefert von führenden Protagonisten der internationalen Gestalterszene im Gespräch mit Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Kunst.

Das vorliegende Buch macht diese Kontinuität mit ihren Brüchen erstmals sichtbar. Es versammelt Original-Interviews mit Ruedi Baur, Gerhard Curdes, Christopher Dell, Fred Hochstrasser, Bernd Kniess, Siegfried Maser, Ton Matton, Miguel Robles-Duran, Sabine Süß, Regula Stämpfli, Florian Walzel und Alexander Wetzig. Mit einem Text von Peter Sloterdijk.

Across the globe, "Ulm" stands for a specific approach to the design of the modern world. The Hochschule für Gestaltung (HfG) Ulm had set itself the task of developing design and architecture as cultural means of coping with technical civilization. Nowhere else was the theoretical deliberation and practical experiment so concentrated on the question of the designer's social responsibility – driven by major players including Otl Aicher, Max Bense, Max Bill, Gui Bonsiepe, Tomás Maldonado and Horst Rittel.

This debate was continued at Ulm's Kuhberg even after the closure of HfG in 1968: first by IUP, the Institute of Environmental Planning (1969-1972), and since 1988 by IFG Ulm, the International Design Forum. Since then, "Ulm" has been in a state of permanent transformation, with new answers to the ever pressing questions of the humanist principles of design beyond the surface of things, supplied again and again by leading protagonists from the international design scene in conversation with scientists, politicians, economists and artists. This book sheds light for the first time on that continuity and its ruptures. It contains a collection of original interviews with Ruedi Baur, Gerhard Curdes, Christopher Dell, Fred Hochstrasser, Bernd Kniess, Siegfried Maser, Ton Matton, Miguel Robles-Duran, Sabine Suess, Regula Stämpfli, Florian Walzel and Alexander Wetzig. With a text by Peter Sloterdijk.